

Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes: Erinnerungen

Oppenheimer, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Oppenheimer, F. (1931). *Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes: Erinnerungen*. Berlin: Welt-Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50842-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>

Erlebtes, Erstrebtes Erreichtes

Erinnerungen

von

FRANZ OPPENHEIMER

W E L T - V E R L A G / B E R L I N

DER GROSSE HOF UND DAS KLEINE BERLIN

Das freilich kann ich nicht behaupten, daß ich „mit Spreewasser jedooft“ bin; aber ein echter Berliner bin ich, sogar ein „janz echter“, wenn es nämlich wahr ist, was wir selbstverständlich immer behaupteten und was die anderen ebenso selbstverständlich entrüstet bestritten, daß das echte Berlinertum, die echte Muttersprache und die echte „große Schnauze“ nicht in den feinen Bezirken der inneren Stadt ihre Heimstätte und sturmfreie Burg hatten und haben, sondern in „Berlin J. D.“, wie man heute sagt. (In Parenthese für Leser, die nicht das Glück haben, den schönsten Dialekt Deutschlands in allen seinen Abschattungen und mit allen seinen Schikanen zu beherrschen; das ist keine postalische Bezeichnung, sondern bedeutet „janz draußen“, und „Berlin V“ heißt — — „Viehhof“. Heute freilich ist meine engere oder engste Heimat zwar nicht postalisch, aber wohl geographisch Berlin-Mitte; aber damals war sie wirklich „janz draußen“; was noch dahinterlag, war allenfalls „Kietz“. Meine ganze Jugend spielte sich ab zwischen dem Rosenthaler und dem Neuen Tore, also im Norden; die Spree war die südliche Grenze meines Jugendreiches.

In der Krausnickstraße erblickte ich das Licht dieser bunten Welt, einer krummen Gasse, die von der Oranienburger zur Großen Hamburgerstraße führt, benannt nach einem verschollenen Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt, angelegt wahrscheinlich auf einem der ungeheuren Hinterhöfe, die noch zu meiner Studentenzeit daran erinnerten, daß einst in der eisenbahnlosen, der schrecklichen Zeit Frachtwagen den Ver-

kehr zwischen Hamburg und Berlin zu vollziehen hatten, die auf jenen Riesenhöfen der „Ausspannungen“, wahren Karawansereien, ihre Stätte der Ruhe fanden. In der Krausnickstraße Nr. 5, im zweiten Stock, beschrieb ich zuerst die Wände, ein langer, äußerst magerer Junge mit einem Gesicht, das, wie meine Mutter mir lachend erzählte, aus nichts als Augen und Nase bestand. So häßlich erschien ich ihr, daß sie nicht mit mir ausgehen mochte, nicht aus Scham, sondern aus echtem Mutterkummer; sie wollte nicht erleben, daß jemand ihren Jungen mitleidig anschaute. Eine alte Nachbarin tröstete sie: „Frau Doktorchen, große Fenster zieren das Haus.“ Allmählich rundeten sich die Züge des Gesichts; eine alte Photographie, die mich zusammen mit meiner damals dreijährigen Schwester Paula als noch nicht Zweijährigen zeigt, stellt mich als recht fettes Baby dar; aber zu klassischer Schönheit hat es niemals kommen wollen; die berühmte „Hethiternase“ blieb und stempelte mich als den Angehörigen einer Rasse, die der im allgemeinen blonde Berliner mit einer traditionellen, sozusagen liebevollen Feindschaft betrachtete und behandelte, einer Feindschaft, die sich aber von dem späteren, sozusagen wissenschaftlich begründeten Antisemitismus der oberen Klassen sehr stark unterschied. Ich habe als Bub nicht selten hinter mir, auch wohl ins Gesicht, das als Schimpfwort gemeinte „Jude“, sehr selten das inzwischen wohl ausgestorbene „Hepp-hepp“ gehört; aber das war, wie gesagt, mehr der Ausdruck einer uralten und durch ihr Alter geheiligten Überlieferung als Haß, war mehr die typische Ver-spottung, die alle Gruppen gegen alle Gruppen des gleichen Kreises üben, solange es eine Geschichte gibt, war mehr der Ausdruck des Gefühls, das der Berliner so schön geprägt hat mit dem geläufigen Satze: „Mang uns mang is eener mang, der nich mang uns mang jehört.“ Gerade so freundlich-feindlich standen wir Gymnasiasten den Realgymnasiasten gegenüber; sie schimpften uns „Gumminesen“, wir sie „Realklepper“, obgleich die beiden Anstalten, das Friedrichs-Gymnasium in der damals noch so genannten „Großen“ Friedrichstraße und das Friedrichs-Realgymnasium in der Albrechtstraße erst soeben als Zwillinge aus dem einen Ei der Kretschschens Anstalt gekrochen

waren, und prügeln uns, wo wir uns trafen — und wir trafen uns immer! Und gerade das gleiche Verhältnis von Feinden, die sich nicht entbehren können, bestand zwischen uns und den Moabiter Gemeindegliedern, in deren Reich und Bereich wir wöchentlich zweimal gerieten, wenn wir auf dem Ballodschen Turnplatz zu erscheinen hatten, der in der Gegend des heutigen Kriminalgerichts gelegen war. Nur überwog hier nicht der homerische Einzelkampf der Helden, sondern bereits der organisierte Krieg der Massen; bandenweise zogen wir zum Kampfe, und das Schlachtenglück neigte sich bald dieser, bald jener Partei zu, je nachdem Zeus von der Höhe des wolkengekrönten Berliner Ida, des Kreuzbergs, die Wage schwanken ließ. Einmal waren wir von erdrückender Übermacht in einen „Torweg“ eingeschlossen, den wir mit Todesverachtung — die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht — verteidigten. Ein Kriegsrat beschloß, unseren Achilles, den starken Düwel, den uns anderen wesentlich mehr durch seine Jahre als durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß überlegenen Sohn eines Polizeioffiziers, herbeiholen zu lassen; mir, als einem der Flinksten und Kleinsten, fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, mich bei Gelegenheit eines zu diesem Zwecke eigens unternommenen Ausfalls durch die Reihen der Moabiter Trojaner zu schleichen. Aber ach, was helfen List und Mut, wenn die Götter gegen uns sind; sie fingen mich, bedachten mich mit jener Tracht, zu der man keinen Schneider braucht, fesselten mich an Händen und Füßen und „verbuddelten“ mich an abgelegener Stelle in den Sand der märkischen Heimat, wo sie am allersandigsten ist; nur der Kopf des Märtyrers ragte noch hervor als ein Tummelplatz unzähliger Fliegen und einiger sehr mißtrauisch betrachteter Wespen; zum Glück behielt das Sprichwort Recht, daß die Wespen nicht an den schlechten Früchten (und Früchtchen) nagen. So lag ich in herzdurchbohrender Einsamkeit, bis der letzte Schein der Abenddämmerung verblichen war; und ich kann von Glück sagen, daß doch zuletzt noch ein paar der Feinde Verstand genug hatten, mich auszugraben, loszubinden und mit einer nochmaligen gehörigen Verwarnung zu meinen heimischen Penaten zu entlassen. So spät war ich noch nie nach Hause gekommen; mehrfach war ich ernst-

lich ermahnt worden, mich ohne Verzug heimzusehen, jetzt war mein Maß voll, und die Geduld meiner sonst so geduldigen Mutter erschöpft; ohne den Beschuldigten auch nur anzuhören, „verwamste“ sie mich nach Strich und Faden mit meinem eigenen Spazierstöckchen — es war nicht dick —, und das schlimmste dabei war, daß dieses hochelegante Requisit eines Jungen up to date jener Zeit dabei zerbrach. So kam ich, unschuldig-schuldig, der reine Tor, zu der dritten Tracht Prügel an diesem Tage des Unheils und der Niederlage, und es war mir damals ein geringer Trost, daß ich so oft keine Prügel bezogen hatte, wo ich sie mir ehrlich verdient hatte.

„Aber ich greife vor“, sagte Paula Erbswurst, auch eine gute Bekannte aller alten Berliner. Der Chronist ruft sich selbst zur Ordnung und kehrt zur historischen Reihenfolge zurück.

Wir waren Mietsnomaden. Der Klapperstorch war damals noch ein freier Wildvogel, „man weiß nicht, von wannen er kommt und geht“, und kein domestiziertes Haustier, das nur auf ausdrückliches Kommando antritt. Er brachte meine Schwester Elise, ebenso flachshaarig und blauäugig, wie ich selbst schwarz und braunäugig; die Wohnung wurde wohl aus diesem Grunde zu eng; außerdem mußten die Eltern sich entschließen, das allzu kleine Einkommen des Vaters durch die Aufnahme von Pensionären zu ergänzen; wir zogen nach der Auguststraße, wieder Nr. 5. An den Norden waren wir gebunden; hier lag, in der Johannisstraße, das kleine bescheidene Bethaus der jüdischen Reformgemeinde, an der mein Vater Prediger und Religionslehrer war. Damals „konnte man“ noch in der Auguststraße wohnen. Es war nicht gerade eine „feine“ Wohngegend wie etwa die „Neue Promenade“, aber immerhin eine „janz jute Jejend“. Berlin war noch nicht verwöhnt, die großen Prachtlogis kamen erst seit der Zeit nach dem Kriege von Siebzig mit dem Milliardenregen auf, wenigstens für den Mittelstand; einige große Bankiers, Fabrikanten und Beamte mögen in ihren Dienstwohnungen und Eigenhäusern schon große, elegant ausgestattete Räume gehabt haben, aber ein Badezimmer hatte nicht einmal das kaiserliche Palais Unter den Linden; einer der Besitzer des Hôtel de Rome hat mir später einmal erzählt, daß sich der alte

Kaiser regelmäßig einmal wöchentlich die volle Badewanne herüberschicken ließ. Und was den Nebenraum anlangt, den unser Wilhelm Busch „die Klausel, still berühmt im ganzen Hause“ nennt, so rückte sie damals erst ganz allmählich in das Innere jeder Wohnung und in den privaten und ausschließlichen Gebrauch ihrer Insassen ein; sehr oft befand sie sich noch „auf der halben Treppe“ und war zwei bis vier Mietsparteien zugänglich. Den Fortschritt brachte erst die gewaltige Kulturerrungenschaft der Wasserspülung, die erst zu meiner Kinderzeit sich allgemein durchsetzte, im Gefolge einer schweren Choleraepidemie, die um 1870 herum gehaust haben muß, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht; keinesfalls täuscht sie mich — der Geruchssinn ist bekanntlich der Erinnerungssinn par excellence — über Quantität und Qualität der Düfte, die emporstiegen, wenn der Unternehmer der Abfuhr seine abgehärteten Mannen in Bewegung setzte. Er hieß Bolle und war einer von drei Brüdern, die der stets reimfreudige, wenn auch nicht im höheren Sinne poetische Berliner in einen anmutigen Gedächtnisvers gebracht hatte; der eine, der eine Weißbierbrauerei betrieb, hieß der Weißbolle, der zweite, Inhaber eines Eiswerkes, der Eisbolle. — Ähnlich wurden später drei andere Brüder Topf berühmt, die in der Belle-Alliancestraße eine Tag und Nacht offene, bekannte Restauration unterhielten. Zwei von ihnen teilten sich in den Dienst des Tages; der eine hatte den Bier-, der andere den Schnapsausschank unter sich; sie hießen der Bier- und der Schnapstopf; der dritte hatte den Nachtdienst allein und von ihm seinen Zunamen.

Das finstere Miethaus meiner Geburt in der finsternen Krausnickstraße habe ich nie wieder betreten; keine Erinnerung verknüpfte mich mit ihm. Wohl aber bin ich als erwachsener Mann einmal durch den Torweg des Hauses in der Auguststraße getreten, des ersten, mit dem ich hellbewußte Erinnerungen verband. Ich wollte den riesigen Hof wiedersehen, auf dem sich unsere Kinderspiele zumeist abwickelten, wo der Leiermann die Orgel drehte, und wir ihm die „Dreier“ auf sammelten, die mitleidige Hausfrauen und musikalische Köchinnen aus allen Fenstern, na, sagen wir, regnen ließen; wo die Mannschaft des Holz-

händlers mit Säge, Beil und Sägebock antrat, um vor unseren staunenden Augen lange Scheiter in kurzes Brennholz umzuwandeln, wo stündlich die „Musik der Großstadt“ erklang: „Lumpen, Knochen, Papier, alte Stiefel, alte Hüte, Haaasenfelle!“ oder: „Beesinge, Beesinge, Beesinge“ (dem Nichtberliner sei gesagt, daß das Wort Blau- oder Heidelbeeren bedeutet, ein altes deutsches Wort; schon zur Zeit Julians des Abtrünnigen nannten die Thüringer einen nicht sehr populären König Bisino); oder es rief in heißer Sommerzeit: „Fliegenstecke, Fliegenstecke“, alles nach einer feststehenden, offenbar aus Urzeiten stammenden, sozusagen geheiligten Melodie, die nie aus meinen Ohren weichen wird.

Ja also, diesen riesigen Hof wollte ich wiedersehn mit dem Monument in seiner Mitte, dem ungeheuren Müllkasten, der zur Sommerzeit mit den Mannen des dritten Bolle erfolgreich wetteiferte. Aber ach! Man soll die Stätten seiner großen Eindrücke sorgfältig meiden, so sorgfältig wie einstige Geliebte: es gibt immer eine Enttäuschung. Dieser große Hof war nicht größer als alle anderen Berliner Höfe; er entsprach ganz und gar dem schönen Bilde, das Eckstein in seiner unvergeßlichen Ode des Oberlehrers auf die Mietskaserne gezeichnet hat:

„Denn eng und hoch, vier Stock tief eingekelt,
liegt steil und schluchtig dieses Hof's Gevierte.
Hier hat der sanfte Phöbus nie gewelt,
und Luna nie die Schläfer hier genierte.
Von ihren Sommersprossen ward geheilt
die Nähterin, seit sie sich herquartierte;
denn was hier haust, Flickschneider, Wäscherin, Schuster,
umwebt ein ewiges märchenhaftes Duster.“

Eheu! Die Zeiten ändern sich, und wir mit ihnen! Die Maßstäbe verschieben sich; was groß war, wird klein, was klein war, groß. Beim sechzigsten Jubiläum meines Friedrichsgymnasiums vor sieben Jahren wurde ich seinem ehemaligen Direktor vorgestellt, dem verdienten Trendelenburg. Er ist (ich hoffe, er ist noch am Leben) ein Mann von kleiner Gestalt, den ich ein ganzes

Stück körperlich überragte. „Mein Gott“, sagte ich, „ich habe Sie als einen ganz großen Mann im Gedächtnis.“ Und er in schnellem Verstehen: „Dann müssen Sie als Sextaner bei mir gewesen sein“, was denn auch stimmte. Ganz so war es mir auch, natürlich sans comparaison, mit meinem großen Hof ergangen.

Aber es gibt ja, zu Glück oder Unglück, auch objektive Maßstäbe, und an ihnen gemessen war das Berlin meiner Kinderjahre sehr klein, wenigstens im Vergleich zu seinem heutigen Umfang. Als ich bis zur „Heimatkunde“ vorgeschritten war, lernte ich, die Stadt habe 700000 Einwohner. Darunter kann ich mir auch heute noch nicht viel vorstellen. Aber ich weiß noch sehr gut, wo Berlin damals anfang und aufhörte, wenigstens in meiner engeren Heimat, dem Norden. Wenn ich zum Turnen ging, überschritt ich bereits an dem kleinen Kanal, der in der Gegend des heutigen Lehrter Bahnhofs die Invalidenstraße kreuzt, das Gebiet der Bebauung. Dicht dahinter gab es nur noch das immer scheu betrachtete Zellengefängnis, vulgo Zuchthaus, und die Ulanenkaserne; wohl auch schon den alten, jetzt anderen Zwecken dienstbaren Hamburger Bahnhof; aber der „Lehrter“ (ich habe als Tertianer über ihn einen Aufsatz zu machen gehabt; da war er ganz neu und ein Wunder der Technik), das Ausstellungsgebäude, die Feuerwerkerschule und alles andere lag damals noch unter der Schwelle der Zeit; nichts war vorhanden als eine Sandwüste, der nur die Kamele fehlten; in ihr wuchsen ein paar magere Kiefern, auf berlinisch Kusseln, und ein paar kummengewöhnte Hungerblumen, Lichtnelken und Wolfsmilch und dergleichen, die wir für den Unterricht in der Botanik bei meinem unvergeßlichen, allzufrüh dahingegangenen Lehrer Hohnhorst sammelten und, damals noch nach Linné, bestimmten. Von Moabit — der Sturm auf das so genannte katholische Kloster war noch in frischer Erinnerung — standen nur ein Stück der Straße Alt-Moabit und zwei kurze Stückchen Turm- und Werftstraße; hier hausten unsere Erbfeinde, von denen ich erzählte. Aber auch vor dem Kanal war nur die linke Seite vollgebaut; rechts gab es weder die drei großen Gebäude der Landwirtschaftlichen Hochschule, des Naturhistorischen Museums und der Bergakademie, noch die Invalidenkirche und das heutige Arbeitsministe-

rium, die ehemalige Pepinière, offiziell genannt „militärärztliche Bildungsanstalt“: die befand sich noch in ihrem alten Heim in der Friedrichstraße nahe der Weidendammer Brücke. An ihrer Stelle erstreckten sich die alten, wohl noch friderizianischen, überaus bescheidenen Gebäude und schönen Gärten des Invalidenhauses weit nach Norden. Hier bin ich viel gewesen; zwei meiner Mitschüler waren die Söhne des Lehrers und Küsters der Anstalt Löchner, den ich in liebevollster Erinnerung bewahre. Er war „der redliche Thamm“ in Person, ein hochgewachsener, magerer, schweigsamer Mann, der mit seiner langen Pfeife zufrieden und philosophisch seine Rosen pflegte, uns Jungens zuzuhören und unmerklich zu lenken verstand und mir besonders den ersten Keim meiner Leidenschaft für die Alpen und die Steigekunst ins Herz legte. Wenn er von den großartigen Wanderungen sprach, die er alljährlich machte, wie man sie damals noch machte, mit wenig Geld, gar keinem Komfort und unendlicher Naturfreude, dann leuchteten seine guten Augen, und wurde sein verschlossener Mund beredt.

Dahinter also war die Wüste, die echtste denkbare „Streusandbüchse“ deutscher Nation. Und nicht ganz ohne gefährliche Bestien! Kannst du dir vorstellen, mein lieber junger Berliner, daß in der Gegend des heutigen Kriminalgerichts ein armseliges Büblein, das pflichtgetreu zum Turnen trabt, plötzlich sechs bis zwanzig wütende Wespen auf seiner unbestrumpften Wade spürt, in deren Nest er sehr wider Willen getreten ist? Kannst du dir denken, was das für ein Gebrüll setzte? Der alte Ballod, noch ein persönlicher Schüler Jahns, wie die Sage ging, strich sich mitleidig durch seinen merkwürdigen altdeutschen Riesenbart, dessen Hauptfarbe bei Gott grün war, als ich humpelnd und tränenbeschiert anlangte, und verordnete mir die Wohltat nasser Erde, ehe er mich heimschickte, wo mich Mutter, eines Arztes erfahrene und gar nicht ängstliche Tochter, in sachgemäße Behandlung nahm. Kannst du dir denken, daß mich ein anderes Mal eine Biene gerade in dem erhabenen Moment ins Genick stach, als ich den Springstock einsetzte, um den Tief-Weitsprung auszuführen? Wahrscheinlich hatte ich unwissentlich auch wieder ihr Familienleben zerstört. Lederstrumpf! Unkas,

der letzte der Mohikaner am Marterpfahl! Was sind alle Abenteuer des nur gelesenen Karl May gegen solches Erlebnis?! Ja, sogar die Jagd glückte zuweilen noch im Berliner Urwalde. Ich fand einmal am späteren Königsplatze, den damals die Sie-gessäule, der „Reichszigarrenabschneider mit der Reichswespe“, noch nicht zierte, an dem noch kein Reichstag prangte, kein Denkmal für Roon und Bismarck sich erhob, an dem nur, hinter Bäumen versteckt, das Krollsche „Etablissement“ des unvergeßlichen Geheimen Kommissionsrates Engel bestand, in einer hohlen Weide eine „richtiggehende“ Fledermaus, die sich den Flügel gebrochen hatte. Ich zog sie mit zagen Fingern hervor, weil ich zoologisch noch nicht weit genug gediehen war, um zu wissen, ob so ein Vieh nicht etwa beißt (im Vertrauen, ich weiß es noch heute nicht), brachte es nach Hause und wies ihr ein zerbrochenes Weißbierglas als Wohnung an. Aber das undankbare Tierchen verweigerte jede Nahrungsaufnahme, trat in den Hungerstreik ein wie nur ein Gefangener der Schlüsselburg, und ich mußte es zurücktragen, von wannen ich es genommen, einem ungewissen Schicksal entgegen. Auch dort war Berlin zu Ende; auf dem ungeheuren Platze spielten wir Indianer und Pflanze oder Räuber und Gendarmen oder probierten erfolglos den neugeschenkten Bumerang, der mir wenigstens niemals gehorsam in die Hand zurückkam. Einer meiner Kameraden war geschickter, aber nur mit dem Erfolge, daß ihm die heimtückische Waffe der Australier eine gewaltige Beule am Kopfe schlug. Seine Eltern verklagten dann mich als den Urheber des Unfalls und Verführer der Jugend bei meinen Eltern.

Dahinter erstreckte sich der Tiergarten in unbekannte Weiten. Er war durchaus noch nicht überall der gepflegte Park von heute, sondern enthielt noch große Strecken in der Gegend des Neuen Sees, wo unternehmungslustige Jungen sich in Brombeerhecken verstecken, beziehungsweise mit geschwungenem Tomahawk und dem Kriegsgeschrei ihres Volkes aus besagten Hecken über die überraschten Bleichgesichter herfallen konnten. Nur an der Spree gab es noch die „Zelte“ und die Straße „Unter den Zelten“, eine der vornehmsten Wohngegenden des neueren Berlin. Aber der Fluß selbst floß dort wenigstens noch nicht zwischen

künstlichen Ufern, hohen Kaimauern dahin, sondern hatte noch sein natürliches Bett. Da fand ich einmal einen toten Fisch und hob ihn auf; wer jemals einen toten Fisch in der Hand gehabt hat, weiß, daß der Geruch ebenso anhänglich wie peinlich ist. Es ist das eine der wenigen Erfahrungen meines Lebens, die mir wirklich eine Lehre für immer gewesen ist.

Hier verwirren sich meine Erinnerungen. Habe ich noch mit eigenen Augen das Omnibus-Schiff gesehen, das von den Zelten aus die vergnügungssüchtigen Berliner nach dem fernen Charlottenburg führte, oder weiß ich das nur aus Erzählungen und Bildern? Lokalhistoriker mögen mich belehren. Aber das weiß ich, daß es nach Charlottenburg eine Landpartie war, die man lieber im „Kremser“ als in der ersten Pferdebahn machte, deren Berlin sich rühmen durfte. Sie ging wie heute durch die Charlottenburger Chaussee über den Großen Stern, den noch keine Jagdszenen zu verschönern vorgaben, über das Knie nach der Berliner Straße, die damals mit einigen kurzen Querstraßen alles war, was von der heutigen Großstadt schon da war. Auch zwischen Berlin und seiner Nachbarresidenz bestand jene liebevolle nachbarliche Abneigung, die ich schilderte. „Er macht einen Charlottenburger“, sagte der Berliner, wenn jemand in Ermangelung eines Taschentuches — nun, man versteht mich! Unübertrefflich war damit die Einschätzung der schönen Stadt als eines „Bauernkaffs“ gekennzeichnet. Aber der Schloßpark und das Mausoleum waren doch herrliche Dinge für den unverwöhnten Geschmack. Gott, man war ja so anspruchslos! Hinter dem Zoologischen Garten, der damals auch noch eine Landpartie darstellte, zu der man sich rite verproviantierte, war in den Landwehrkanal eine Schleuse eingebaut, durch die das Wasser schäumend strömte. Hier konnte ich oft und lange stehen und in die Wirbel hineinträumen, die mir als die größte Naturherrlichkeit erschienen, mir Sohn des Tieflandes, der kaum wußte, daß Wasser sich auch schnell bewegen und rauschen kann.

Im Westen war Berlin am Lützowplatz und an der Potsdamer Brücke zu Ende. Der große Kaffee- und Konzertgarten „Blumes Hof“ war sein letzter Vorposten, wie nach Charlottenburg zu die beiden Kaffeegärten Tiergartenhof und Bellevue; hier über-

all „konnten Familien Kaffee kochen“ und zahlten nichts als für das heiße Wasser und ein wenig für das Geschirr; den Kuchen brachte man sich natürlich mit. Hinter Blumes Hof war die Wüste, aus der nur in weiter Ferne, an der jetzigen Pallasstraße, der inzwischen längst eingegangene sogenannte alte Botanische Garten als Oase winkte. Weiter nordöstlich bildete das Oranienburger Tor so ziemlich die Grenze; dahinter gab es nur noch die Maschinenfabriken von Borsig und Egell und eine halb ländliche Straße, die Chausseestraße, die zu dem ein wenig verrufenen Wedding führte. Gleich hinter der Bergstraße dehnte sich ein weiter Exerzierplatz bis nach dem Gesundbrunnen hin, der auch das Ziel von sommerlichen Kremserfahrten war, und vor dem Schönhauser Tor lag der Pfefferberg und gar Schultheiß ganz in der Landschaft; Pankow war fast unerreichbar. Und Rixdorf, Lichtenberg, ja sogar Schöneberg und Wilmersdorf waren noch kleine, sehr primitive Bauerndörfer, als die „Ringbahn“ sie zuerst dem Berliner erschloß.

„Massenverkehrsmittel“ gab es natürlich noch nicht. Der ersten Pferdebahn vom Brandenburger Tor nach Charlottenburg folgte erst in den siebziger Jahren die erste Innenstadt-Linie, die vom Rosenthaler zum Oranienburger Tor führte. Sie hat sich allmählich zum „Ring“ ausgewachsen und trägt meines Wissens noch heute die Nummer eins. Wir wohnten damals in der Linienstraße nahe der Oranienburger; unser Garten, das erste Paradies meiner Kindheit, reichte nach hinten bis an die Elsasser Straße, die damals noch Torstraße hieß, und ich entsinne mich wohl, mit welchem Interesse wir den ersten Wagen fahren sahen; es war das Wahrzeichen einer neuen Zeit, des kaiserlichen Berlin als Mittelpunkt des geeinten Reiches: das war uns Kindern natürlich nicht klar bewußt, aber wir fühlten doch, wie die Vaterstadt begann, die riesenhaften Glieder zu dehnen. Von den winzigen Wagen, die, von einem Pferdchen gezogen, langsam genug vorankamen, zu den heutigen Straßenbahnzügen und den Autobussen, zur Stadtbahn und der Hoch- und Untergrundbahn; welche Entwicklung! Damals ging man im allgemeinen zu Fuß, die reichen Leute hielten sich ihre „Equipage“, der Mittelstand leistete sich nur in Ausnahmefällen eine Droschke

zweiter Klasse; eine „erster“ war schon ein Luxus, der den Kredit des Benutzers entweder schwer schädigte oder sehr verbesserte, je nachdem man ihn für einen wirklichen „Kootzen“ oder nur für einen „Großkootz“ hielt. Volksverkehrsmittel war außer Schusters Rappen der „Sechseromnibus“; bei gutem Wetter saß man oben und ertrug stoisch-heroisch die Stöße, die das damalige Pflaster unvermeidlich machte; noch ahnte die Zeit nichts von Asphalt, Holzpflaster und dergleichen Luxus, wie sie noch nichts ahnte von der Lichtflut der heutigen Straßenbeleuchtung; ich habe noch Petroleumlampen in den Straßenlaternen gesehen, und eines der Bilder, die mir immer wieder vor Augen treten, ist der eilige Mann, der mit Leiter und Stange in der Dämmerung durch die Straßen läuft, um innerhalb der ihm vorgeschriebenen Zeit die Laternen zu entzünden. Die ersten Lampen in meinem elterlichen Hause waren auf Petroleum umgearbeitete ehemalige Öllampen; ich habe noch meine ersten Bücher bei Petroleumlicht geschrieben, und ach, wie oft kam es vor, daß mir plötzlich ein auf das Manuskript niederfallendes Rahmflöckchen anzeigte, daß die Katastrophe wieder einmal eingetreten war; der Docht hatte „geblakt“, das Zimmer war voller Rauch und Gestank, und die Hausfrau oder das Dienstmädchen machten böse Gesichter; denn das weibliche Geschlecht ist zwar in verhängnisvoller Weise für das Großreinemachen eingenommen, aber nicht zu außergewöhnlichen Zeiten. Von manchen Errungenschaften der Technik ist es mir einigermaßen zweifelhaft, ob ich sie als unbedingte Fortschritte der Kultur zu betrachten habe: aber auf mein elektrisches Licht lasse ich nichts kommen. Welche Entwicklung auch vom Hochrade über das „Känguruh“ (ein Zweirad mit sehr kleinem Vorder- und großem Hinterrade) und das Niederrad zum Auto, und hier wieder von den ersten Mißgeburten, die ausschauten wie Wagen, denen die Pferde fortgelaufen waren, und in denen man bei dem Pflaster alle seine Sünden abbüßte, zu den heutigen schlanken und zuverlässigen Gefährten und zum Flugzeuge. Berlin ohne Gas, elektrisches Licht, ohne Telephon, ja sogar damals noch ohne Rohrpost, ohne Radio, ohne Schnellbahnen; welcher jüngere Berliner kann sich das vorstellen?!

KLEINSTADT BERLIN

So klein und arm war mein Berlin. Und doch, wie groß und Sreich war es in der einen Generation geworden, seit mein lieber Vater um das Jahr 48 herum, erst als Primaner des Königsstädtischen Gymnasium, dann als Student der Philosophie und der orientalischen Sprachen, und zuletzt als Erzieher im Auerbachschen Waisenhaus in der Oranienburger Straße auf seinem krummen Pflaster die Stiefelsohlen wetzte. Als ich schon ein großer Junge war, kamen er und ich einmal von einer unserer Wanderungen von Pankow her zurück, sehr durstig, denn es war ein schwüler Tag gewesen. Da entsann sich Vater eines Gartenlokals „ganz draußen, weit vor der Stadt“, wo er als Student öfters ausgezeichnete Milch getrunken hatte. Dort wollten wir einkehren. Wir gingen und gingen; die Gärten und kleinen Bauernhäuser zu beiden Seiten der Schönhauser Allee wurden seltener und seltener, die fünfstöckigen Mietskasernen häufiger und häufiger. Wir kamen an die Stelle, wo die Pappelallee, die Fortsetzung des alten „Weinbergwegs“ (muß das ein Sirius gewesen sein! oder hat sich unser Klima seither dem der Eiszeit genähert?), einmündet; von „Ruhles Hof“ — so ähnlich hieß das Lokal — keine Spur! Wir glaubten, es sei eingegangen und pilgerten weiter und weiter, jetzt schon ganz in dem Bezirk vollkommen großstädtischer Bebauung — — und dann fanden wir die Stätte der frohen Erinnerung doch noch, keine fünf Minuten vom Schönhauser Tore, und arg verwandelt. Der Garten war verschwunden, auf dem Hofe einer typischen Mietskaserne standen die typischen grüngestrichenen Kästen mit Kümmer- und Kummerpflanzen, von denen der Berliner spöttelt: „Aujust, stell' den Jarten raus, et rejnet“. Und Milch gab es natürlich auch nicht mehr, sondern nur das Bier, das damals — ich war noch nicht durch mein akademisches Studium zum Sachverständigen geworden — seinen Namen als „Aktienjauche“ verdient haben mag. Noch beherrschte die „Berliner Weiße“ das Feld, für Männlein zumeist „mit ohne“, für die naschhafteren Weiblein meist „mit mit“, d. h. Himbeersaft, „Leichenwagen mit Troddel“ hieß es wohl auch. Selbst der Student verschmähete

damals das heimische Getränk noch nicht; bis tief in die achtziger Jahre, vielleicht noch später, trafen sich die sonst einander recht feindlichen farbentragenden Korporationen ziemlich vollzählig in Kortwicks Weißbierstube im nördlichen Teile der Friedrichstraße zum Frühschoppen. Die stärkeren Alkoholica blieben dem Abend vorbehalten.

Ja, so klein war Berlin noch zu Vaters Zeit; und zwar nicht seiner, wohl aber meiner Familie Erinnerungen trugen noch weiter und weiter zurück in Zeiten, wo die Stadt noch viel, viel kleiner war. Seit etwa 1690 lebten die Vorfahren meiner Mutter, die Benda, in der Stadt, der sie eine Anzahl hochangesehener Gelehrter und Beamter stellten, Ärzte, Juristen und Professoren. Hier wußte man noch Dinge aus früherer Zeit. So z. B., daß nach den Freiheitskriegen dem Ugroßvater das ungeheure Terrain, damals ein Garten, für achttausend Taler angeboten wurde, das heute von Friedrichstraße, Karlstraße, Albrechtstraße und Spree umfaßt wird, und daß er diese waghalsige Spekulation entrüstet ablehnte. Oder daß in Zeiten einer Geldklemme die wohlhabenden Bürger — oder waren es nur die wohlhabenden Juden? — gezwungen wurden, für ein paar hundert Taler ein Grundstück an der eben erschlossenen Brunnenstraße zu übernehmen, und wie die Rohrspatzen darüber räsonierten — aber nicht lange!

1690, da war Berlin eine winzige Kleinstadt von keinen zehntausend Einwohnern, eine Ackerbürgerstadt, auf deren Straßen die Schweine umherliefen. Aber mit Preußen wuchs auch seine Hauptstadt. Die vorbildliche Bodenpolitik der Hohenzollern vom Großen Kurfürsten an bis zu Friedrich Wilhelm II., die aus ihrem großen Domänenbesitz vor den Toren immer mehr Bauland zur Verfügung stellten, als die wachsende Bevölkerung brauchte, und derart keinen Bodenwucher aufkommen ließen, entwickelte Berlin zur schönsten, wohlhabendsten und loyalsten Stadt des damaligen Europa. Hätten ihre Nachfolger die gleiche weise Politik weitergeführt, wer weiß, ob Berlin heute die Hauptstadt des republikanischen Deutschland wäre?!

Aber wenn auch keine kleine Stadt, so war doch das Berlin meiner Kinderjahre noch immer eine Kleinstadt, wenn man mit

heutigen Maßstäben mißt. Noch rannen die Abwässer der Häuser in die „Rinnsteine“ und verbreiteten einen unvergeßlichen Geruch; noch vor kurzer Zeit, als ich im Hochsommer einmal in dem schönen Werrastädtchen Eschwege weilte, das sich den Luxus der Kanalisation damals wenigstens noch nicht geleistet hatte, fühlte ich mich im Geiste um mehr als fünfzig Jahre zurückversetzt und sah die Auguststraße leibhaftig vor meinen Augen. Ich stand wieder auf dem langen Brette, das als Brücke über das schwärzliche übelduftende Rinnsal führte, und spielte „Brückenmännchen“ mit den Freundinnen und Freunden meiner Jugend; einer war der Wächter, und es kam darauf an, an ihm vorüber pfeilschnell das Brett zu überschreiten, ohne von ihm „geschlagen“ zu werden; ich sah wieder die fetten langgeschwänzten Ratten mit Blitzgeschwindigkeit heranfahren und unter dem schützenden Brücklein verschwinden, und sah zerlumpte Kinder bei der von uns verachteten und uns streng verbotenen Beschäftigung des „Rinnsteinklauens“. Und durchlebte noch einmal den echten Schmerz, den ersten bewußten Schmerz meines Lebens, als mich, der ich in fleckenlosem weißem Anzuge vor dem Hause auf die Eltern wartete, um mit ihnen irgendein Jugendparadies aufzusuchen, ein solcher Klassengegner hinterücks in die „Renne“ stieß; aus dem strahlenden Vollmond war dunkelster Neumond geworden! Und ich sah alle die Stätten wieder im Blitz der Erinnerung: die „Budike“ gegenüber mit der Inschrift „Franz Billard“, an der ich lesen lernte; ich habe jahrelang geglaubt, es sei der Name des Kneipwirtes, und war nicht wenig stolz, einen so großen und dicken Namensvetter zu haben. Ich sah die ganze stickige Straße mit ihren vorgebauten Ladentritten und den ebensoweit oder noch weiter auf den „Bürgersteig“ vorragenden Kellerhälsen, aus denen charakteristische Gerüche aufstiegen; noch heute will ich mich vermessen, mit verbundenen Augen den Keller eines Lumpenhändlers, eines Schuhmachers, eines Tischlers zu diagnostizieren. Jenem verkauften wir — durften wir? jedenfalls taten wir es — die gebrauchten Vossischen Zeitungen; denn selbstverständlich lasen unsere Eltern dieses Blatt des Urberliners wie ihre Eltern und Großeltern vor ihnen; die erlösten „Dreier“ setzten wir je nachdem in

Kirschen (es gab eine große „Tüte“ für einen Dreier, den vierten Teil eines „Groschens“, der nicht mit dem „juten Jroschen“ zu verwechseln ist, der eigentlichen Münze des Kleinhandels; auf dem Markte kosteten die begehrenswerteren Dinge zwei, vier oder gar acht „Jute“), ja, also in Kirschen oder Frühbirnen um oder erstanden einen „Salzkuchen“, so genannt, weil er kein Salz enthielt, oder Lederzucker oder gar eine „Naute“: ein sehr klebriges Stänglein aus Mehl und Sirup mit Mohn darauf, das sich beim Gebrauch in die Länge zog wie eine Reichstagsitzung und den großen Vorteil hatte, an der Hose hängen zu bleiben, wenn es bei dem Versuch, es von den Fingern loszukriegen, der Anziehungskraft der Erde zu gehorchen tendierte. Der Schuster lieferte uns unsere Stiefel, damals noch „zweibällig“, angeblich auf beide und darum auf keinen Fuß passend; wir wollen ihm nicht fluchen, er verstand es nicht besser, aber die Füße hat er uns fürs Leben ruiniert. Neben dem Kellerhalse, der den Eingang in seine pechduftende Werkstatt darstellte, befand sich ein von uns sehr bewundertes Gemälde: zwei Schusterjungen, die sich in den Haaren lagen, mit der witzigen Aufschrift: „Hier gibt's Wichse!“ Der Tischler aber, der in irgendeiner geheimnisvollen, angeblich verwandtschaftlichen Beziehung zu unserer Hausfee stand, war unser großer Freund, der mir den ersten Schild nicht nur schnitt, sondern sogar wölbte, so daß ich unter meinen Kampfgenossen im Waffenschmuck strahlte wie einst Achilles, als ihm Hephaistos die Prachtrüstung geschmiedet. Achilles war übrigens eine meiner liebtesten Gestalten; ich konnte Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ fast auswendig und habe meine ersten Lehrer wahrscheinlich stark erheitert, wenn ich beim Satzbilden in der Sexta und Quinta hartnäckig auf den Pfaden Homers und Vergils wandelte.

Ja, es war noch Handwerkerzeit im Berlin meiner ersten bewußten Jahre, „Zeit der einfachen Warenproduktion“, um mich marxisch auszudrücken. In wie vielen Werkstätten habe ich gestanden und der Arbeit zugeschaut! Einmal war es ein Stukkateur, ein anderes Mal ein Drechsler oder Sattler oder Glaser oder Schlosser, der in unserem eigenen Hause oder in dem von Kameraden seine „Profession“ ausübte. Und neben

dem Handwerker stand noch in alter Rüstigkeit der kleine Händler, ja, nicht nur der Ladeninhaber, sondern auch noch der „Höker“, der auf dem offenen Markte „hockt“. Man hatte seinen bekannten Spezialisten für alles Gewerbliche, was man brauchte; und Mutter kaufte auf dem Markte am Oranienburger Tore, der zweimal wöchentlich, am Freitag und Dienstag, stattfand, Obst, Gemüse und oft auch Fleisch oder Fische. Noch hatte der Kapitalismus nicht die Axt an die Wurzeln aller dieser bescheidenen und doch so tüchtigen Elemente gelegt. Es gab ein paar Maschinenfabriken und große Druckereien und vielleicht auch noch andere Großbetriebe, von denen ich in meiner Unschuld nichts erfuhr, weil sie in einem anderen Stadtteile belegen waren, aber die machten dem Handwerker und Händler kaum schon Konkurrenz; von Großgeschäften bestanden in bescheidener Größe kaum andere als Gerson, Rudolf Hertzog, Israel, Jordan.

Ja, Berlin hatte damals noch nicht einmal alle Eierschalen der ehemaligen Ackerbürgerstadt abgestreift. Es fanden sich in allen nach außen führenden Straßen noch echte Bauernhäuser und kleine Katen mit Hof und Scheune, und in der Stadt selbst noch viele Molkereien mit Stallungen, in denen die Kühe gehalten wurden. Von moderner Hygiene war auch auf diesem Gebiete noch nicht die Rede; und die Säuglinge starben denn auch massenweise in den heißen Monaten an der Kindercholera. Ich selbst habe als Achtjähriger meinen sehr geliebten kleinen Bruder Georg an dieser Mißhygiene verloren, und das hat mir den Blick und das Gewissen für die sozialen Bedingungen der meisten Krankheiten geschärft, als ich als junger Arzt in der Eichendorffstraße immer wieder Totenscheine für Säuglinge ausstellen mußte, die ich nie am Leben gesehen hatte; die mörderische Seuche hatte sie hingerafft, in wenigen Stunden, noch ehe sich die Eltern der tödlichen Gefahr bewußt geworden waren.

Hygiene? Ach du lieber Gott! Uns gegenüber in der Auguststraße wohnten drei sehr alte Schwestern Beringer; die beiden älteren waren etwa achtzig; die jüngste, über siebzig, wurde immer noch als „das Kind“ angeredet und streng beaufsichtigt, auf daß sie nicht etwa in ihrem jugendlichen Leichtsinn Schaden an Tugend oder Gesundheit nehme. Zur Sommerzeit saßen die

lieben alten Damen bei schönem Wetter in dem gar nicht so kleinen Garten, und hier waren wir Nachbarskinder wohl gelitten. Und es war im Siebziger Kriege. Männiglich „zupfte Charpie“ für unsere Verwundeten, die Großen ohne, wir Kleinen mit Unterbrechungen, indem wir z. B. Regenwürmer aus dem Erdreich an die frische Luft beförderten. Und mit den gleichen überaus schmutzigen Fingerchen kehrten wir dann begeistert an unsere patriotische Aufgabe zurück. Wahrhaftig, diese Erinnerung liegt mir, dem in der Zeit der übertriebenen Antisepsis aufgewachsenen Mediziner, schwer auf der Seele; wenn die Obermedizinalbehörde nicht klüger gewesen ist als die Bevölkerung, dann muß ich mit Faust klagen: „Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben; sie welkten hin, ich muß erleben, daß man die frechen Mörder lobt.“

War mein Berlin damals, um die Zeit der großen siegreichen Kriege, noch Kleinstadt, in diesem Übergange vom Biedermeier zum Frühkapitalismus, so war es wieder so loyal wie nur zur Zeit des Großen Kurfürsten und des „Alten Fritz“. Die drei großen Siege hatten vergessen lassen, was in der Zeit der Heiligen Allianz, der achtundvierziger Revolution und der Konfliktzeit ge chehen war. Das Bürgertum war politisch und wirtschaftlich zufrieden; da der preußische Adel sich grollend abseits hielt, beherrschte es die Parlamente durch die national-liberale Partei, die Vertretung des aufkommenden Großbürgertums. Selbst der „Fortschritt“ unter seinem gewaltigen Führer Eugen Richter war entschieden monarchisch, und nur die kleine süddeutsche Volkspartei hielt noch die Fahne der Republikaner in schwachen Händen. Man wußte ja noch von den alten Zeiten: die von Kaiser Nikolaus seinem Schwager von Preußen geschenkten Gestalten der Rossebändiger, die heute noch vor dem Schlosse stehen, hießen noch immer „der beförderte Rückschritt“ und „der gehemmte Fortschritt“; man wiederholte noch immer den ersten mir bekannten boshafte Schüttelreim, gemünzt auf Friedrich Wilhelm IV., bei seiner Rückkehr von einer Karlsbader Kur: „Leberleidend ging er weg, leider lebend kam er wieder“, und den nicht minder boshafte Denkvers aus der gleichen Regierungszeit, die Illustration zu der bekannten Sitte,

daß die Fahne nur dann auf dem Schlosse wehte, wenn der Eigentümer anwesend war: „Ist der Lump drinnen, ist der Lappen draußen, ist der Lump draußen, ist der Lappen drin.“ Man summte noch mit verstohlenem Lächeln das Lied von dem ersten Attentat auf einen preußischen König: „War wohl je ein Mensch so frech wie der Bürgermeister Czech? Schoß in seiner blinden Wut unserm König durch den Hut und der braven Landesmutter durch den Rock ins Unterfutter.“ Ja, selbst der alte Berliner Trutzvers aus der Revolution erklang wohl noch bei Gelegenheit: „Komme nur, komme nur, Prinz von Preußen, komme nur, komme nur nach Berlin, da wollen wir dich mit Steinen schmeißen wie die Einwohner von Stettin.“ Aber die wenigsten haben dabei daran gedacht, daß dieser einstige Prinz jetzt der ehrlich geliebte Kaiser Wilhelm war, dem ganz Berlin zujubelte, wenn er freundlich lächelnd am „historischen Eckfenster“ erschien, um die Wachtparade zu grüßen, die klingenden Spiels, geleitet von Hunderten begeistert mitmarschierender Berliner Jungen, vom Brandenburger Tore her die Linden entlang stampfte. Wirklich, wir haben ihn sehr geliebt, den alten schlichten Herrn; als wir ihn als Triumphator durch das Brandenburger Tor einziehen sahen mit seinen Paladinen, standen wohl nur wenige grollend beiseite, und die Attentate von Hödel und Nobiling, die Zeichen einer ganz neuen härteren Zeit, erregten die Berliner Volksseele bis in ihre Tiefen. Als ich 1883 als Einjährig-Freiwilliger der Gardefüsiliere, genannt „Maikäfer“, in der letzten Herbstparade stand, die der greise Herr zu Pferde abnahm, schlug auch mir das Herz höher bei seinem Gruße: „Guten Morgen, Füsiliere“, und auch ich brüllte aus voller Kehle die donnernde Antwort mit: „Guten Morgen, Majestät.“ Ach, welcher unendliche Schatz von Liebe ist in den Jahren nach seinem Tode vergeudet worden!

So sehr war alles Vergangene vergeben und vergessen, daß sogar der Eroberer des revolutionären Berlin, der Feldmarschall Wrangel, einer der Lieblinge der Bevölkerung geworden war. Als er damals auf Berlin marschierte, drohten ihm die Aufständischen, sie würden seine Frau aufhängen, wenn er weiterginge. Er ließ sich nicht stören; als er aber einzog, sagte er zu seinem

Adjutanten, der neben ihm ritt: „Soll mir doch verlangen, ob sie ihr Jehangen haben.“ Die Frankfurter haben es ihm länger nachgetragen, daß er sie mit einem Bombardement vom „Sachsehäuser Berch“ her bedrohte, wenn sie nicht sofort die hohe Kontribution bezahlten; aber das Herz der Berliner gewann er schnell, weil er selbst nach Sprache und Witz ein echter Berliner war. Tausend lustige Anekdoten wurden von ihm erzählt. So redete ihn einmal der Kronprinz, der spätere unglückliche Kaiser Friedrich, auf einem Hofball an, ein wenig entrüstet über das unwahrscheinliche Decolleté, das damals Mode war: „Haben Sie schon jemals so etwas gesehen, Papa Wrangel?“ Und der Feldmarschall: „Seit ick entwöhnt bin, nich mehr, kaiserliche Hoheit.“ Und auf dem gleichen Hofballe soll er zu einer Schönen gesagt haben (er duzte alle Welt): „Dein Kleed is zu kurz, mein Kindeken.“ Und als sie erstaunt auf ihre lange Hofschleppe hinwies, erklärte er schmunzelnd: „Unten is et lang jenuch, aber oben is et zu kurz.“ Wenn wir Jungen ihn trafen, zumeist in der Nähe des Königsplatzes, so schrien wir ihm unser: „Hurrah, Papa Wrangel“ mit dem Aufgebot aller Lungenkraft in die Ohren; und er griff in die Tasche und spendete Dreier und manchmal Sechser. Ich sah seinen Leichenzug von dem Fenster unserer Wohnung in der Luisenstraße aus; da war ich schon ein großer Bursch, Obertertianer oder so ungefähr. Ich summtete in den Chopinschen Trauermarsch den ruppigen Text hinein, den die Berliner der schönen Melodie unterzulegen pflegen: „Ach, nu trinkt er keenen Rotspon mehr“, und dennoch war mir ein bißchen wehmütig um das Herz, als würde mir ein alter Jugendfreund begraben.

ELTERNHAUS

Es war lange vor dem Kriege, da hatte ich einmal das große Glück, den alten Wilhelm Raabe in seinem Braunschweiger Horst aufsuchen zu dürfen. Es gab ein heiliges Plauderstündchen; ich konnte dem wunderbaren alten Herrn berichten, daß ich an seinen Büchern fast das Lesen gelernt hatte, weil meine Eltern zu

seiner ersten, ach, noch so kleinen Gemeinde gehört hatten. „Was haben Sie denn damals gelesen?“ fragte er interessiert; ich nannte die „Chronik der Sperlingsgasse“ und den „Hungerpastor“, worauf er mit verächtlichem Achselzucken: „Ach, die Kinderbücher.“ Und ich lächelte: „Ja, damals war ich ja noch ein Kind; den „Schüdderump“ und den „Abu Telfan“ haben mir meine lieben Eltern damals wirklich noch nicht geben können!“ Und ich fuhr fort: „Denken Sie, mein alter Herr hat immer behauptet, der Wald, den Sie in den „Akten des Vogel-sangs“ und anderen Ihrer Bücher darstellen, sei sein Heimatswald.“ Und als ich auf seine Frage: „Wo ist denn Ihr alter Herr zu Hause?“ antwortete: „Aus Uslar, am Solling“, da patschte er aufgeregt mit den beiden alten Händen auf den Tisch: „Da hat er ja recht, da hat er ja Recht; ich bin ja von der anderen Seite des Solling.“ Wir hatten beide eine Mordsfreude; und als ich Abschied nahm, trug er mir die schönsten Grüße an seinen Heimatgenossen auf, und davon hatte wieder mein guter alter Papa eine Mordsfreude. In der Tür aber drückte mir Wilhelm Raabe noch einmal die Hand und sagte: „Doktorchen, liebes Doktorchen, werden Sie nur nicht alt.“ Ich erwiderte mit dem schönen Optimismus der Jugend, ich hoffte jung zu bleiben; heute verstehe ich ihn besser, wo ich mir zwar nicht, wie jener Leutnant, „die Haare schneiden lassen kann, ohne die Mütze abzunehmen“, wohl aber nächstens werde die Zähne putzen können, ohne den Mund aufzumachen, und wo ich täglich erfahren muß, daß die Liebe der schönen jungen Frauen zu Unsereinem wächst umgekehrt wie das Quadrat, vielleicht sogar wie der Kubus, der Gefährlichkeit. Aber ich hoffe, das Herz ist einigermaßen jung geblieben, und wenn ich auch nicht gerade wie Marcus Tullius Cicero und mein geliebter Friedrich Vischer, der bockbeinige, querköpfige Schwabe, wie er im Buche steht, das „Lob des Alters“ singen will, so will ich es doch auch nicht verlästern; es hat auch seine guten Seiten. Die Freuden erscheinen einem in hellerem Licht, und von den Leiden sage ich mit einem anderen meiner großen Lieblinge, mit einem anderen Wilhelm und anderen Niedersachsen, mit Wilhelm Busch: „Gehabte Schmerzen, die hab' ich gern.“ Und ist es nicht nett, daß man einem alten

Herrn gern erlaubt, zu plaudern und vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen?

Ein Niedersachse war auch mein Vater, nicht nur der geographischen Herkunft nach, sondern ganz auch dem Wesen nach, wenn er auch äußerlich der orientalischen Fraktion seiner zahlreichen Geschwisterschar angehörte: fünf hochgewachsene, blonde, blauäugige, und fünf kleine, schwarze, magere Figuren. Dennoch war er ein Kind des Weserlandes, ein unermüdlicher Waldläufer mit dem ganzen Naturgefühl des Deutschen, den ein Sonnenblick durch das Frühlingslaub, eine dämmernde Lichtung, ein breitschattender Eichbaum oder eine im Abendgolde rotkupfern erglühende eigenwüchsige Kiefer am Waldrande bis zu Tränen rühren konnte; ein sinnierender Träumer, der als reiner Tor durch die Welt spazierenging, von aller Sünde unberührt, die er nicht einmal bemerkte; frei nicht nur von jeder Streberei, sondern sogar von jeder Erwerbssucht, völlig zufrieden, wenn seine Arbeit seine Familie bescheiden ernährte; nie habe ich jemanden gesehen, der den Niederdeutschen Raabe, den Niederdeutschen Busch und den Deutschen Bach inniger erfüllte als er; er konnte vor einer einzigen Zeichnung aus der „Frommen Helene“ oder dem „Heiligen Antonius“ ganze Viertelstunden lachend sitzen, bis ihm die hellen Tränen den Blick verschleierten. Ganz so heiter ist mein Lachen nicht, wenn ich — es ist leider ein Teil meines wissenschaftlichen Geschäfts — in den Schriften der Rassenfanatiker von der „semitischen Psyche“ lese und dabei an meinen geliebten alten Herrn denken darf, der der deutscheste aller Deutschen war, wenn Fichtes Wort noch gilt, daß ein Deutscher ist, wer ausschließlich seiner Sache dient.

Er war aber auch in seinem Bewußtsein ganz und gar ein Deutscher. Das erste, was er mich lehrte, war der schöne Spruch: „Ich bin ein deutscher Mann, treu und wahr und ohne Lüge.“ Er hing treu an seiner Religion, die ihm in ihrer Urform, ihrer Prophetenform, als die reinste Verkörperung der Humanität galt, während er die Schutzkruste, die das Jahrtausende währende Leben der Diaspora angesetzt hatte, als geschichtliche Erscheinung, die zu ihrer Zeit notwendig gewesen war, achtete, aber für seine Gegenwart verwarf; er bekannte sich zu der einzigen Ge-

meinde der damaligen Welt, die diesen Bruch ernsthaft vollzog, der Berliner Reformgemeinde; ihr Gottesdienst fand bei Orgelmusik und Chorgesang Sonntag vormittags statt; Gebet und Predigt waren deutsch, nur das Wochenstück aus der Thora und die uralten Glaubensformeln wurden hebräisch vorgetragen, aber alsbald ins Deutsche übersetzt. Ehrliche deutsche Patrioten hatten die Gemeinde begründet, um die trennende Kluft soviel wie möglich zu verschmälern; und ein ehrlicher deutscher Patriot war mein Vater bis zu seinem Tode, kein Hannoveraner (als solcher war er geboren) und kein Preuße im engen Sinne, aber ein Deutscher aus Herzensgrund. Darf ich die schlichten Verse hersetzen, die ich schrieb, als Fünfzehnjähriger, in der schlimmen Zeit, wo wir erkennen mußten, daß uns all unser ehrliches Deutschsein, all unsere deutsche Bildung nicht gegen den Schmutz schützten, der gegen uns aufstieg?

„Meines Vaters Großvater wohnte am Rhein,
und vor ihm wohl zehn Geschlechter,
und da sollt' ich kein Deutscher sein,
kein eingeborener, echter?
Meines Oheims Blut gab rote Spur
bei Alsen an der Fähre,
mein Vetter fiel bei Mars la Tour
im Kampf für Deutschlands Ehre.
Ich sah, wie im Aug' die Träne schwoll,
als von Sedan die Kunde scholl,
dem Vater, er weinte selten:
und Ihr wollt Fremde uns schelten?“

Er war, ich wage das Wort, eine franziskanische Seele. Als alter Mann, der fast keine Amtspflichten mehr hatte, ging er bei schönem Wetter zumeist zweimal täglich in den seiner damaligen Wohnung nahegelegenen Zoo, nachmittags, um Musik zu hören und mit seinen Freunden zu plaudern, vormittags aber, um „seine Tiere“ zu besuchen. Sie kannten und begrüßten ihn alle; sogar der Uhu, der sonst mürrisch auf seiner Stange hockte und kaum ein Lebenszeichen von sich gab, hüpfte herunter und schmiegte

sich an das Gitter und die kraulende Hand des Freundes, wenn dieser ihn bei seinem Namen rief: „Hugo!“ Und wie die Tiere liebten ihn die Kinder und alles, was für selbstlose Güte den Instinkt noch nicht verloren hatte.

Ja, seit Jahrhunderten wohnten seine Vorfahren am Rhein, wenn die Familientradition nicht täuscht; ein Stamm soll von Spanien über Holland hereingekommen sein, vornehme Possessoren aus dem Stamme Juda, wie der Name einer der Linien bezeugt; Ben Ari, Sohn des Löwen; denn der Löwe war das Wappen Judas. Agathon, ursprünglich Aaron, und Ferdinand Benary, der berühmte Kirchenrechtslehrer der Berliner Universität, waren nahe Verwandte meines Vaters und sich der Verwandtschaft noch bewußt; ohne jenen hätte mein alter Herr, dem alle Mathematik und alle Rechenkunst zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln blieben (oh, wie jüdisch!) das Abiturientenexamen am Kölnischen Gymnasium, wo der Vetter damals noch Lehrer war, vielleicht nicht bestanden; er durfte die klaffende Lücke durch verdoppelte Leistungen in den alten Sprachen ausfüllen.

Der eine Strang der väterlichen Familie also waren Sephardim, die, vor der Inquisition geflüchtet, über Holland nach Deutschland einwanderten; sie rühmten sich sogar der direkten Abstammung vom Hause David, und das ist höchstwahrscheinlich wahr, muß wahr sein. Als vor einigen Jahren in Frankfurt am Main eine ganze Anzahl von Nachkommen Karls des Großen festgestellt wurden, herrschte allgemeine Verwunderung, bis ein Fachmann erklärte, ungefähr so viele Karlsenkel müßten sich, prozentual zur Bevölkerung, in jeder deutschen Stadt auffinden lassen, sintemalen es weit mehr als tausend Jahre her sei, seit Karl (768—814), der auch als leiblicher „Vater des Volkes“ groß war, sich in voller Manneskraft auslebte. Und König David lebte fast zweitausend Jahre vor Karl! Und lebte ebensowenig wie dieser in der damals noch gar nicht vorgeschriebenen Monogamie. Ergo! Dennoch ist es, ich leugne es nicht, ein nicht unangenehmes Bewußtsein, seines Stammbaums Wurzeln so tief in den Gründen geschichtlicher Heroenzeit zu wissen und sich als Abkömmling des Goliathtöters zu fühlen. Wer kann sich

so alten Adels noch rühmen? „Uns kann keener“, sagte der urkomische Bendix, den auch jeder alte Berliner kennt.

Mit diesem südlichen Strange muß sich uralter rheinischer Stamm gemischt haben. Lebten doch Juden am Oberrheine, noch ehe die ersten Germanen den Strom erblickten, als Söldner in den Legionen, als Händler in den Canabae, den Lagerstädten, die sich überall um die Kastelle bildeten, und als Veteranen hinter dem Limes. Von Metz her, so berichtet die Überlieferung, die sich aber beim Fehlen von Familiennamen nicht nachprüfen läßt, kamen meine Ahnen ins Weserland, wo sie in Witzenhausen Fuß faßten. Nach einer anderen Sage sollen wir auch mit dem Hofbankier des Kaisers Leopold und seinem berühmten und berühmtesten Vetter Jud Süß Oppenheimer verwandt sein. Nahe Verwandte, nach meines Vaters Erzählung die Abkömmlinge leiblicher Brüder, der Söhne des hochberühmten Rabbi Leib Witzhausen, wahrscheinlich aber nur die Abkömmlinge von Schwägern, waren die Benary, von denen ich soeben erzählte, die Benfey, große Bankiers in Hannover und berühmte Professoren in Göttingen, die Benlöw, die in Frankreich zu gleich hohen akademischen Ehren aufstiegen, die Löwenstein, deren einer als Oberpfarrer in Frankfurt an der Oder wirkte; auch mit dem berühmten Rabbi Josaphat in Kassel war mein Vater verwandt; ein Josaphat schuf die erste Telegraphenagentur und starb als englischer Baron Reuter. Andere sehr bekannte Verwandte waren die Halberstädter Hirsch, die „Kupferhirsch“, in deren Hause mein Vater eine Zeit hindurch als Talmudschüler lebte, und vielleicht die Kölner Freiherren Oppenheim; so haben auch wir ursprünglich geheißen. Erst mein Urgroßvater nahm die letzte Silbe an; man war damals polizeilich noch nicht so korrekt wie später.

Mein Großvater, Gabriel Oppenheimer, der zur Zeit der Napoleonischen Kriege jung war, lebte zuerst in Göttingen, wurde aber nach der Wiederherstellung des Königreichs Hannover als „Schutzjude“ in Uslar angesetzt, wo er ein heute noch blühendes Geschäft begründete und in Ehren führte; seine Urenkel sind die jetzigen Inhaber. Er hat ein gesegnetes Andenken hinterlassen: ein streng rechtlicher und wohlthätiger Mann, der gewissenhaft den Zehnten seines Verdienstes in den Armenbeutel tat, und ein streng

religiöser Mann; er war der einzige Jude des Städtchens und mußte daher jeden Samstag zum Gottesdienst nach Bodenfelde wandern. Da der Ort weiter von seinem Wohnort entfernt war, als nach den strengen Vorschriften zulässig, hatte er mittwegs einen Grundbesitz von ein paar Quadratmetern erworben, wo er einen kleinen Aufenthalt und Imbiß nahm; so konnte er vom eigenen Heim ohne Verletzung der Religion zur Synagoge gelangen. Der Fromme hat sich noch immer zu helfen gewußt! Daß er in sein Gebet tagtäglich Napoleon aufnahm, den Bringer der leider so kurzlebigen Freiheit und bürgerlichen Gleichberechtigung, werden ihm nur wenige verdenken; gab es doch damals noch kein Deutschland, sondern nur dynastische „Vaterländer“!

In diesem guten Milieu wuchs mein Vater auf, in voller Gleichberechtigung als Sohn eines angesehenen Bürgers, unverbogen durch Haß und Feindschaft. Er tobte mit den Kameraden durch die unvergleichlichen Wälder seiner Heimat und war, so erzählt die Saga, nicht ganz unschuldig an dem schnellen Tode mancher Forelle, ohne den Fischerschein gelöst zu haben. Und ein freier, froher Waldbursch ist er sein Leben lang geblieben, ein wundervoller Träumer und Erzähler von Märchen, ein trotziges Herz, wo es um das Recht ging, ein Mann, der sich keiner Willkür beugte. Er folgte dem Drange seiner Überzeugung, wandte der Orthodoxie den Rücken und hungerte sich als Gymnasiast und Student redlich und doch fröhlich durch, bis er in Leipzig den Doktorgrad in orientalischen Sprachen errang und schließlich nach manchen Wechselfällen und Wanderungen als Prediger der kleinen und nicht reichen jüdischen Reformgemeinde die sehr bescheidene Lebensstellung fand, die damals der nicht orthodoxe Geistliche finden konnte. Aber er hat es nie bereut; er hatte dem Gott in seiner Brust gehorcht, und das war besser als Einkommen und Reichtum.

Und so verbrannte er wohlgemut alle Brücken hinter sich, freute sich der fünfhundert Taler, die er als Gehalt erhielt, und heiratete meine Mutter. Und damit beginnt für ihn und für mich ein neues Kapitel.

Meine Mutter stammte, wie ich erzählte, von der Seite ihrer Mutter her aus der angesehenen, seit Ende des siebzehnten Jahr-

hunderts in Berlin ansässigen Familie Benda. Einer der Träger dieses Namens hat einen Stammbaum angefertigt, der gerade bis zu meiner Mutter und ihren Geschwistern reicht. Der Stammvater, David Benda, war mit einer Tochter aus der sehr bekannten Familie Itzig verheiratet; einer von ihnen war meines Wissens Münzmeister eines preußischen Königs; ein Nachkomme legte sich den „Spiritus asper“ zu und verwandelte sich in einen deutschen Hitzig, von dem noch heute die Hitzigstraße im Berliner Westen Zeugnis ablegt; er war, wenn ich recht berichtet bin, ein bedeutender Baumeister. Das Ehepaar zog nicht weniger als zehn Kinder groß, die ihrerseits wieder durchschnittlich eine zahlreiche Nachkommenschaft hatten; war es doch die Zeit vor der Domestikation des Klapperstorchs! Selbstverständlich trugen diese Nachkommen des alten David durch Vermittlung der Töchter die verschiedensten Namen. Ihre Träger gehörten den mannigfachsten Berufen an; es finden sich nicht nur bedeutende Kaufleute, sondern zahlreich auch Anwälte, Ärzte, Professoren und — evangelische Geistliche in nicht geringer Zahl, z. B. Kanitz, Taube usw. Eine flüchtige Durchmusterung zeigt, daß schon damals, als dieser Stammbaum angefertigt wurde, also vor mehr als einem halben Jahrhundert, weitaus die Mehrzahl dieser Verwandten dem jüdischen Glauben nicht mehr angehörte. Das war damals kein Zeichen von Schwäche, Charakterlosigkeit oder Streberei, sondern, wie die Familiengeschichte der Mendelssohn beweist, nichts als die unvermeidbare Folge der damaligen Situation. Der gebildete Israelit wurde in aller guten Gesellschaft als gleichberechtigt betrachtet; noch beherrschte der Kapitalismus mit seiner Psychologie der Konkurrenz die Seelen nicht; und noch gab es keinen Antikapitalismus, der seine Angriffe gegen die schwächste Stelle der gegnerischen Klasse richtete. Damit war das innere Ghetto geradeso gesprengt wie das äußere; die strengen Vorschriften der Religion erschienen mehr und mehr als Reste einer überwundenen Zeit, zumal damals auch die christliche, vor allem aber die in Norddeutschland maßgebende protestantische Religion unter dem Einfluß des Humanismus sozusagen erweicht, zu einem nicht mehr eigentlich konfessionell gefärbten Bekenntnis zur Menschheit und Mensch-

lichkeit entfärbt und erhöht worden war. Damals war Schleiermacher der Lehrer und Prediger der Gebildeten, der Mann, zu dem noch mein Vater schwor, und so war es damals kein feiges Zurückweichen vor ungerechter Willkür, sondern ein fast unwiderstehlicher innerer Zwang, der die in deutscher Bildung aufgewachsenen Juden zur Taufe veranlaßte. War doch das alte Testament auch den Christen ein heiliges Buch, und lockte doch mächtig gerade die im Sinne jener Zeit religiösen Gemüther der ewig unverlierbare Gehalt des Urchristentums an menschlicher Güte und Liebe! Heute, und schon für die Generation, der ich angehöre, liegt und lag das ganz anders. Heute soll man einem Drucke weichen, den der Edle als unmoralisch empfinden muß; soll man eine Gemeinschaft verlassen, während sie im Kampfe steht, soll von der Schanze desertieren, auf die geschossen wird; das ist auch für solche, die, wie z. B. ich selbst; konfessionell völlig neutral sind, eine unmögliche Zumutung. Ich konnte den trefflichen alten Adolf Wagner, der mich in seinen letzten Jahren einer wahren Freundschaft würdigte, wohl verstehen, wenn er, der überzeugte Christ, immer wieder den Wunsch aussprach, ich solle doch über diese letzte Grenze fortschreiten, die mich noch von seiner Gemeinschaft trennte, aber auch er verstand, daß gerade die gehobeneren Elemente die Pflicht haben, ihrer Gemeinschaft die Treue zu halten.

Die Familie des Vaters meiner Mutter, des praktischen Arztes Dr. Johann Davidson, entstammte dem Osten Deutschlands, aus Pommern. Der berühmteste Heldenspieler seiner Zeit neben Devrient, Bogumil Dawison, war ein leiblicher Vetter meines Großvaters. Sein Vater war als Hauslehrer nach Polen berufen worden und hatte eine Haustochter geehelicht. Sein Sohn ist italienischer Senator geworden. So mischte sich in uns sephardisches, d. h. spanisch-jüdisches, und aschkenasisches, d. h. ostjüdisches Wesen. Ich sage ausdrücklich nicht: Blut, weil die Juden, wie übrigens alle Völker, aus den allerverschiedensten Blutströmen und, wenn man durchaus will, Rassen gemischt sind. Schon in Palästina lebten, lange bevor die ersten Semiten, etwa im fünfzehnten Jahrhundert vor Chr., eindringen, die Charri, der Grundstock des Hethitervolkes, indogermanischer

Sprache, aber von „mediterraneum Typus“, unter einer Oberschicht, die unzweifelhaft indopersischer Sprache war. Mit ihnen vermischten sich die Garnisonen der Ägypter, die das Land lange beherrschten, dann die Babylonier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer und Parther; im Süden setzten sich die Philister und die ihnen verbündeten Zakkaro fest, die einige als Teukrer auffassen, beide unbekannter, vielleicht pelagischer, vielleicht sogar nordischer Abkunft und Sprache; im Norden wollen andere in den Amoritern eine im Grundstock nordische, blonde Bevölkerung erblicken. Nach der Zerstreuung schmolzen unzählige Einzelne, nicht nur sehr wahrscheinlich die sprachverwandten Phöniker, sondern auch Griechen, Römer und alle anderen Elemente des „Rassenchaos“ hinein, und schließlich trat der Chan des chazarischen Großreichs an der Wolga mit seinem ganzen Hofstaat und großen Teilen seines Volkes zum Judentum über: Skytho-germanen mit schmaler ugrotatarischer Oberschicht. Unter diesen Umständen von einer jüdischen „Rasse“ zu reden, ist wissenschaftlich ein Unding. Ich habe in dem vor einem Jahre erschienenen ersten Bande meines soziologischen Geschichtswerks, „Rom und die Germanen“, der Rassentheoretik ein eigenes Kapitel gewidmet, das diesem Unfug wohl ein Ende machen könnte, wenn politisch verwertbarer Unfug überhaupt auszurotten wäre.

Aber das ist gewiß, daß das Milieu die Gruppen beeinflußt, und das Milieu, in dem die Ostjuden erwachsen, war ein ganz anderes als das der Sephardim und bildete andere Eigenschaften aus oder entwickelte doch andere Anlagen. Die aus dem Spanien der Inquisition entronnenen Juden waren zum Teil sehr große Herren gewesen und brachten in ihre Zufluchtsstätte in Holland ihre Lebensansprüche, ihren Stolz und ihre hohe Bildung neben ihrem oft bedeutenden Vermögen ein. Ein Ghetto wie in Polen haben sie nie gekannt; sie bildeten, wo sie auch hingerieten, immer nur eine geringe Minderheit von überragendem Wohlstande und hoher Bildung, während die Juden Polens auch in den größeren Städten oft die Majorität bildeten und noch heute bilden, viele kleinere fast ganz allein bevölkerten. Hier war von Beginn an viel Kleinbürgertum dabei, das unter dem Druck der Andersgläubigen oft zu einem jämmerlichen

Proletariat herabsank; hier konnte sich und mußte sich als einziger Schutz vor dem Untergang jener aufs höchste gesteigerte Intellektualismus ausgestalten, den wir kennen.

Von diesem Wesen scheint mein Großvater mütterlicher Seite gewesen zu sein. Er war zuerst Arzt in Pyritz in Pommern, holte sich aber in jungen Jahren bei seinen — darüber sind jetzt fast genau hundert Jahre hingegangen — damals bei den schlechten Wegen und der geringen Zahl der Ärzte außerordentlich weiten, und namentlich im Winter anstrengenden, Landfahrten eine schwere Krankheit, die ihn lähmte und für viele Jahre bis zu seinem Tode auf den Krankenstuhl fesselte. Inzwischen waren aus seiner Ehe vier Kinder hervorgegangen, von denen meine Mutter, Antonie, das älteste, willenskräftigste und begabteste war. Ihre Kindheit war keine leichte; die Familie war ärger daran, als wenn mein Großvater gestorben wäre; sie war nicht nur des Ernährers beraubt, sondern mußte den früheren Ernährer selbst mit ernähren. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß meine Großmutter die beiden Enden zusammenbrachte; die drei Töchter erhielten die beste Erziehung, die damals Töchter aus guten Häusern erhalten konnten: sie bildeten sich zu höheren Lehrerinnen aus; der Sohn wurde bis zum Einjährigen gebracht, mußte dann aber Kaufmann werden. Er wurde ein wohlhabender Mann, aber dieser Verlust seiner Klasse hat ihm das Leben verbittert.

So war denn im Dr. Davidsonschen Hause in seiner Heimatstadt Prenzlau seit der Katastrophe Schmalhans Küchenmeister. Keine Not, aber die härteste spartanische Zucht, die man erdenken kann. Kein Wunder, daß die Großmutter eine sehr strenge Frau wurde, die wir Kinder mehr fürchteten als liebten. Kaum waren ihre Kinder flügge, so mußten sie aus dem Nest, um sich selbst zu ernähren. Meine Mutter ging als blutjunges Ding nach Ungarn, wo sie in reichen Bürgerhäusern das nicht immer süße Brot der Erzieherin zu essen hatte; sie wußte sich freilich immer ihrer Haut zu wehren und sich in Respekt zu setzen. Als sie einmal auf der Heimreise in Wien weilte, lernte sie dort meinen Vater kennen. Und so floß sephardisches mit aschkenasischem Wesen in eins.

Mein Großvater war ein geistig hochstehender Mann, der während seiner Krankheit rastlos arbeitete, sich in die ihm vom Gymnasium her einigermaßen vertrauten lateinischen und griechischen Schriftsteller vertiefte und sich mehrerer neuerer Sprachen bemächtigte. Adolf Stahr, der Biograph Lessings, sein Mitschüler, hat ihm in seinen Lebenserinnerungen das ehrenvollste Denkmal errichtet. Er erzählt reizend von dem armen, engen Hause meines Urgroßvaters, der als Kantor und Schächter der Gemeinde Prenzlau wirkte. Aber: so eng das Haus, so weit war doch der Sinn; meine Urgroßmutter Perle war eine glühende Verehrerin Schillers, den sie immer wieder las. Von ihrem Vater hat meine Mutter den gewaltigen Intellekt geerbt, der sie auszeichnete. Sie war eine Frau von fast unheimlichem Scharfsinn und unfehlbarer Logik und einem Gedächtnis, das niemals versagte. Noch als Siebzigerin hat sie ihrer Enkelin, meiner leider früh verstorbenen Tochter Eva, die damals die Obersekunda eines Realgymnasiums besuchte, die englischen und französischen Arbeiten korrigiert, ohne jemals zu irren. Mich selbst hat sie schon als kleinen Buben in die beiden Sprachen so weit eingeführt, daß ich sie ohne Wörterbuch las. Eine nicht nur gebildete, sondern geborene Pädagogin, hat sie uns Kinder unmerklich geführt; ich habe ihr meine Aufsätze noch als Primaner vorgelegt, und noch bis tief in meine wissenschaftliche Arbeit hinein war und blieb sie mir der maßgebende Kritiker. Als ich einmal in meiner Flegelzeit mit den unregelmäßigen griechischen Verben in Schwierigkeiten kam, hat sie, die Griechisch nicht lesen konnte, sich den ganzen Wust in ihrer wundervollen feinen Handschrift mit lateinischen Buchstaben aufgeschrieben, um mich „abhören“ zu können. Daneben führte sie mit einem Dienstmädchen den großen Haushalt, vier Kinder und eine Anzahl von Pensionären, kochte selbst und fand noch Zeit, für meine Schwestern und anfänglich auch für mich Wäsche und Kleidung anzufertigen. Unermüdlich und unverdrossen wirkte sie in ihrem Kreise; eine Hausfrau und Mutter des alten Schlages, der heute wohl aussterben bestimmt ist. So erzog sie ihre Kinder weit mehr durch ihr gutes Beispiel als durch Ermahnungen. Sie lebte uns vor, was Dienst und selbstgewollte Pflicht bedeutet.

Sie „dressierte uns in Freiheit“, das war ihr Wort. Vertrauen war die Grundlage unseres Verhältnisses; eine Lüge ihr ins Antlitz wäre unmöglich gewesen und würde als das schwerste aller Verbrechen angesehen worden sein. Sie ließ uns scheinbar gehen, wie wir wollten, im Innersten sicher, uns dennoch fest am Bande zu haben; ein flehender Blick von ihr brach meinen Trotz, den Strenge oder Strafe nur gestärkt hätten. Nur Wahrheit forderte sie und lohnte unser Vertrauen durch die vollkommenste Gerechtigkeit. Ich habe in meiner „Soziologie“ die Vermutung ausgesprochen, daß alle Gerechtigkeit, und das heißt alle Sittlichkeit, aus der tierischen „Kinderstube“ stammt, weil die natürliche Mutter alle ihre Jungen mit gleicher Liebe behandelt; diese Weisheit danke ich ihr, und danke es ihr vor allem, wenn die Gerechtigkeit der Leitstern meines Lebens geworden ist. Das ganze Haus stand durchaus im Zeichen Kants: Selbstvertrauen der Vernunft auf der einen, Glauben an den kategorischen Imperativ auf der anderen Seite; vor diesem inneren Reichtum galt der äußere nichts; aller Mammonismus war nicht etwa nur verpönt, sondern lag geradezu unter der Schwelle des Bewußtseins. Es ist diese Einstellung gewesen, die mich viel später zu dem festen Bunde mit meinem unvergeßlichen Freunde Leonard Nelson geführt hat, der mir, wie ich ihm, regelmäßig seine besten Schüler überwies. Wir wußten beide, daß wir in den, vor aller Erfahrung gewissen, Aprioris unseres Geistes, in der Logik und der Ethik, das unverrückbare Koordinatenkreuz besaßen, um die Erscheinungen zu ordnen und zu bewerten, und damit Ziel und Kompaß allen Lebens und Strebens. Es war unser Ideal als akademische Lehrer, unseren Schülern die gleiche beglückende Sicherheit zu geben und sie dadurch vor dem gräßlichen Relativismus dieser kranken Zeit zu retten, der fast alle steuerlos im uferlosen Ozean treiben läßt. Wir Menschen besitzen die eingeborene Fähigkeit, die Wahrheit und das Recht zu erkennen, und haben die Pflicht, sie auszubilden und gegen alle Versuchung zu kräftigen. Und wir dürfen glauben, daß beide, recht gerichtet, uns zum gleichen und darum letzten Ziele führen, wo, um Proudhons schönstes und tiefstes Wort anzuwenden, „science et conscience“, Wissen und Gewissen, überein-

stimmen, an unser Handeln die gleiche Forderung stellen. Es gibt keine andere Rettung für diese todkranke Welt, die davon bedroht ist, zwischen Kapitalismus und Bolschewismus wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben zu werden, als die Besinnung auf diese einfachsten aller Wahrheiten, auf den „Gott in unserer Brust“.

Was mir das akademische Kleinbürgerhaus meiner Eltern als „Vor-Urteil“ mit ins Leben gegeben hat, was in unserem kleinen Kreise aufs schönste verwirklicht war: die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das in die große Welt einzuführen, ist das Streben, und dieses Streben ist das Glück meines Lebens gewesen. Im Elternhause floß mir die Quelle aller meiner späteren Erkenntnisse, erwuchs mir der Keim alles meines späteren Strebens.

SCHULE

Wann und wie ich lesen gelernt habe, ist nicht festzustellen gewesen. Meinem Gefühl nach habe ich es „immer“ gekonnt. Vielleicht habe ich einiges bei Gelegenheit des Unterrichts aufgeschnappt, den meine, wenig mehr als ein Jahr ältere, Schwester Paula zu Hause erhielt; sie war überhaupt mein „Mütterchen“, meine große Autorität, und wird mich wahrscheinlich mit ihrer soeben erst gewonnenen Schulweisheit versorgt haben; außerdem habe ich wie alle lebhaften Kinder — ich habe das an meinen eigenen immer wieder erlebt — an den Schildern der Läden studiert, wobei mich besonders mein „Namensvetter“ Franz Billard interessiert hat. Jedenfalls las ich mit fünf Jahren fließend; das Buch meiner ersten Jahre war „der Echtermeyer“, eine gute Sammlung von Gedichten, von denen ich viele auswendig wußte und noch weiß, wie z. B. Uhlands „Roland Schildträger“. Man kennt „Helenes Kinderchen“: vermutlich habe ich, wie der wackere Teddy, die schöne Ballade so sehr geliebt, weil sie „fubbe doll balutig“ ist.

Zum Michaelistermin 1870 kam ich in die Vorschule des nahe gelegenen Friedrichgymnasiums, die sich aber damals noch in der etwas weiter entfernten Albrechtstraße befand, und zwar

wurde ich sogleich, unter Überspringung der untersten, dritten Klasse in die zweite aufgenommen.

Ich hatte keine Ahnung von Schuldisziplin und saß zwischen meinen neuen Mitschülern, die schon anderthalb Jahre die Bänke drückten, wie ein Wilder zwischen Zivilisierten. In der ersten Stunde hob ich den Finger, wie ich es von den anderen gesehen hatte, und als der Lehrer mich fragte, was ich wolle, fragte ich arglos: „Wieviel Uhr ist es?“ Er schaute mich durchdringend an, mußte wohl aber die vollkommene Unschuld in dem Gesichtchen erkennen, denn er sagte nur: „Setz' dich einen 'runter“. Stolz wie ein König kam ich heim: ich hielt diesen Platzwechsel für eine Auszeichnung!

Ich absolvierte die zweite Klasse in einem halben Jahre; und so geschah es, da ich weiterhin keinen unvorhergesehenen Aufenthalt zu beklagen hatte, daß ich um ein volles Jahr jünger war und blieb als selbst die seltenen unter meinen Mitschülern, die nicht ein oder einige Male „sitzenblieben“. Ich war, anstatt mindestens achtzehn, noch nicht einmal ganz siebzehn Jahre alt, als ich zu Ostern 1881 das Abiturientenexamen machte. Damals waren meine Eltern und natürlich auch ich recht stolz auf diesen Vorsprung: aber ich habe später oft gemeint, daß es mir besser gewesen wäre, wäre ich später zur Universität gelangt; mir fehlte doch wohl noch der rechte Ernst und das volle Verständnis, zwar nicht für den Lernstoff, den ich leicht bewältigte, wohl aber für die Lebensaufgabe an sich.

Mein erster Lehrer trug den schönen Namen Seele; er war auch eine Seele von Mensch, der es namentlich mit mir gut meinte, zumal er mich in einigen Fächern privatim auf seine Klasse vorbereitet hatte; aber er war noch einer der Volksschullehrer des alten Schlages im wortwörtlichsten Sinne: er „haute“. Das führte später einmal zu einer Szene, die sich mir unvergeßlich eingepreßt hat. Es war in Quinta, das Durchschnittsalter der Schüler also etwa elf Jahre, da erschien bei uns als „Neuer“ von außerhalb ein wesentlich älterer Junge, der Sohn eines Grundbesitzers in der Mark. Seele unterrichtete hier in den Elementarfächern; er wollte den Neuen hauen, aber dieser — haute wieder! Es war ein großer, starker Junge, und es kam zu einer regel-

rechten „Keilerei“, in der schließlich doch der Lehrer die Oberhand behielt. Der Neue verschwand ebenso plötzlich aus unserem Leben, wie er darin erschienen war: aber ich hatte das erste Beispiel einer Revolution erlebt! Irgendwie hatte doch die bis dahin unerschütterlich scheinende Autorität gewankt.

Bis zum Ausgang aus der Quinta war ich, was man so einen „Musterschüler“ nennt. Es wurde mir leicht; sollten etwa irgendwo Schwierigkeiten aufgetaucht sein — ich kann mich solcher nicht entsinnen, denn außer im Schönschreiben und Zeichnen war ich immer unter den Besten —, so wurden sie gewiß von den beiden pädagogisch geschulten Eltern sofort aus dem Wege geräumt, und der Begriff und Imperativ der Pflicht waren mir allzu tief in das Herz gebrannt, als daß ich damals schon hätte „bummeln“ können. In dieser Beziehung waren die Eltern unerbittlich, wie der folgende Vorfall beweist: ich hatte zu Weihnachten 1870 an den Masern gelegen und war noch recht schwach, als die Schule wieder begann. Es tobte an dem Tage ein schwerer Schneesturm, aber ich wurde wie selbstverständlich losgeschickt. Bis zur Ecke der Karl- und Albrechtstraße kam ich mit Mühe; aber um die Ecke konnte ich gegen den starken Sturm nicht gelangen, wurde immer wieder zurückgeworfen, bis sich ein vorübergehender Mann des armen Bübchens erbarmte. Ja, „Affenliebe“ kannten meine Eltern, kannte vor allem meine Mutter nicht; sie wußte mit unfehlbarem Blick echtes Unwohlsein von Drückebergerei zu unterscheiden und verstand, hart zu sein, wo es not tat. Als ich einmal heulend ankam: „Der große Junge hat mich gehauen“, war ihre Antwort, indem sie mich aus der Tür schob: „Hau' ihn wieder“, was ich, im Besitz der Ermächtigung durch meine höchste irdische Autorität, denn auch mit dem Erfolge tat, daß wahrscheinlich mein Feind zu seiner Mutter klagen ging. Ein anderes Mal brachte eine Lehrerin der Luisenschule meine Schwester heim: das Kind hatte sich beim Spielen einen Schuhknopf in die Nase gesteckt, der freiwillig nicht heraus wollte. Meine Mutter „tät nur spöttisch um sich blicken“, hielt dem heulenden Kinde das nicht betroffene Naslöchlein zu, sagte: „Nun schnaube mal“;

und siehe, der Knopf fand sich im Taschentuch. „So, mein Fräulein“, sagte Mutter zu der höchst erstaunten und wohl etwas beschämten Kollegin, „nun nehmen Sie die Paula gleich wieder mit.“

Beim Ausgang aus der Quinta, also mit eben zehn Jahren, hörte mein Musterschülerdasein plötzlich auf, infolge einer ersten Erfahrung über die Ungerechtigkeit dieser argen Welt. Ich hatte bisher immer die Osterprämie erhalten, irgendein gutes Buch, und rechnete mit Sicherheit auch dieses Mal darauf. Aber es erhielt sie ein gewisser Ziller, ein von sich aus sehr schwacher Schüler, dem ich aus Kameradschaftlichkeit seit Monaten tagtäglich bei seinen Arbeiten geholfen hatte. Als mein Ordinarius, der schon genannte Trendelenburg, mein enttäushtes Gesicht sah, sagte er zu mir mit einer Schroffheit, die vielleicht ein nicht ganz unbelastetes Gewissen enthüllte: „Du hast die Prämie nicht bekommen, weil du viel zu begabt bist.“ Ich zog sofort die Konsequenzen und verließ mich auf diese mir amtlich bescheinigte Begabung. Durch Quarta und Untertertia langte die gute Grundlage noch einigermaßen, aber in der Obertertia, als Zwölf- bis Dreizehnjähriger, entwickelte ich mich zu einem Faulpelz und Lausbuben von Format; die damals eintretende Pubertät hat offenbar dazu mitgewirkt. Ich gab z. B. die mathematischen „Extemporalia“ regelmäßig in Gestalt eines unbeschriebenen Bogens ab: ich interessierte mich nicht für das Fach und beruhigte mein Gewissen mit der Einbildung, ich hätte meines Vaters vollkommene Unfähigkeit auf diesem Gebiete geerbt. Und so geschah es, daß ich zu Michaelis 1876 zum ersten Male nicht in die „erste Abteilung“ versetzt wurde. Das war noch kein Unglück; diese Beförderung bedeutete nicht mehr als eine gute Note; man konnte zwar nur aus der ersten Abteilung in die höhere Klasse aufsteigen, aber man konnte auch noch zu Weihnachten und sogar noch sechs Wochen vor Ostern diese imaginäre Stufe erreichen, sozusagen den Gefreitenknopf erhalten: man konnte nicht Unteroffizier werden, ohne Gefreiter geworden zu sein. Es war also keine Katastrophe; aber Mutter machte ein unglückliches Gesicht, und schon das war sehr schlimm; schlimmer aber war, daß die Dame meines Herzens gerade zu

Besuch war, als ich mit der miserablen „Zensur“ und dem häßlichen Manko heimkam. Es war eine gleichaltrige Jugendfreundin, eine Tochter des berühmten Bildhauers Gustav Bläser, Clara, die später den hochangesehenen Anwalt Martersteig in Weimar heiratete; ich habe sie vor einigen Jahren in ihrem ganz von Goetheschem Geiste durchwehten Hause in Weimar als sehr feine reizvolle Matrone wiedergesehen. Ihre dunkelblauen Augen schauten mit so viel Enttäuschung und Kummer auf das Zeugnis meiner Schmach und in die meinen, daß „mein Herz zu Wasser wurde“. Stracks setzte ich mich auf die Hosen und arbeitete die vierzehn Tage der Oktoberferien durch, wie ich von da an mit Ausnahme einiger Studentenjahre immer gearbeitet habe. Es gab eine Sensation unter Lehrern und Mitschülern, als ich in allen Klassenarbeiten nach den Ferien den Vogel abschoß; ich sehe noch das sardonische Vollmondgesicht unseres Mathematikers, des rundlichen Professors Fischer, genannt „Mählech“ (so sprach er in seinem harten Westfälisch den Namen unseres Lehrbuchs, des „kleinen Mehler“, aus), als er mir bei der Rückgabe der ersten Klassenarbeit sagte: „Ja, Oppenheimer, wenn Sie nicht die beste Arbeit hätten, müßte ich untersuchen, von wem Sie abgeschrieben haben.“

Fischer war einer der Lehrer, von denen ich fürs Leben viel mitgenommen habe, kein „Pauker“ und Sadist, wie so mancher andere, den ich nicht nenne, wenn ich ihn auch nicht vergessen habe, sondern ein wirklicher Führer, dessen Unterricht namentlich in der Physik ich viele grundlegende Vorstellungen verdanke, die mir in meiner wissenschaftlichen Arbeit weitergeholfen haben. Man durfte fragen und erhielt Antwort. So sagte ich einmal, ich könnte nicht verstehen, wie man die Erde als Kugel bezeichnen könnte, da doch die höchsten Gebirgserhebungen und die größten Meerestiefen mehr als acht Kilometer betrügen. Seine Antwort klärte mich im Augenblick auf und gab mir ein für alle Male den kosmischen Maßstab: „Stellen Sie sich einen Globus vor, im Verhältnis von einem Millimeter zu einer Meile. (Wir rechneten damals noch vielfach mit deutschen Meilen.) Dieser Globus hat ungefähr Ihre Höhe. Nun lassen Sie ihn mit einem zwei Millimeter dicken Firnis bedeckt sein, und lassen Sie diesen

Firnis an einer Stelle abgeplatzt sein: dann haben Sie den Gaurisankar unmittelbar neben dem pazifischen Tief.“

Nun, ich kam zu Weihnachten in die erste Abteilung und zu Ostern in die Sekunda. Und da geriet ich unter den Einfluß des genialsten Pädagogen nicht nur unserer Anstalt, sondern vielleicht Berlins und Deutschlands: Ernst Voigt. Er war ein bedeutender Germanist, der die „*Ekbasis Captivi*“, den lateinischen „*Reineke Fuchs*“, meisterhaft herausgegeben hatte und daraufhin mehrfach Berufungen an Universitäten erhielt: aber er mochte sich von seinen Jungen nicht trennen. Die Schulbehörde wußte diese Treue wohl zu würdigen: nach dem Rücktritt unseres alten Direktors Kempf, eines wohlrenommierten Horaz-Forschers, der uns mit der klassischen Prosodie („*Versus logaoedicus dactylicus dexter* usw.“) weidlich ödete und uns den Horaz gründlich verkelte, aber sonst ein wohlwollender und gütiger Herr war, wurde Voigt Direktor unseres Gymnasiums und bald darauf Stadtschulrat; leider starb er früh.

Wie dieser Mann Funken aus allen Jungen zu schlagen verstand, deren Seele nicht aus Lehm bestand, war ein Wunder. Mich behandelte er die ersten Wochen hindurch mit betonter Ungerechtigkeit, obgleich ich in sofortiger schwerer Verliebtheit in diesen Mann für ihn schaffte wie nie zuvor. Er trieb das so lange, bis er mich zu heller Empörung gebracht hatte, und ich ihm vor versammelter Mannschaft zornbleich und flammenden Auges sein Unrecht ins Gesicht schleuderte. Das hatte er offenbar herbeiführen, hatte sehen wollen, ob in diesem leidlich begabten Bengel auch ein Charakter stecke. Er reagierte auf meine Rebellion wie ein Vater: „*Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch, ein ganz gefährlicher Mensch!*“; von Stund an war ich sein erklärter Liebling. Ich habe bei ihm nicht nur wissenschaftlich arbeiten gelernt: er korrigierte unverdrossen auch fünfzig Seiten lange Aufsätze, wenn Verstand darin war; und wie produktiv war seine Kritik! Wie wußte er uns zu Logik und Stilgefühl anzuleiten! Noch heute denke ich bei der Niederschrift meiner Bücher: „*Hier würde Voigt genau diesen Übergang von einem Gegenstande zum anderen wählen.*“ Wie man sich eines Stoffes bemächtigt, wie man die Notizen sammelt und ordnet, wie daraus

das lebendige Ganze erwächst, gleich einem Naturwesen: das hat mich Ernst Voigt gelehrt, der Mann, dem ich nächst meinen Eltern das meiste danke. Und er lehrte uns nicht nur unsere Schulweisheit: ich habe z. B. bei ihm gelernt, wie man sich zu verbeugen hat. Er hatte mir die Aufgabe gestellt, bei ihm um seine Tochter anzuhalten! (Er hatte keine Kinder.) Ich sollte einem etwas stoffeligen Mitschüler die Szene vorspielen. Ich erstieg das Katheder, ergriff seinen Zylinderhut — er wand sich vor Lachen — und ich verschwand aus der Klasse, um nach mehrmaligem Anklopfen als sehr schüchterner Liebhaber wiederzuerscheinen. Aber dem Regisseur gefiel mein Kompliment nicht, und so machte er es mir vor, bis ich es tadellos nachahmte; noch heute denke ich bei jeder Verbeugung an jene fröhliche Begebenheit. Ein anderes Mal ließ er in Sekunda die berühmte Szene aus Vergils Äneis aufführen, wo Neptun, heimkehrend, den von Juno gegen den Sohn des Anchises heimtückisch erregten Sturm beschwichtigt, indem er die wütenden Winde andonnert: „Quos ego“. Er übersetzte das mit: „Euch soll doch gleich der Teufel holen!“ Kein Darsteller des Neptun konnte es ihm recht machen; einen nach dem anderen drückte er mit nerviger Faust unter die Wogen des veilchenfarbenen Ozeans, dargestellt durch das Schulpult, während die übrige Klasse ihre Rolle glanzvoll durchführte, mit Heulen, Fauchen, Brüllen die gegeneinander tobenden Notus, Eurus und Boreas (von Zephyr keine Rede, wenigstens von keinem sanften) darzustellen und dabei einen Lärm zu machen, der das alte Schulhaus, unseren „Stall“, erschütterte. In den anderen Klassen werden die Schüler neidvoll, die Pauker kopfschüttelnd gedacht haben: da ist wieder mal Voigt mit seiner Bande los. Der Höllenspektakel dauerte lange, da ein Neptun nach dem anderen als untauglich verworfen wurde. Endlich fand sich der rechte, ein älterer, wenig beachteter Mensch, der sich immer hochmütig zurückgehalten hatte, ein gewisser Sonnemann. Er hatte, so ging das Gerücht später, die Absicht, Schauspieler zu werden, und soll dramatischen Unterricht genossen haben. Als die Reihe an ihn kam, schmetterte er zu allgemeiner Überraschung mit einer wahren Löwenstimme und fabelhaftem Ausdruck die Götterworte heraus. (Ihm fiel denn

auch bei der Primaneraufführung des „Ajas“ in griechischer Sprache selbstverständlich die Hauptrolle zu; das Auditorium war starr, als das prachtvolle Organ zuerst erklang: „Χαιρέϊν, Ἀθάνα, χαιρε, διογενὲς τεκνὸν“. Ich sang — wenn man so sagen will — im Chore mit: „Ἀκτις ἀελίου“. Ich bin nicht sonderlich musikalisch, aber die Melodie sitzt noch heute fest).

Mit diesem Auftritt war der „Auftritt“ beendet. Voigt hob nur den Finger, und wir mehr als dreißig ausgesuchten Lausbuben saßen wie die Spatzen auf der Stange, muckstille, und der Unterricht nahm seinen Fortgang. Voigt konnte alles mit uns machen; er erzählte von seinen Messuren als Berliner „Germane“, von seinen Räuschen und Streichen: all das vermehrte nur unsere Liebe und Verehrung. Ich bin ihm zuletzt hinter das Geheimnis gekommen und habe es in meiner Praxis als Vater zweier Söhne und als akademischer Lehrer gut angewendet; er sprach zu uns in der „Männersprache“, die wir Jungen unter uns ja auch sprachen, und von der wir genau wußten, daß auch die Älteren sie untereinander gebrauchten, aber uns gegenüber wie ein sakrales Geheimnis verschwiegen: die Sprache, die das Natürliche mit unbekümmelter Derbheit bei Namen nennt; die „Pauker“ wären tief entsetzt gewesen, wenn sie ihn hätten hören können! Freilich: um das zu wagen, mußte man selbst ein Mann von vollkommener Natürlichkeit und Freiheit von allen Vorurteilen, durfte man kein „Bonze“ sein. Und das war Ernst Voigt wahrlich nicht, sondern jung bis in das Mark seiner Knochen.

Noch zweier anderer meiner Lehrer will ich dankbar hier denken, denen ich wissenschaftlich und menschlich viel schulde. Der eine war Paul Goldschmidt, unser Historiker, der uns Primanern zweimal wöchentlich richtige akademische Vorlesungen über neuere Geschichte hielt, an die ich noch heute mit Entzücken denke. Mit geringerem Entzücken denke ich freilich der einmal wöchentlich abgehaltenen Repetition, einer Qual für den wackeren Mann, der nicht das geringste Zeug zu einem Pädagogen hatte und durch falsche Anwendung der sokratischen Methode sich und uns zur Verzweiflung brachte, uns um so mehr, weil wir ihn wirklich liebten, und er uns ehrlich leid tat. Ich habe niemals

vom Examen geträumt, aber noch heute träume ich zuweilen von diesen Stunden der unfruchtbaren Not.

Der andere meiner Lehrer war Professor Püschel, ein verdienter griechischer Archäologe, den in jungen Jahren in seinem geliebten Hellas eine Seuche hinraffte, als er Ausgrabungen anstellte. Er war aus gutem, reichem Hause, immer soigniert, und so ein starker Gegensatz gegen die meisten seiner Kollegen, denen man die kleine Kinderstube ansah. Ein Mann von Haltung, von Welt, ja, ein vornehmer Mann. Er gab uns fakultativen Unterricht in Englisch, morgens von sieben bis acht. Einmal hatte ich verschlafen und traf ihn auf der Treppe, als er um acht Uhr die Klasse verließ. Er blitzte mich durch die goldene Brille an, und sein tadelloser Zylinder mit den acht Reflexen blitzte ebenso drohend: „Warum sind Sie nicht zur Stunde erschienen?“ Ich, sehr höflich, den Hut in der Hand: „Ich bitte sehr um Entschuldigung, ich habe verschlafen.“ Da nahm Professor Püschel in weitem Schwung den Hut ab, machte mir eine tiefe Verbeugung und schritt ohne ein weiteres Wort die Treppe hinunter. Wie gut verstand ich ihn! Seine Geste sagte mir: „Du brauchst keine Ausrede, du bist ein Gentleman, ich achte dich.“ Mir war, als hätte ich die Waffenweihe erhalten!

Im Februar 1881 bestand ich das Abiturientenexamen. Wir waren achtzehn, von denen nur zwölf bestanden; mir wurde die mündliche Prüfung erlassen. Das erste große Ziel war erreicht; zum ersten Male in meinem Leben empfand ich das peinliche, fast wehe Gefühl, daß eine Türe hinter mir zuschlug; das neue Ziel war noch nicht klar erkannt, und ohne Ziel konnte und kann ich mir das Leben nicht vorstellen. Aber die Trübsal währte nicht lange; vor mir lag das Paradies des Studentenlebens und „zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“.

EXTRAWÜRSTE

Der Berliner meiner Jugendzeit hatte es noch nicht so nötig, sich außer dem Hause zu amüsieren, wie der Berliner von heute. Denn sein Leben war noch nicht so nervenzerrüttend;

man arbeitete wohl schon damals schneller und hingebener als sonst irgendwo in Deutschland; das ist nichts anderes als die Wirkung des unvergleichlichen Klimas, dieses stählernen und stählenden Seeklimas, das der Stadt beschieden ist. Ich sage das nicht aus Lokalpatriotismus, sondern aus eigener und fremder Erfahrung. Erst seit ich viele Jahre lang im schönen Frankfurt am Main zu leben hatte, weiß ich, warum die Römer Deutschland als das „neblichte Germanien“ bezeichneten; man lebt dort und am ganzen Rheine unter fast ewig bedecktem Himmel; die Frankfurter sagen: „Wie in der Waschküche“ und geben bereitwillig zu, daß man in ihrer Stadt bedeutend mehr Schlaf und Ruhe braucht als in Berlin. Aber seit meiner Jugend hat sich das Tempo und die Verantwortung der Arbeit in ganz Deutschland außerordentlich gesteigert, und Berlin hat die Spitze gehalten. Darum braucht sein Einwohner mehr Zerstreuung außer Hause als sein Vater und Großvater. Die Gebildeten hatten ihre Freuden zu Hause; sie hatten die Klassiker nicht nur schön gebunden im Schranke stehen, sondern lasen sie auch; sie vereinigten sich, um „mit verteilten Rollen“ ernste Dramen zu lesen; in solcher Vereinigung im Hause des berühmten Kreisphysikus Dr. Falk in der „Gott-soll-schützen-Straße“, wie der witzige, oft allzu witzige Gastgeber sagte, war ich durch zwei Winter hindurch der erste Held und Liebhaber; in musikalischen Häusern wurde auch noch viel Kammermusik getrieben, und Alexander Moszkowski sagte davon: „Es gibt zweierlei Gattungen musikalischer Menschen; die eine macht gern Musik, und die andere hört es nicht gern.“ Es gab nur wenige Theater, es gab nur den einen Zirkus von Renz, der nur kurze Zeit im Jahre in Berlin Vorstellungen gab, nur einen besseren Chor, in der Singakademie, und nur wenige künstlerische Orchester neben dem Bilseschen im Konzerthause in der Leipziger Straße, wo es noch bei Kaffee und Kuchen sehr kleinbürgerlich zugeht; hierher führten sorgliche Mütter mit Vorliebe ihre mannbaren Töchter. Und es gab natürlich noch kein Kino. Kein einziges Kino!

Das Angebot folgt immer der kaufkräftigen Nachfrage. Es gab noch nicht soviel Geld in Berlin für Außerhaus-Vergnügungen. Die Fremden, die kamen, waren unendlich viel

weniger zahlreich und ebensoviel weniger kaufkräftig als heute. Und das gleiche gilt für die Eingeborenen. Ein Taler hatte sehr viel höheren „objektiven“ und noch viel höheren „subjektiven“ Kaufwert. Objektiv: es war alles viel billiger zu kaufen, und subjektiv: man hatte durchschnittlich viel weniger Taler auszugeben als heute; das „freie Einkommen“ war viel geringer. Fünfzig Taler nahm mein Vater auf seine alljährliche Badereise nach Karlsbad mit, mit fünf Talern habe ich die erste, mit Unterrichtsstunden selbstverdiente Hose (nach Maß) bezahlt. Noch heute bedeutet mir der Ausdruck „Fünfzig Taler“ viel, viel mehr als der offiziell gleiche „Hundertundfünfzig Mark“; wenn ich nach der Anweisung der Grenznutzentheoretiker schätzen sollte, so würde die subjektive Gleichheit erst bei ungefähr fünf- bis sechshundert Mark gegeben sein.

Dennoch wurden uns Kindern nach Möglichkeit Extrawürste gebraten. Dazu gehörte nicht das wenige an Sport, das damals schon in Übung war; Schlittschuhlaufen im Winter, Schwimmen im Sommer verstand sich von selbst: ich habe in Fürstenwalde bei den Ulanen das Schwimmen gelernt, als Zehnjähriger, bei Gelegenheit einer Sommerfrische, die meiner Mutter nach der Geburt meines jüngsten Bruders, des jetzigen Professors Carl Oppenheimer, dringend not tat. Beides gehörte so selbstverständlich zur Erziehung wie das Stenographieren, das ich im alten Abgeordnetenhaus am Dönhofsplatz mit zehn Jahren erlernte. Aber die Eltern gönnten uns auch sonst gern alles, was die schmalen Mittel erlaubten.

Das erste Theater, das ich sah, war das „mechanische“, das uns in einer Schülervorstellung in der „Tonhalle“ vorgeführt wurde. Es gab unter anderem die „Eroberung von Sewastopol“ mit sehr viel Geknalte von kleinem und großem Gewehr. Ein paarmal waren wir in Brockmanns Affentheater im südlichen Teile der Friedrichstraße: Wilhelm Raabe hat es in seiner „Chronik der Sperlingsgasse“ schöner geschildert, als ich es vermöchte; mir ist vor allem die kunstreiche Ziege im Gedächtnis geblieben, die mit den vier schlanken Füßchen auf einem Flaschenhalse stand. Dann gab es öfter im Opernhaus die Keimform des heutigen Kinos, nämlich Vorstellungen mit der „Laterna

Magica“; es roch dort so wunderbar nach Weihrauch! Den Einzug der siegreichen Truppen 1871 durften wir mit den Eltern von teuren Plätzen aus einem Konditor-Schaufenster der damaligen Königgrätzer Straße mit ansehen; und zum Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz wurden wir als Jüngere regelmäßig geführt; als Ältere zogen wir allein los, jeder mit dem phantastischen Vermögen von zwei guten Groschen in der Tasche. Ach, wie schwer wurde die Wahl; auf der einen Seite lockten die niederen Genüsse der „Waffeln“, die dort gebacken wurden (nie vergesse ich den Schmalzgeruch) und der Pfefferkuchen; auf der anderen Seite gab es höhere Genüsse. Grausames Geschick! Ich erwarb für mein ganzes Vermögen ein „kartesianisches Teufelchen“, und es war „kaputt“, ehe ich nach Hause gelangte! Einmal nahmen die Eltern auch Karten für sich und uns zu einer großen Wohltätigkeitsvorstellung im Opernhause; ich hörte, das einzige Mal, die Lucca und sah, was wenige gesehen haben werden, die beiden beliebtesten Komiker Berlins, den feinen Döhring vom Königlichen Schauspielhause und den drastischen Helmerding vom Wallner-Theater in einem Lustspiel: „Papa hat's erlaubt“.

Kennt man noch die reizende Geschichte dieser beiden Konkurrenten um die Gunst der Berliner? Döhring fragte einmal an der Bude unter den Linden nach dem Preise einer Ananas; sie sollte zweiundeinenhalben Taler kosten. „Hui, ist das teuer“, sagte Döhring. Und die Verkäuferin, schwärmerisch: „Für einen so großen Künstler ist nichts zu teuer, Herr Hofschauspieler.“ Sehr geschmeichelt erstand der famose Alte die Frucht; als er gleich darauf Helmerding traf, erzählte er ihm mit Stolz, wie populär er sei. „Hm“, sagte Helmerding und rief den ersten Schusterjungen an, der ihnen in die Quere kam: „Junge, kennste mir?“ Der schwärzliche Knabe verzog den Mund bis zu den Ohren: „Ick soll Nauk'n nich kennen?“ „Jut, mein Sohn, da hast 'n Sechser.“ Und zu Döhring: „Sehnse, Kollege, Ihnen kost't Ihre Popularität zweeuneenhalben Dahler, un mir een'n Sechser.“ Die Ananas schmeckte weniger gut als erhofft.

Mein Vater, der Helmerding noch aus seiner Junggesellenzeit in Berlin kannte, wußte unzählige Geschichtchen von ihm zu er-

zählen. So kam er einmal ins Viktoria-Café beim alten Viktoria-Theater und berichtete schluchzend, Reusche, sein fast ebenso volkstümlicher Kollege, sei plötzlich gestorben. Da trat Reusche selbst in eigener Person zwischen die ehrlich Trauernden, und Helmerding flüsterte: „Pscht! Seid stille! Er weeß et noch selber nich.“

Ja, und da war noch Bellachini, der große Zauberkünstler, zu dem, wie er selbst erzählte, Kaiser Wilhelm einst gesagt hatte: „Nu, Bellachini, wie is es denn denn doch mit de Ringe?“ Seine Wiege hatte nicht in Italien, sondern irgendwo in einem ost-jüdischen Ghetto gestanden. Und da war selten der Zirkus Renz und ab und zu eine Landpartie nach Gesundbrunnen oder gar nach dem fernen Französisch-Buchholz oder Niederschönhausen. Und in den Weihnachtsferien war die große Ausstellung bei Kroll: ausgestopfte Löwen und anderes Raubzeug in schön gestellten Gruppen, Grotten aus Papiermaché und Himmel aus Gaze mit Engeln und dem Weihnachtsmann: damit begann, soviel ich denken kann, die Invasion des gräßlichen Kitsches, der dann in den Dichtungen von Julius Wolff und den altdeutschen Bierstuben nach Art des „Kyffhäuser“ in den Stadtbahnbögen seinen Gipfel erstieg. Uns aber, seien wir ehrlich, gefiel es damals „baß“, um im Stil zu bleiben.

Man sieht: wenn wir auch nicht, wie die heutige Jugend, wöchentlich ein oder mehrere Male ins Kino gingen, wir hatten doch Extrawürste genug; die Eltern wußten die Weisheit des Wortes zu würdigen: „Chose superflue, chose tant nécessaire“; und die Zwischenräume waren groß genug, daß wir immer wieder den vollen Genuß des Erlebnisses und vor allem der Erwartung hatten, die, gestehen wir es uns ein, doch das beste an den Dingen ist. Hat es schon einmal in der Küche eines Luftschlosses geraucht oder durch sein Dach geregnet?

Als ich größer wurde und über eigene Einnahmen aus „Stundengeld“ verfügte, ging ich natürlich viel ins Theater, unter dem Motto: „Vom hoh'n Olymp herab kam uns die Freude“. Was lag daran, vor einer großen Klassikervorstellung zwei Stunden lang Schlange zu stehen und dann, mit der erbeuteten Karte in der Hand, keuchend im Wettlauf die vier oder fünf steilen Stein-

treppen emporzusausen, um einen der wenigen Sitzplätze zu ergattern, oder schlimmstenfalls, wenn andere früher aufgestanden waren, drei bis vier Stunden zu stehen? Niemann im „Tannhäuser“ oder Döhning und die köstliche Frieß-Blumauer, die beste komische Alte ihrer Zeit, in den „Zärtlichen Verwandten“ waren jedes Opfer wert.

Eine Zeitlang war Ludwig Barnay mein Liebling; ich versäumte kaum eine der Vorstellungen, die er im alten „Nationaltheater“ am Weinbergsweg gab. Das Ensemble war schwach genug, daß auch ein weniger guter Schauspieler sich von dieser Folie leuchtend abgehoben hätte. Und dabei spielte er lauter „Bombenrollen“ in heute verschollenen Stücken, die schon zu ihrer Zeit den großen Stars auf den Leib geschrieben worden waren: „Montjoie, der Mann von Eisen“, „Kean“, den Lord in „Jane Eyre, die Waise von Lowood“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“; auch als König Lear und in anderen klassischen Rollen habe ich ihn gesehen und glühend bewundert. Erst viel später habe ich begriffen, was ein künstlerisches Ganzes auf der Bühne bedeutet, wie sich denn überhaupt mein ästhetischer Geschmack sehr spät entwickelt hat. Als ich die erste Vorstellung im „Deutschen Theater“ gesehen hatte, „Kabale und Liebe“ mit Barnay als Präsident, Friedmann als Wurm, Kainz als Ferdinand, mit fast allen anderen Rollen, außer der Luise (die Ramazetta) in gleich glorreicher Besetzung, und dieser Himmel von Sternen erster Größe zu einem leuchtenden Sternbild zusammengefaßt durch eine nur auf das Ganze strebende und schauende Regie — da rannte ich nachher stundenlang, Hut in der Hand, mit glühendem Kopfe allein immer den Schiffbauerdamm hin und her, im Tiefsten aufgewühlt von dieser ungeheuren Verkörperung der revolutionärsten Dichtung, aufgewühlt als Bürger und als Empfinder. Damals mag zuerst schüchtern in meinem Geiste der Gedanke aufgetaucht sein, auch ein Dichter zu werden und gleich dem großen Kollegen Schiller — damals war ich schon Mediziner — das Theater als „Volksbildungsanstalt“ zu benutzen.

Ich habe wieder vorgegriffen. Genüsse geringerer dramatischer Würde hatten wir im alten Viktoria-Theater — es ist längst

verschwunden —, wo die dramatisierten Werke von Jules Verne in unzähligen Aufführungen „verarztet“ wurden. Ich entsinne mich der „Reise um die Erde in achtzig Tagen“ und des „Kurier des Zaren“. Kurz vor dem Verschwinden des alten Baues hat Berlin, und habe ich mit ihm, dort die erste Aufführung des „Rings der Nibelungen“ durch Angelo Neumann genossen. Der Besitzer des riesigen Hauses war der Kommissionsrat Cerf, ebenso bekannt wie der ihm stammesverwandte Engel von Kroll. Ihm hatte einst nach einem heftigen Streit Reusche die Arithmetik des Kommissionsrats erklärt: „Ein Kommissionsrat ist ein Rat fünfter Klasse, hat den Kronenorden vierter Klasse (das war nächst dem „Allgemeinen Ehrenzeichen“ der niederste aller Orden Preußens und schon fast eine „Realinjurie“), fährt Eisenbahn dritter, Droschke zweiter Klasse und ist ein Rindvieh erster Klasse“. Der Brave war wohl schon zu seinen Vätern in Abrahams Schoß versammelt, als ich von ihm hörte; aber seinen Kollegen Engel habe ich noch Unter den Linden gesehen und konnte den jetschwarzen Schnurrbart und die ebenso schwarzen Augenbrauen bewundern, von denen er einst zu Kaiser Wilhelm gesagt haben soll, als der Weißbart diese Jugendschönheiten des Altersgenossen bewunderte: „Im Vertrauen gesagt, Majestät, alles geforben!“

Auch Ernestine Wegener, den berühmten Star des Wallner-Theaters, habe ich noch gesehen, und gar in ihrer besten Rolle, als „Jüngsten Leutnant“, und Volksstücke von der Art des „Mein Leopold“ und der unverwelklichen Komödien Raimunds „Der Bauer als Millionär“, „Lumpazivagabundus“ usw. Und im „Berliner Prater“ an der Ecke der Pappelallee und Schönhauser Allee die saftigen Berliner Dialektstücke.

Später bin ich als Student ein paarmal als Statist am Opern- und Schauspielhause dramatisch tätig gewesen. Der Statistenmeister nahm gern Studenten, weil diese traditionsgemäß auf die „acht Juten“ verzichteten, die der Etat für die unentbehrliche Komparserie je Kopf auswarf. Da konnte ich den angebeteten Niemann aus nächster Nähe bewundern; und einmal habe ich erlebt, es war im „Lohengrin“, daß Frau Voggenhuber, die Primadonna, sich mitten in einer großen Arie umdrehte und den

Kollegen sehr vernehmlich zuflüsterte: „Ick schrei mir dodt.“ So kam ich früh auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Einmal kehrte ich noch dahin zurück, als dramatischer Dichter — — mit Respekt zu vermelden. Davon ein andermal.

WANDERUNGEN UND REISEN

Vater war ein unermüdlicher Wanderer und nahm uns mit, wo es möglich war, das heißt, meine ältere Schwester Paula und mich; die jüngere, Elise, war mehr fürs Haus und „kochte“ lieber für ihre Puppen; sie ist denn auch eine ausgezeichnete Hausfrau geworden und genießt noch heute als die Gattin des Leipziger Ägyptologen Georg Steindorff den entsprechenden Ruf, den sie durch eine umfassende Fürsorge für die öffentlichen Notstandsküchen während des Krieges noch gesteigert hat. Aber Paula und ich waren mehr fürs Poetische; wir rezitierten uns, eng aneinandergeschmiegt, abends im Bette ganz leise, daß die Eltern nebenan nichts hörten, den halben Echtermeyer und unsere Kinderbücher, vor allem die ganz reizende, noch heute lesenswerte „Reise ins Meer“ des Frosches „Junker Grün“, eine poetische Einführung für Kinder in das „Aquarium“, das damals Unter den Linden, Ecke Schadowstraße, eine große „Attraktion“ der Hauptstadt bildete. Und wir kannten nichts Schöneres, als mit Vater zu spazieren. Das geschah zumeist im Tiergarten, den er in jedem Winkelchen kannte, aber auch auf weiteren Märschen. Wenn wir müde wurden, fing er an, Märchen zu erzählen, und brachte uns immer heim, ehe wir merkten, daß die Füße wund waren. Ich habe dem lieben alten Herrn denn auch als „meinem ersten Wanderlehrer“ mein erstes Prosabuch gewidmet: „Die Ferienwanderung“: Aufsätze in der Vossischen Zeitung vom Jahre 1893, betitelt: „Die Vorteile des Wanderns, die Kunst des Wanderns, Tiroler Wanderbriefe“. Es war mein erster und vielleicht größter journalistischer Erfolg; noch heute werde ich von alten Berlinern daraufhin angedredet, die aus den frohen Schilderungen die Anregung zur Bergwanderung und die ersten Grundzüge der Wandertechnik gewonnen haben. Ich darf

sagen, daß ich mit meinen Freunden ein Stück vom Leben und Ideal der „Wandervögel“ vorweggenommen habe, wie ich auch in meinem Berliner Seminar eine der ersten „Gemeinschaftsgruppen“ schaffen konnte. Im übrigen hatte das Buch genau so großen Mißerfolg wie die Aufsätze Erfolg; Fontane & Co., die es verlegten, haben schwer daran zugesetzt; fast niemand kaufte es: habent sua fata libelli! Seitdem weiß ich, daß die scheinbar sichersten Tips im Verlagsgeschäfte sich als Nietenerweisen können.

Die erste Reise machte ich als Vierzehnjähriger mit Vater in seine Heimat; ich war stolz, meinen Anteil aus eigenen Ersparnissen und Verdiensten tragen zu können. Wir besuchten Vaters Geschwister in Karlshafen, Uslar und Heiligenstadt im Eichsfeld und weiter westlich in der Gegend von Warburg; ich lernte sehr liebe Onkels und Tanten und eine Unmasse von Vettern und Basen kennen, mit denen ich mich ausgezeichnet verstand, namentlich mit den Basen von ungefähr tausend Wochen. Das wunderschöne Bergland, die endlosen Laubwälder, die schnellen Bäche und Ströme, Werra und Fulda, Weser und Leine: all das war das Entzücken des Sohnes der armen Mark: und dennoch, so viel von Gottes schöner Welt ich seitdem gesehen habe, vom Nordkap bis Sizilien und Ägypten und Palästina, von Hellas und dem Pontus bis zum Potomac und Michigan: Heimat ist Heimat, und noch heute stelle ich einen märkischen See im Dämmerglanz eines Spätsommerabends, wenn sein Kiefernkranz rot erglüht, getrost neben die berühmtesten Landschaften der Welt. Meine Havelseen, ich grüße euch; an euch habe ich zuerst erkannt, was die Herrlichkeit der Natur ist, an euren Ufern trank ich zuerst „was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt“. Der Süden ist schön; aber als ich zum ersten Male aus Italien heimkehrte und im Morgengrauen eines Maitages im südlichen Elsaß aus dem schweren Eisenbahnschlaf erwachte; als ich die Sonne durch das junge Buchenlaub schimmern sah und dabei an das harte glitzernde Zeug der Blätter Italiens dachte, da sang es laut in mir: „Nur in Deutschland, ja nur in Deutschland will ich ewig leben.“

Nach dem schönen Thüringer Nestchen Heiligenstadt bin ich seitdem oft zurückgekehrt, das sich mit seinen beiden stolzen Pfarrkirchen so wohlig zwischen seine Berge, den Iberg und den Dün, schmiegt, und das wohl schon längst ein hochberühmter Sommerplatz wäre, wenn nicht die es völlig beherrschende katholische Geistlichkeit den schlimmen Einfluß auf die Tugend ihrer Schäfchen fürchtete; wer kann sagen: mit Unrecht? Dort wohnte ein mir besonders lieber Vetter, Gustav Oppenheimer, der bis vor kürzester Zeit als hochgeachteter Sanitätsrat in Halle wirkte; er war mein Studiengenosse durch frohe Jahre und war mir lebenslang ein treuer Freund. Seine Gutmütigkeit war sprichwörtlich; ich wettete einmal mit einem anderen unserer Bande, daß er nur schmunzelnd sagen würde: „Schweinehund“, wenn wir ihn mitten in der Nacht im Bette überfielen und verdröschten: und ich gewann meine Wette glanzvoll. Mit ihm und zweien seiner Mitschüler habe ich als Primaner eine unvergeßliche Harzreise gemacht, fast ohne alles Geld, in maßlosen Märschen — damals mußte man immer Rekorde brechen — und dennoch voller Jugendfreudigkeit. Als wir in Walkenried die Karten zur Rückfahrt lösten, selbstverständlich „standesgemäß“, „zweimal zweiter Klasse“, da stellte sich heraus, daß es für zwei von uns nur bis zum letzten Dorfe vor Heiligenstadt reichte; danach blieb der Kassenbestand von baren sechs Pfennigen, den wir im Galgenhumor in einem Kümmer anlegten; wir wären auf der Heimreise an dem glühenden Tage verdurstet, wenn nicht ein Steinmetz aus Heiligenstadt in schnellem Verstehen hinter den wahren Grund unserer Weigerung gekommen wäre, ein Glas Bier zu trinken. „Jungens, ihr habt kein Geld!“ Und so vertranken wir den Taler gemeinsam, den ich ihm, ich muß es zu meiner Schande gestehen, einige Tage zuvor hatte auszahlen müssen, um einen Grabstein zu ersetzen, der bei einer unserer nächtlichen Streifen zu Schaden gekommen war.

Damals war ich schon ein erfahrener Wanderer und hatte die Weisheit des Griechenwortes erprobt, das Goethe seiner „Dichtung und Wahrheit“, und das ich selbst jenen Aufsätzen in der „Vossischen“ voranstellte: „Der Mensch, der nicht geschunden

wird, lernt nichts“. Ich hatte mit unserem unvergeßlichen Turnlehrer Robert Pape zwei Pfingstfahrten durch das Riesengebirge gemacht und dabei reichlich Erfahrungen über schlecht sitzendes Schuhzeug und andere folgenschwere Dinge gesammelt. Da wurden wir Jungen herangenommen, daß es nur so eine Art hatte, nicht nur in langen Märschen, sondern auch in anderer Beziehung. Wir frühstückten einmal in der Spindlerbaude und tranken arglos von dem jungen Ungarwein, der dort, jenseits der österreichischen Grenze, sehr billig war. Es war nicht etwa ein Saufgelage; die meisten hatten nur ein halbes Fläschlein. Solange wir saßen, war nichts zu spüren; ich entsinne mich, daß ich kurz vor dem Aufbruch einem Mitschüler eine schwierige mathematische Konstruktionsaufgabe auf den Tisch zeichnete und die Formeln der Lösung aufschrieb. Dann wurde zum Aufbruch geblasen, und in dem Augenblicke, wo wir an die scharfe Kammluft kamen, lag mehr als die Hälfte von uns hilflos im Grase. Ich konnte mich mit Mühe aufrecht halten, war aber zum Zusammenbrechen schläfrig; es dauerte lange, bis wir die Gesellschaft einigermaßen marschfähig hatten; einen, der wohl etwas mehr des Guten getan hatte, mußten die Stärksten das „Hohe Rad“ geradezu hinaufschleppen. Dann ging es stundenlang an einem klaren Bache hin; wir waren von einem vernichtenden Durst geplagt, aber Pape hatte es zu einer Ehrensache gemacht, daß niemand trinke: das Wasser sollte Arsenik enthalten. Damals habe ich die Qualen des Tantalus kennengelernt. Aber: geschunden und gelernt! Meine beiden Jungen, die dem Wandervogel schon in seiner Frühzeit angehörten, machten es sich gemütlicher als wir; das Tempo war wesentlich geringer; es fiel ihnen nicht ein, mindestens sechs Kilometer die Stunde zu gehen, und sie machten einen „Punkt“, wo es ihnen gefiel. Vielleicht hatten sie recht: aber ich glaube, wir hatten auch recht; die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Man soll sich im allgemeinen nicht hetzen, aber es ist jungen Menschen gut, zuweilen bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit zu kommen, und das heißt, viel mehr aus sich herauszuholen, als man selbst für möglich hält. Es gibt bei jedem Sport einen „toten Punkt“, wo der Körper streiken möchte; hat man ihn

überwunden, so geht es fast unbegrenzt weiter. Mir hat es als Einjährig-Freiwilligem bei den Gardefüsiliere, genannt „Maidkäfer“, und noch mehr bei einigen Bergbesteigungen, wo unerwartete Schwierigkeiten auftraten, sicher sehr gut getan, daß ich von dieser nahezu grenzenlosen Dehnbarkeit der menschlichen Kraft wußte. Es waren zuweilen Lagen, in denen nur das unbedingte Vertrauen in sich selbst die Katastrophe verhüten konnte, die durch Mutlosigkeit um so eher herbeigeführt worden wäre: denn Mutlosigkeit lähmt. Mut verloren, alles verloren! Wir haben zuweilen weidlich geflucht, wenn es unter ungünstigen Verhältnissen so sehr viel schwerer war und so sehr viel länger dauerte als vorausgesehen, aber wir haben niemals einen Augenblick daran gezweifelt, daß wir „es packen würden“. Meine zweite Überschreitung des Piz Bernina hat volle 22 Stunden gedauert, und wir hatten nichts zu essen, weil die „Kalorikonserven“ nicht warm werden wollten; und als wir einst in Edolo ankamen, nachdem wir den Adamello überschritten und durch das Val Miller auf einem höllischen Wege abgestiegen waren, wollte der Wirt es nicht glauben, daß wir in einem Tage von der Mandronhütte dorthin gelangt waren. Wir haben selten den Humor und niemals den Mut verloren. Es gibt eben auch ein Training der Seele!

Aber wir machten nicht nur in unseren Ferien große, sondern nach Möglichkeit auch in der Schulzeit kleinere Wanderungen. Wir waren vier Freunde mit vier Schwestern, von denen meine gute Paula die eine war. Dieses doppelte vierblättrige Kleeblatt wanderte im Sommer und tanzte und lief Schlittschuh im Winter. Wir trafen uns auf dem „Schützenplatz“ in der Linienstraße oder, wenn das Eis hielt, auf der Rousseau-Insel oder dem Neuen See und gingen dann gemeinsam in eine der Familien, um ein bescheidenes Abendbrot zu nehmen und danach zu tanzen; waren wir doch ein vollständiger Contretanz und Quadrille. An einen dieser Abende knüpft sich für mich eine lustige Erinnerung. Als ich vor die Tür des Hauses in der Wallnertheaterstraße trat, wo einer der Freunde mit seinen beiden Schwestern wohnte, erblickte ich das schönste Glatteis, das jemals Berlin unpassierbar gemacht hat. Die anderen fanden

eine Droschke, die sie im langsamsten Schritt des verängstigten alten Gaules beförderte (die Droschkenpferde zweiter Klasse waren berühmt; der Berliner sagte von ihnen, sie seien schneller als der Gedanke. „Du denkst, et fällt, und et liegt schon“). Ich aber hatte die Schlittschuhe bei mir, befestigte sie mit einem Federdruck — es waren die neu eingeführten riemenlosen „Halifax“ — und fegte in langen Bögen über die spiegelglatte Fläche heim. Ich sauste über den verlassenem Schloßplatz, den damals noch der „Schloßbrunnen“ nicht zierte, wie ihn der Kaiser getauft hatte, während ihn die Berliner nach dem Dreizack des Neptun einerseits und nach dem üblen Empfang, den der Kaiser der Deputation unter dem Oberbürgermeister Forckenbeck bereitet hatte, als sie ihm dies Geschenk der Stadt überbrachten, als das „Forkenbecken“ oder wohl auch nach dem damaligen Kriegsminister v. Kaltenborn-Stachau als den „Kaltenborn“ bezeichneten. Wo heute Neptun steht, stand damals ein einsamer Schutzmann. Nun war im alten Preußen bekanntlich alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt war (in England war es umgekehrt, und in Österreich war alles erlaubt, was verboten war), und das Schlittschuhlaufen auf den Straßen war nicht ausdrücklich erlaubt. Der biedere „Blaue“ schrie demzufolge gleich Onkel Nolte ein donnerndes „Halt“, das ich, dicht an ihm vorbeifliegend, mit einem wohlwollenden Grinsen quittierte, worauf er sich in Trab setzte, um mich zu greifen. Aber ich schlug meinen kunstvollsten Bogen und hörte, als ich frohlockend um die Ecke der Burgstraße „holländerte“, hinter mir einen schweren Fall und einen noch viel schwereren Fluch. Da das Verbrechen lange verjährt ist, darf ich es erzählen. Das war mein erster Zusammenstoß mit dem Gesetz oder wenigstens mit dem Arm des Gesetzes; meinen zweiten erlebte ich als älterer Student, und der führte zu meiner gerechten Bestrafung. Ja, ich bin schwer vorbestaft, mit fünf Mark wegen öffentlichen Unfugs! Wir hatten bis tief in die Nacht zu vier Kommilitonen zusammen für das Staatsexamen gearbeitet und plauderten, nachdem wir dem Gastgeber Valet gesagt, noch kurze Zeit zu dreien zusammen in der stillen Sommernacht, in der kaum noch ein Hauch zu spüren war. Da tauchte, grimmigen Antlitzes, ein

Schutzmann auf, der wohl irgendeine amtliche oder vielleicht auch mit der Frau Gemahlin private Unannehmlichkeit gehabt haben mochte, denn krasse Menschenfeindlichkeit erfüllte seine „zottige Brust“, und er entschloß sich, von der ihm verliehenen Macht denjenigen Gebrauch zu machen, der nach Ausweis der Weltgeschichte ganz regelmäßig von Macht gemacht wird, nämlich, sie zu mißbrauchen. Er schnauzte: „Scheren Sie sich hier fort, Sie machen einen Auflauf.“ Gehorsam scherten wir uns, aber ich konnte mich doch nicht enthalten, halblaut auszurufen: „Es lebe der kleine Belagerungszustand.“ Worauf Verhaftung, Feststellung auf der Wache, Klage und Verurteilung. Mea culpa, mea maxima culpa! Damals gab es in Berlin noch eine weitverbreitete Geisteskrankheit, genannt der „Blaukoller“.

Und so endet dieses Kapitel über Reisen und Wanderungen mit einer Wanderung auf die Polizeiwache in der Marienstraße, aber nicht ins Gefängnis. In dem war ich nie: „Unverdientes Glück“, sagte mir einst ein Gewaltiger, als von meiner Tätigkeit als Chefredakteur der „Welt am Montag“ die Rede war. Aber ich darf mich rühmen, im Zuchthause gewesen zu sein, und zwar als Posten vor dem Gewehr auf dem spukhaften Hofe, wo Hödel enthauptet worden war, und wo er, so ängstigten die „alten Leute“ die Rekruten, allmitternächtlich spazierenging, den Kopf unter dem Arme.

SCHWERE BERUFSWAHL

Voigt war außer sich, als er meinen Entschluß vernahm, Medizin zu studieren. Er versuchte durch Vermittlung meines ihm befreundeten Vaters, der an unserer Anstalt den jüdischen Religionsunterricht versah, mich umzustimmen, indem er ihm, ganz mit Recht, sagte, meine Begabung liege ganz ausgesprochen nach der Seite der Philologie und Historik hin. Aber mir fehlte der Mut, meiner Neigung zu folgen. Zum ersten Male griff der Antisemitismus, das schwere Schicksal aller deutschen Juden meiner und der folgenden Generation, in meinen Werdegang entscheidend ein. Bis dahin hatte ich per-

sönlich kaum etwas davon verspürt: mein Verhältnis sowohl zu meinen Lehrern wie auch zu meinen christlichen Mitschülern war das beste, namentlich in den höheren Klassen, seit ich mit den zum größten Teile viel älteren Knaben auch körperlich einigermaßen mitkam; ich war schnell in die erste Turnriege vorgerückt und ein leidlicher Schwimmer. Aber zwischen mir und meinem Herzenswunsche, Lehrer zu werden und meinem vergötterten Voigt nachzueifern, türmten sich doch Hindernisse, die ich mich nicht zu überwinden getraute. War es schon in der besseren Zeit vorher für einen Philologen meiner Konfession sehr schwer gewesen, an einer höheren Lehranstalt angestellt zu werden, weil der, trotz allem doch damals schon (oder noch) feudal-konservativ eingestellte Staat die Gleichheit der Bürgerrechte stehenließ, wo sie standen, nämlich auf dem Papier, so bedeutete die Laufbahn jetzt geradezu ein Martyrium, da sich der neue Geist auch in den Lehrerkollegien selbst immer mehr und mehr ausbreitete. Die Bombe platzte gerade an meiner Anstalt; zwei meiner Lehrer, Dr. Jungfer und Dr. Bernhard Förster, der Schwager Friedrich Nietzsches, ein schwärmerischer feiner Mensch, ein Romantiker, der später eine verunglückte Siedlung in Südamerika unternahm und zugrundeging, unterhielten sich in der Straßenbahn unvorsichtig über den verhängnisvollen Einfluß der Juden auf das öffentliche Leben und über die Mittel zur Abhilfe; ein jüdischer Herr, einer der Chefs der sehr angesehenen Firma Kantorowitz in Posen, ein Mann, der sich mit seiner ganzen Familie im Kampfe gegen das Polentum zeitlebens als Vorkämpfer des Deutschtums empfunden hatte, hörte das Gespräch, fühlte sich tief verletzt, mischte sich zornig ein, und es kam zu einem peinlichen Auftritte, meiner Erinnerung nach sogar zu Tätlichkeiten. Was aber noch schlimmer war, Kantorowitz schilderte die Affäre in der Vossischen Zeitung, durchdrungen von seinem guten Rechte, und naiverweise überzeugt, er werde die ganze öffentliche Meinung auf seiner Seite haben. Er war in schwerem Irrtum; er hatte nur „die Katze aus dem Sacke gelassen“, und die Bewegung wurde nun erst volkstümlich und immer mächtiger.

Wir können das alles heute soziologisch sehr gut verstehen.

Seit den Freiheitskriegen und namentlich seit dem Zollverein war in Deutschland, viel später als in den Ländern des Westens, langsam der Stand der Großbürger emporgestiegen, und der ist überall in der Welt nationalistisch, während der Adel oben und das Proletariat unten internationalistisch sind. Dieser Nationalismus hatte so lange fast nur ein außenpolitisches Ziel gehabt: die Einigung Deutschlands. Dieses Hochziel war erreicht, und nun wandte er sich notwendigerweise nach innen, zumal die Entwicklung zum Kapitalismus, d. h. zum Großbürgertum, seit dem Kriege, dank dem „Milliardensegen“, ungeheure Fortschritte gemacht hatte. Hatte man bisher die deutschen „Belange“, um die Sprache dieser Bewegung anzuwenden, gegen Franzosen und Engländer vertreten, so wendete man sich jetzt gegen Polen, Dänen, die neugewonnenen Franzosen von Lothringen und die Juden. Sie sollten „nationalisiert“ werden, sollten sich, in der Sprache die ersten, in dem Glauben die letzten, der eigenen, über alles verehrten Nationalität angleichen. Die Hybris des Siegers, die an jedem Siegervolke das Verbrechen des Krieges rächt, kam dazu, um in Deutschland diesen „Adelsdünkel der Rotüre“, wie ich ihn (in „Rom und die Germanen“) neuerdings genannt habe, zu übersteigern. Es gibt ja keine bequemere Philosophie! Wie der verlumpteste Hidalgo und Schlachtschitz sich dem gebildetsten und reichsten Bürger überlegen glaubte, weil er „edles Blut“ in seinen Adern fließen fühlte, so braucht nach diesem Credo jemand nur blond, blauäugig und langköpfig zu sein, um jedem Brünetten und Kurzkopf weit voranzustehen, mag der auch durch Bildung und Charakter noch so hoch über seinem Verächter stehen.

Kein Wunder, daß der vornehme Romantiker Förster einer der ersten Träger und eines der ersten Opfer des Wahnes war. Denn der stammt in seiner letzten Wurzel aus der Romantik, die sich in Wissenschaft und Kunst (Savigny, Adam Müller, die Schlegel und Tieck) gegen den Kosmopolitismus der Klassiker wendete. Treitschke, der meiner Überzeugung nach damals und auch heute noch maßlos überschätzte Staatslehrer und Historiker der Berliner Universität, war nichts anderes als ein später und vergrößerter Nachfahre Hegels, dessen Vergötzung des Staates

im allgemeinen und des Preußischen Staates im besonderen er noch übergipfelte; und von dem getauften Juden Friedrich Julius Stahl her, dem Schöpfer des konservativen Parteiprogramms, kam ihm die Forderung, daß dieser allmächtige Staat christlich, und das heißt hier, protestantisch sein solle. Daher die Einstellung auch gegen die preußischen und deutschen Katholiken, die Schikanen gegen die Dissidenten.

Mit dieser Stimmung des aufkommenden kapitalistischen Bürgertums mischte sich von oben her der uralte Junkerhaß gegen das unbändige Volk, das sich durch keine Gewalt in Knechtschaft pressen ließ, und von unten her jener fast gemüthliche gruppennachbarliche Widerwille, von dem ich schon sprach. Es kam dazu, daß in der Zeit des großen Krachs, der ersten schweren Wirtschaftskrise, die das eben erst sich kapitalisierende Deutschland 1873 traf, eine ganze Anzahl von Juden „aufgefallen“ waren, als erfolgreiche Gründer, als Bankerotteure, deren Sturz viel Unheil anrichtete (Strousberg), aber auch als Ankläger der ganzen Bewegung (in die ja auch Menschen aus den allerersten Kreisen des Adels schwer verwickelt waren): Eduard Lasker an der Spitze. Das historische Handwerk und der historische Mittelstand fingen an zu leiden, zum Teil wirklich durch die übermächtige Konkurrenz des Großkapitals der Fabriken und der Kaufhäuser, aus denen bald die Warenhäuser wurden, zum größeren Teil aber durch ihre innere maßlose Konkurrenz, durch die im Verhältnis zur Bevölkerung allzu stark wachsende eigene Anzahl; aber sie sahen nur das erste und wandten sich natürlich gegen die schwächste Stelle des feindlichen Aufmarschs: gegen die jüdischen Kapitalisten. Sie durfte man ruhig angreifen, ohne den „Staat“ gegen sich aufzubringen, dessen Hilfe man flehentlich anrief. Und, nach dem alten gesunden Grundsatz, demzufolge der Dieb selbst das „Haltet den Dieb“ schreit, schlossen sich die christlichen Kapitalisten mehr und mehr der volkstümlichen Bewegung an; sie hatten die Hoffnung gratis, die starke Konkurrenz loszuwerden oder wenigstens durch Herüberziehung der Käufer zu schwächen.

Kein Zweifel, daß Juden in einem im Verhältnisse zu ihrer Zahl auffällig starken Prozentsatz an der Entwicklung des deut-

schen Kapitalismus und seiner Hilfgewerbe, namentlich auch der Presse, beteiligt waren. Aber man hätte billigerweise bedenken müssen, daß sie von jeher in den Stand der Kaufleute und Bankiers geradezu zwangsmäßig hineingedrängt worden waren, weil ihnen nicht nur alle vom Staate verliehenen Ämter; der Staatsdienst in Heer und Verwaltung, die Richterstellung, das Lehramt an Schulen und Hochschulen usw., sondern auch das Handwerk gesperrt waren. Sie konnten sich, wie Sombart richtig sah, nur in den Lücken und Spalten der mittelalterlichen Ordnung festsetzen; hier erwarben sie die Schulung für die neuen Dinge, erwarben sie eher und gründlicher als die anderen, weil sie durch keine Tradition behindert waren: „Pionierpsychologie“ nennt das der Soziologe. Unter diesen neuen Gewerben stand das Zeitungswesen obenan; von jeher waren die Juden das Volk des Buches und der Schrift gewesen; ihre Lage zwang ihnen überall die Mehrsprachigkeit, mindestens die Zweisprachigkeit auf; das gab ihnen nicht nur eine gewisse Gewandtheit des Ausdrucks, sondern stärkte auch noch ihre Anlage zu abstraktem Denken: denn, wie ich zuerst bemerkt habe, dem Mehrsprachigen löst sich viel leichter der Begriff vom Worte und Dinge ab. Und dann war die Presse damals fast der einzige Ort innerhalb des Gemeinwesens, wo der Jude erwerben konnte, was allein den Menschen lockt: Geltung und Macht. Wird doch auch Reichtum fast nur um der Macht willen erstrebt! Und daß die von Juden geleiteten Blätter nicht gerade im Sinne der herrschenden Klassen staatsfromm waren, das konnte man ihnen wahrhaftig nicht verdenken. Indem der Jude für Gleichberechtigung aller, für Freiheit und Selbstverwaltung eintrat, kämpfte er zugleich für seine engere Gemeinschaft. Er war nach Lage der Dinge der geborene Führer aller Opposition.

Es fällt mir nicht bei, zu behaupten, daß alle diese Kapitalisten und Zeitungsmenschen reine Engel gewesen sind. Es gab auch unter ihnen Schieber und Schwindler genug, rücksichtslose Raffkes, erbarmungslose Konkurrenten, und auch die Zeitungen werden es nicht immer verstanden und zuweilen nicht einmal versucht haben, ihre Anschauungen mit dem letzten Takt zu vertreten. Wobei allerdings auch wieder beachtet werden muß,

daß bei uns in Deutschland der politische Gegner von jeher, auch heute noch, als ein sittenloser Mensch betrachtet zu werden pflegt, und daß man jeden Angriff auf die eigene Weltanschauung ohne weiteres als schwere Taktlosigkeit empfindet, selbst wenn sie sich auf das vornehmste ausdrückt. Aber alle jene Ausschreitungen einmal zugegeben: wir empfanden es damals und empfinden es noch heute als schwere Kränkung und äußerste Ungerechtigkeit, daß man auch uns, die mit allen jenen Dingen nicht das mindeste zu tun hatten, in einer von uns abgelehnten „Gemeinbürgschaft“ dafür verantwortlich machte und noch immer macht. Wie der Deutsche während des Krieges es als niederträchtig empfand, daß die Presse der Entente sein ganzes Volk für nachgewiesene oder erfundene „atrocities“ einzelner haftbar machte und uns „Hunnen und schamlose Skythen“ schimpfte, wie Kipling, von dem es mich besonders schmerzt, weil er ein großer Künstler ist, so empfinden wir die uns aufgezwungene Gemeinbürgschaft als eine Niederträchtigkeit.

Das also war die innere und äußere Lage, in der ich, ein Bub von sechzehn Jahren, über meinen künftigen Beruf entscheiden sollte. War ich feige, als ich auf meinen Herzenswunsch verzichtete? Vielleicht! Aber ich glaube, ich war wohl eher ahnungslos. Ich hatte von der großen Wichtigkeit dieser Entscheidung noch keine Vorstellung, ich war nicht reif dafür. Hätte ich ehrlichen Kampf vorausgesehen, so hätte ich wahrscheinlich nicht geschwankt: aber ich sah die üble Situation des scheel angesehenen, nur unwillig geduldeten Eindringlings vor mir, und das widerte mich an.

Was also sollte der Junge werden? An Kaufmannschaft dachte niemand; die antimammonistische Einstellung des Hauses ließ den Gedanken gar nicht aufkommen, und die Eltern mögen wohl auch gehofft haben, daß ihr Sohn in der Wissenschaft einiges würde leisten können. Vor der Jurisprudenz hatte ich eine heilige Scheu: aus dem gleichen Grunde; ich redete mir ein, auch das sei nur ein Kampf um Mein und Dein; es war niemand in der näheren Familie, der mir den schönen Beruf in dem Lichte des Idealismus dargestellt hätte, den das junge Herz braucht. Zum Architekten und Ingenieur fehlte mir die zeich-

nerische Begabung, zum Geistlichen der Glauben, zur Chemie die Neigung; dagegen lockte die Erinnerung an den Beruf des Großvaters und die Vorstellung von dem segensreichen und opfervollen Amte des Arztes, und so kam der Entschluß zustande.

War es eine Sackgasse, aus der nur Umkehr erlösen kann? Oder war es einer jener scheinbaren Umwege, die leichter und sicherer zum erstrebten Ziele führen? Ich glaube, das letztere. Ich habe immer das Gefühl gehabt, „geführt“ zu werden: und, im Lichte meiner späteren Laufbahn gesehen, war der Weg über die Medizin der einzige zu meinem Ziele. Ich kam auf diese Weise als reifer Mensch mit den klarsten Vorstellungen über Wesen und Sinn der Wissenschaft zu meinen neuen Studien, und diese Vorstellungen waren sehr viel präziser und — anspruchsvoller als die in der Nationalökonomie und Soziologie damals und leider noch heute herrschenden. Die strenge Methode der Naturwissenschaften saß mir im Blute, die ich, ein Gymnasiast, nie kennengelernt hätte, wenn ich von vornherein mich einer Geisteswissenschaft zugewendet hätte, und ich konnte meinem verehrten Freunde Kurt Breysig nur recht geben, als er mir einmal von der „Zuchtlosigkeit“ des geisteswissenschaftlichen Denkens sprach. Ich brachte weiterhin mit die genaue Vertrautheit mit dem Wesen und dem Funktionszusammenhang eines Organismus, ein Begriff, von dem die meisten meiner jetzigen Fachgenossen reden wie der Blinde von der Farbe; und die Gesellschaft ist eine Art von Organismus: und so ist es kein Wunder, wenn nicht nur der erste Begründer der theoretischen Nationalökonomie, François Quesnay, sondern außer ihm noch eine ganze Reihe genialer Ärzte in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaft entscheidende Fortschritte gebracht haben: William Petty, Bernard de Mandeville, Charles Hall, William Thompson, Aimé Huber. Ihnen allen war der Leitgedanke der ärztliche: hier ist ein kranker Organismus: wo steckt die „causa morbi“ und die „sedes mali“, die Ursache und der Sitz des Übels? Dann mußte sich aus der Diagnose der Heilplan ergeben.

Und schließlich: ich entging der Gefahr, in einer bestimmten Richtung sozusagen einzufrieren, einem Meister für immer zu

verfallen. Ich arbeitete mich allein vorwärts, im „Selbstvertrauen der Vernunft“, meiner Methode gewiß; und so lernte ich das ganze gewaltige Gebiet von Grund auf kennen, mit allen seinen Sackgassen und Fußfallen, mit allen seinen Problemen und Versuchen zu ihrer Lösung. Das wäre für einen jungen Anfänger überaus gefährlich gewesen: für den gereiften Mann von Dreißig mit guter methodischer Schulung war es der sicherste Weg zu eigener Selbstwüchsigkeit. Das ist mir einmal klar geworden, als ich mich in München vom Bahnhof fort sogleich hilflos verirrte; ich hatte geglaubt, die Stadt gut zu kennen, in der ich schon mehrere Male gewesen war: aber mich hatte immer ein Freund am Bahnhof empfangen und geleitet. Im selben Jahre war ich in Prag gewesen, einer Stadt, die ich nie betreten hatte, in der ich keinen Menschen, von deren Sprache ich kein Wort kannte, hatte mir einen Plan gekauft und eine halbe Stunde studiert — und ich fand mich sofort fehllos zurecht. „Ecco“, sagt mein alter Freund Kerr.

BURSCHENZEIT I (FREIBURG)

So paradox es klingt, so wahr ist es doch, daß meine Studentenzeit in dem Sinne als Burschenzeit geradezu eine Unterbrechung meiner Studien darstellt. Ich hatte von der Zeit an, wo ich unter Voigts Einfluß geriet, für mich selbst gearbeitet, selbständig, rastlos, aber gänzlich unsystematisch. Ich griff zu allem, was sich mir zufällig bot. Als Sekundaner las ich ungeheuer viel Französisch und Englisch, da ich den ganzen Dumas Vater und die bekannte Schillings-Ausgabe des Shakespeare in der Bibliothek meiner Eltern und Freunde vorfand. Dann habe ich als Primaner die Klassenbibliothek durchgearbeitet, die die wertvollsten Werke der damaligen Germanistik enthielt. Die Thidrekssage und die Edda, die Sagen vom Tode des jungen Wulfhart, von Laurin, vom Kampf im Rosengarten und von Schmidt Weland waren mir so vertraut wie die Nibelungen und das Gudrunlied. Seit jener Zeit, also etwa seit meinem vierzehnten Jahre, war meine, stets grüne, Arbeitslampe so etwas

wie „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“ — eben mit jener Unterbrechung durch die reichliche erste Hälfte meiner Studienzeit; dessen ist ein fröhliches Erlebnis Zeuge. Es war Ende der neunziger Jahre, ich wohnte in der Kantstraße 158, und arbeitete an meinem zweiten größeren Werke „Großgrund-eigentum und soziale Frage“. Da erschien eines Nachmittags ein guter Bekannter, ein gewisser Suin de Boutemard, bei mir und fragte mit scherzhafter Drohung: „Doktor, wo haben Sie gestern gesteckt?“ Als ich mit den zwischen Berlinern üblichen Zweifeln an seinem geistigen Gesundheitszustande antwortete, sagte er lachend: „Seit Monaten komme ich jede Nacht beim Nachhauseweg hier vorbei und sehe Ihre Arbeitslampe im Erker. Gestern war es dunkel, wo haben Sie gesteckt?!“ Ich war, mangels eines vierten Mannes, zu meinem Schwiegervater zum Skat befohlen worden.

Aber: ich muß es eingestehen, während meiner ersten Semester ist in meiner grünen Lampe nicht sehr viel Petroleum verbrannt worden. Ich habe mit gleicher Konsequenz „gebummelt“ wie vorher und nachher geschafft. Ich war, wie gesagt, allzu jung, um den ganzen Ernst der Berufswahl zu empfinden, und eben diese Jugend hatte mich zu einem Studium greifen lassen, das meiner Eigenart nicht entsprach. Es kam dazu, daß das für die vorklinischen Semester wichtigste Fach durch einen außerordentlich liebenswürdigen und gelehrten, aber sehr alten Herrn, Professor Reichert, besetzt war, dessen Vorlesung schon auf der dritten Bank nicht mehr verständlich war. Ebenso arg stand es um die anatomischen Präparierübungen. Dem alten Herrn waren die Verhältnisse über den Kopf gewachsen; die Zahl der Studenten hatte sich in unerwarteter Weise vermehrt, die alte Organisation war gesprengt, und seine Kraft reichte nicht hin, um sie neu aufzubauen. Es war das reine Lotteriespiel mit sehr viel Nieten und wenig Gewinnen, ob man am Wochenanfang sein Präparat bekam oder nicht. Reichert stellte sich mitten im Präpariersaal an einen Tisch, auf den die Studenten die Zettel warfen, in denen sie um ein bestimmtes Präparat ersuchten. Er griff in den Haufen hinein wie der Waisenknabe in die Lostrommel; der Glückliche erhielt, was er wünschte,

die Mehrzahl ging leer aus und konnte oder vielmehr mußte feiern. Die größten Kunststücke wurden gemacht, um einen Treffer zu ergattern: es wurden große Kartonbogen mit kalligraphischer Schrift oder gar mit sorgfältig ausgeführten, bunt kolorierten anatomischen Zeichnungen oder humoristische Gedichte auf den Tisch der Gnaden geworfen. In diese Mißwirtschaft hat erst nach Reicherts endlichem Rücktritt der an seine Stelle berufene große Anatom Waldeyer Ordnung gebracht: für meine Generation zu spät! Wir mußten dann bei Waldeyer ins Staatsexamen und hatten es infolgedessen als „Schüler“ des „alten Reichert“ herzlich schwer. Ich habe volle vierzehn Wochen in angestrengtester Arbeit, unter reichlichem Genuß von schwarzem Kaffee, um mich wach zu halten, nur für die erste, die anatomische Station studiert und dann allerdings glänzend bestanden. Mit etwas mehr Regelmäßigkeit besuchte ich die Vorlesungen von Émile Dubois-Reymond über Physiologie, die mich interessierten, weil es hier etwas zu denken gab. Ganz regelmäßig war ich in seiner berühmten Abendvorlesung über die Deszendenztheorie, die im damaligen Auditorium maximum im Garten der Universität vor einem aus allen Gesellschafts- und Altersklassen gemischten Publikum gehalten wurde. Damals war der Darwinismus ebenso volkstümlich wie bestritten: mein späterer Leibfuchs, Jugendfreund und Schwager, Richard Dehmel, war als Primaner des Sophiengymnasiums durch seinen bigotten Direktor Paul „geschaßt“ worden, weil er mit Mitschülern Darwin gelesen hatte; und das erste Buch, das ich mir aus der Freiburger Universitätsbibliothek geben ließ, war „Die Entstehung der Arten“.

Daß ich mein erstes Semester, einen allzu kurzen Sommer, verbummelte, war sozusagen programmgemäß. Die Eltern konnten mir gestatten, für das eine Mal nach Freiburg zu gehen, und es verstand sich von selbst, daß ein junger Fuchs diese erste Zeit der Freiheit, und noch dazu im Sommer, wo der anatomische Präpariersaal geschlossen war, mehr zu Ausflügen in den Schwarzwald und zu sonstigen Nebendingen verwendete, als auf das Studium. Damals lernte ich das süddeutsche Wesen kennen und lieben; die läßlichere Art zu leben, den anderen gelten zu

lassen und selbst unaufdringlich, aber fest die eigene Geltung zu verlangen, ist meinem Wesen angemessener als die harte und oft pedantische Lebensauffassung des Norddeutschen, der sich fast immer, nach oben wie nach unten, als Mitglied einer bestimmten Gesellschaftsklasse oder -gruppe fühlt und hält. Freiburg war damals noch eine kleine Universität mit nur etwa 700 bis 800 Studenten; infolgedessen bedeutete der Student noch viel, und es umgab ihn eine warme Atmosphäre von Achtung und Vertrauen, beruhend auf ältester Tradition.

Ich trat der Burschenschaft „Alemannia“ bei, im Gedenken daran, daß mein lieber Vater in der aufgeregten Zeit nach 48 auch Burschenschafter in Berlin gewesen war. Und ich fand auch noch ein gutes Teil des schönen Geistes, der die Burschenschaft im Gegensatz zu den feudalen Landsmannschaften, den jetzigen Korps, nach den Freiheitskriegen begründet hatte: den Geist des aufsteigenden Bürgertums, dessen Salz damals noch nicht dumm geworden war. Zu uns gehörten z. B. zwei Söhne des bekannten badischen Revolutionärs Venedey, zwei junge Männer von ungeheurer Körperkraft. Der ältere, Michel, war Mediziner und hat sich später in einem sehr langen Dienst als Schiffsarzt bei der Hapag eine lustige Volkstümlichkeit erworben; er duzte alle Welt und blieb sein Leben lang der gerade Schwabe. Der zweite, Martin, mein Großleibbursch, wirkt noch heute als hochangesehener Anwalt in Konstanz; er war lange Zeit Vertreter der Süddeutschen Volkspartei im Badischen Landtage, auch er ein geradliniger, gutherziger Mensch. Die alte Mutter der beiden war nicht selten Gast an unserer gemeinsamen bescheidenen Mittagstafel im Wirtshause von Allgaier nahe dem Dome.

Hier in Freiburg habe ich doch wenigstens noch einen starken Rest der alten Burschenherrlichkeit erlebt, von der das Lied sagt. Der „Couleurzwang“ war leicht erträglich, der Trinkzwang hielt sich in Grenzen, der erforderliche Aufwand wurde nicht übertrieben, der Umgangston war der einer brüderlichen Herzlichkeit. Vielleicht läßt mich die Erinnerung durch eine Rosenbrille blicken: war ich doch nicht nur ein Fuchs, sondern nahezu noch ein Kind und in diesen meinen beiden Eigeschaften suggestibel genug, um schönen Schein für die Wirklich-

keit zu nehmen. Aber, verglichen mit meiner späteren Zeit in der Berliner Burschenschaft Hevella, erscheint mir jene Fuchsperiode paradiesisch. Es bleibt mir unvergeßlich, wie zum ersten Male von der Dachterrasse des Allgaierschen Hauses unser „Frei ist der Bursch“ über die alte Stadt dahinbrauste; der erste Mensurentag, dem ich als Zuschauer beiwohnte, mit seinem Drumherum von Räuberromantik, weil wir doch nicht ganz sicher vor den „Pudeln“, d. h. Pedellen, waren, die fröhlichen Trinkabende, all das schmilzt mir heute, nach fast schon einem halben Jahrhundert, zu einem Gedenken zusammen, das mein Herz fröhlich pochen läßt. Ich freute mich meiner jungen Kraft; ich focht, und focht bald überraschend gut; ich wurde ein guter Schütze; ich war der einzige, von dem sich die bildschöne Tochter des Schießbudenbesitzers auf dem Pfingstrummel die Tonpfeife aus dem Munde schießen ließ; und es machte mir diebischen Spaß, mit dem geladenen Luftgewehr auf der Lauer zu liegen und abzuwarten, bis der Fuchs der Schwaben, es war ein Graf Strachwitz aus Sachsen, die im Wasserstrahl tanzende Glaskugel fehlte, und sie dann selbst herauszuschießen, bis er mit einem wütenden „Gottstrambach“ fortstürzte. Die Korps und Burschenschaften der Stadt standen seit einer fürchterlichen Schlägerei im Kaffee Kopf in gegenseitigem Waffenverruß; sonst hätte ich damals ganz sicher meine erste „Kontrahage“ erhalten. Und bei alledem der Schwarzwald vor der Tür: wie oft riß es uns weiter und weiter in seine waldigen Täler, bis uns die Nacht überraschte und wir irgendwo in einem Dorfwirtshause Quartier suchen mußten, um am nächsten Tage ebenso ziellos weiterzuwandern, „von Liebe, Lust und Jugend trunken“. Damals, 1881, gab es noch keine Höllentalbahn, und es war eine lange, lange Wanderung durch das lachende „Himmelreich“ und durch die Schlucht des Höllentals, an deren Eingang der Höllenmüller mit seinem ungeheuren Kropfe stand, hinauf zum Feldberg. Damals war Hinterzarten ein verschlafenes Dörfchen; um mit Scheffel zu sprechen, eine „duftige Mistfinkenhöhle“: als ich vor jetzt zwölf Jahren zum ersten Male wieder dort hinkam, war es eine sehr zivilisierte Sommerfrische hohen Ranges geworden. Wir erklommen den Feldberg, dessen

Flanke damals noch in tiefem Schnee lag; wir aßen und tranken im Feldberghaus gegen ein Entgelt, das den heutigen Wirt wahrscheinlich erleichen lassen würde, und lagen dann müde, satt und selig im welken Grase auf dem schneefreien Südabhang und schauten ins Weite. Und von dort ging's mittagwärts durch das Tal der Wiese nach Säkingen und zum Bodensee. Ein andermal sah ich in goldener Morgenfrühe vom Schauinsland nach Süden; dort lagen seltsam geformte weiße Wolken, in denen ich plötzlich mit jähem Zucken des Herzens die Kette der Alpen erkannte. Das war der coup de foudre, der Blitzstrahl, der mir die unvergängliche Liebe zu den Graten und Gipfeln ins Herz brannte. Ich schreibe das im Engadin, in Celerina, das „meiner Seele Heimat“ geworden ist. Vor mir zackt im bleichen Licht der sinkenden Dämmerung die schöne Bergkette, die vom Albris über den Piz Muraigl und die Schwestern nordostwärts streicht; und ich weiß, daß diese Liebe in dem verflossenen Halbjahrhundert nicht geringer geworden ist. Es geht uns wahren Alpenfreunden mit unseren geliebten Bergen wie mit einer geliebten Frau: sie hat hundert Gesichter und hundert Launen, und jedes und jede lieben wir in gleicher lächelnder Seligkeit.

BURSCHENZEIT II (BERLIN)

Ich mußte mein Freiburg lassen, um den Rest meiner Studienzeit in Berlin zu verbringen. Hier geriet ich sofort in den Wirbel jener aufgeregten Jahre, in denen die politischen Gegensätze die Studentenschaft in zwei feindliche Lager zu spalten begannen. Der „Verein Deutscher Studenten“ hatte sich aufgetan als die Stätte, wo der junge aggressive Nationalismus seine Pflege fand, als der Ausdruck der neuen Staatsgesinnung, die die drei siegreichen Kriege und der mächtig sich entfaltende Kapitalismus geboren hatten; und wie die Studentenschaft überall und zu allen Zeiten nichts anderes war und ist als die rücksichtslos stürmende Vertreterin der sozialen Gruppe, aus der sie hervorgegangen ist, so war es auch hier: die jungen Leute waren von dem Geiste Treitschkes befeuert, den ich schon schil-

derte, und folgten mit Begeisterung dem gewaltigen Redner Hofprediger Stöcker, der damals zuerst dem neuen Antisemitismus öffentlichen Ausdruck gab. Auch mein lieber Adolf Wagner war führend an der Bewegung beteiligt und zwar vorwiegend, als Schüler des Staatssozialisten Rodbertus-Jaetzow, aus seiner antikapitalistischen Einstellung heraus; er fürchtete das jüdische Kapital mehr als das christliche, wohl aus dem Grunde, weil er nicht hoffte, in der jüdischen Psyche den Ankergrund der brüderlichen Liebe zu finden, die er anrief, um die schärfsten Spitzen der von ihm beklagten und bekämpften wirtschaftlichen Entwicklung doch wenigstens abzustumpfen. Das Ganze war eine unausgegrenzte Mischung von Feudalismus und gefühlsmäßigem Halbsozialismus, und so ist es kein Wunder, daß aus dieser Bewegung späterhin auch überzeugte Sozialisten hervorgingen, wie Wolfgang Heine, der gütige Pfarrer Göhre und, ihnen sehr nahestehend, Helmut von Gerlach, der radikale Pazifist. Mit Heine und Gerlach habe ich damals in der alten „Tonhalle“ in der Friedrichstraße bei den großen Studentenversammlungen jener Zeit ehrlich gefochten.

Ich war nämlich selbstverständlich der großen Gegenorganisation beigetreten, die sich ihr Kriegslager und Hauptquartier an der Stechbahn geschaffen hatte, der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung“. Sie bestand aus jungen Leuten, die sich noch in ehrlicher Überzeugung zu den Anschauungen des bürgerlichen Liberalismus bekannten; unter ihnen waren natürlicherweise zahlreiche Juden. Ich wurde fast sofort der Fechtwart der damals mehrere hundert Köpfe zählenden Vereinigung und trat als einer ihrer Redner zum erstenmal auf die Tribüne. Die Argumente, mit denen ich unsere Sache vertrat, wären wohl nicht alle, so fürchte ich, in den Lehrbüchern der Logik zu entdecken. Wenigstens erzählte mir viele Jahre später ein Augen- und Ohrenzeuge, ich hätte zum Schluß einer meiner Reden in den Saal hineingerufen: „Wer an meinem deutschen Vaterlandsgefühl zweifelt, möge sich nachher bei mir melden. Ich habe hundert Visitenkarten mitgebracht.“ Aber es hat sich niemand gemeldet!

Nach einem ziemlich wilden Semester in diesem großen Verbände, dem ein starker politischer Idealismus geradeso Schwung

verlieh wie dem gegnerischen „V. d. St.“, wurde ich wieder aktiv, und zwar bei der dem Eisenacher Deputiertenkonvent angeschlossenen Burschenschaft Hevella, die mit meiner Freiburger Couleur in intimen Verkehrsbeziehungen stand. Und nun begann eine Zeit, an die ich nur mit gemischten Gefühlen denken kann, Gefühlen, in denen doch das Negative überwiegt. Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, daß ich meinen Ruf als erstklassiger Fechter nicht genoß; es machte mir Spaß, zuweilen zu erleben, daß ein Student, der mit der unzweifelhaften Absicht, mich zu „rempeln“, mit vorgestreckter Schulter steifbeinig auf mich zuschritt, plötzlich die Schulter zurücknahm und in scheuem Bogen um mich herumging, als er das damals sehr bekannte Gesicht erblickte. Ich blähte mich „wie ein Gockel“, als ich den Sprecher der Germanen, ich selbst noch Fuchs, in vier Gängen mit vier „Abfahren“ „hinaustat“, und ich hatte ein wahres Cäsarenbewußtsein, als nach fast zweistündigem erbittertem und blutigem Kampfe der brave, mir an Größe und Körperkraft weit überlegene Junge abgeführt wurde, der bis dahin als der beste Fechter des D. C. gegolten hatte. Es war unser zweites Zusammentreffen: bei dem ersten hatte er, selbst schon hoffnungslos angeschlagen, mich durch einen Zufallstreffer außer Gefecht gesetzt, weil ich, meines Sieges schon sicher, in toller Angriffslust ohne jede Rücksicht auf eigene Deckung darauflos ging. Ich forderte ihn sofort zum zweiten Male, und es kitzelte mich angenehm, zu erfahren, daß von den benachbarten Hochschulen die besten Sachverständigen herübergekommen waren, um dem sensationellen Treffen beizuwohnen. Ich wurde denn auch ganz allgemein als der gegebene Führer meiner Richtung betrachtet: es war eigentlich selbstverständlich, daß mich die vorklinischen Mediziner in das Komitee wählten, das den alljährlichen Kommers zu Ehren des Professors der Anatomie, den „Reichert-Kommers“, leitete, und ebenso selbstverständlich, daß ich zwei Semester später von meiner Fakultät in den Studentenausschuß gewählt wurde. Hier traf ich zum ersten Male mit gescheiten Jungen von anderer politischer Richtung zusammen und lernte die Relativität aller Parteimeinung, wenn nicht zu erkennen, so doch zu ahnen.

All das war für einen jungen Menschen von achtzehn bis zwanzig ja sehr lockend und erfreulich, und ich denke auch gern an den Eisenacher Deputiertenkonvent, den ich als Delegierter meiner Burschenschaft zu Pfingsten 1884 mitmachte, an den „Bierstaat“ in Jena, wo meine Trinkfestigkeit mir die Ernennung zum „Gefürsteten Grafen von und zu Kunitz“ und unzählige Blechorden einbrachte, und an manche andere frohe Begebenheit. Aber über dieser ganzen Zeit liegt doch ein Schleier. Ich fühlte irgendwo in der Tiefe, wo des Menschen Persönlichstes lebendig ist, in den Gründen, wo das Gewissen seinen Sitz hat, daß sich dieses ganze Leben des Müßiggangs nicht für mich schicke. Es war nicht mein Leben, und es war auch an sich eine Art zu leben, die der Einstellung meiner ganzen Gruppe, die all den Vor-Urteilen zuwiderlief, die ich aus dem Elternhause mitgebracht hatte. Dieses Leben widerstritt sowohl dem Ansatzes dessen, was in einem so jungen Menschen schon als „Persönlichkeit“ vorhanden sein konnte, wie auch dem Gruppenwesen in mir. Jener Prozeß der Feudalisierung, dem das ganze Bürgertum um jene Zeit mehr und mehr verfiel, jene Adels-äfferei, hatte auch meine Burschenschaft ergriffen, wie sich damals denn überhaupt die Burschenschaften immer mehr in Lebensauffassung und äußerer Haltung den Korps näherten, als deren Gegenspieler sie ursprünglich entstanden waren. Der Kampf zwischen Schwarzrotgold und Schwarzweißrot hatte damals bereits begonnen, nur mit dem Unterschiede, daß die damals neue Reichsfarbe Schwarzweißrot, vertreten durch die „germanistische“, vor allem in Norddeutschland herrschende Richtung die ältere, „arministische“, Farbe und Richtung zurückdrängte. Mehr und mehr schwand der alte Geist, den ich nach meines Vaters Schilderung in der Burschenschaft zu finden gehofft hatte und in Freiburg auch noch in starken lebenskräftigen Resten wirklich gefunden hatte, und mehr und mehr wurde das alte feudale, das sogenannte „Husarenideal“ das Losungswort: „In einer Stunde drei Flaschen, drei Meilen Ritt und drei Mädchen“. Kam es einmal mit meinen Bundesbrüdern zu einem politischen Gespräche, so riß sich die ganze Kluft des Gesinnungsgegensatzes zwischen uns auf, und ich fühlte nur um so stärker, daß ich hierhin eigentlich nicht gehörte.

Was ich aber damals noch nicht voll begriff, sondern nur ahnte, war, daß ich hier nicht mein Leben führte. Die etwa drei Jahre, die ich in diesem Kreise zubachte, sind, seitdem ich überhaupt zum Bewußtsein meines eigenen Ichs gelangt war, die einzigen, in denen ich nicht dem eigenen Gesetze folgte, sondern, um es hart auszudrücken, ein Klischeeleben führte. Ich muß hier an die wunderbare Schlußstrophe in der Huttenbeichte von Conrad Ferdinand Meyer denken:

„Mich reut, ich beicht' es mit zerknirschem Sinn,
daß ich nicht Hutten stets gewesen bin.“

Wenn ich mich dem Zwange nicht früher entzog, so trägt auch hier wieder meine Eigenschaft als Jude die Hauptverantwortung. Es ist uns ja fast unmöglich gemacht, uns „natürlich“ zu benehmen. Wir sind ja gezwungen, alles zur Gipfelleistung zu treiben, sei es Wissenschaft, sei es Sport, sei es die Betonung der Psychologie und Haltung einer Gruppe, in die wir irgendwie hineingeraten sind. Wir müssen uns ja, ob wir dessen bewußt sind oder nicht (und zumeist sind wir uns dessen bewußt), immer wieder als echte Zugehörige „legitimieren“, während der Nichtjude bis zum Beweise des Gegenteils ohne weiteres als legitimiert gilt.

Nun, jedenfalls packte mich eines Tages der, lange im Unterbewußtsein angewachsene, „moralische Kater“ mit voller Wucht, und zwar bei einer sehr merkwürdigen Gelegenheit. Wir hatten eine Pro-patria-Suite mit einer Tübinger Burschenschaft; mir war die Fechtwartpartie zugefallen, und nach wenigen Gängen wurde drüben Abfuhr erklärt, und ich, wieder einmal völlig unberührt, sah zu, wie auf der anderen Seite zwei Opfer „geflickt“ wurden, mein Gegner und dessen Sekundant: der Unglückliche, noch dazu Theologe, hatte bei dem Versuch, eine meiner Tiefquarten herauszufangen, selbst einen schweren „Durchzieher“ seines Paukanten erhalten, der ihm die ganze Oberlippe querspaltete. Als ich ausbandagiert wurde, ging mir dieses ganze Treiben als der Gipfel aller Sinnlosigkeit, ja Widersinnigkeit auf; ich ging vom Paukboden stracks nach Hause, ließ mich inaktivieren, wozu ich berechtigt war, denn es war Zeit, ans Examen zu denken, und setzte mich an die Arbeit, um sie

seitdem kaum je wieder, außer in wohlverdienter Ferienruhe, zu verlassen.

Meine Burschenschaft aber bestätigte mein tiefinnerstes Gefühl, indem sie im ersten Konvent, an dem ich nicht teilnahm, den Judenparagraphen einführte. Ich schickte daraufhin selbstverständlich mein Band ein, und so endete diese Episode, wie sie enden mußte.

Wir haben uns mit vielem Traurigen abzufinden heutzutage. Dazu gehört, und ist dem akademischen Lehrer eine besondere Trauer, daß so weite und einflußreiche Kreise der deutschen Studentenschaft zu Philistern geworden sind. Denn ein Philister ist, wer dem fremden Gesetze folgt und nicht dem eigenen, wer sich der Tradition blind beugt und dem jungsprossenden Neuen feindlich ist, nur weil es neu ist.

Ich war vor ganz kurzer Zeit wieder einmal in meinem lieben alten Jena und sah am Marktplatze zu, wie hintereinander drei der farbentragenden Verbindungen die bekannte Zeremonie mit dem „Hanfried“ aufführten. Es war zum Weinen! Es war Theater vor dem Publikum internationaler Philister, das herumstand und herumsaß. Was einstmals in fröhlicher Laune aus Jugendübermut, selbst frisch und jung, in die Welt gesprungen war, war eine verrunzelte Schmierenschauspielermaske geworden, die man deutlich durch die Schminke sah. Klischee, Klischee! Ich dachte, ich wäre nach dem Achensee oder nach der Insel Marken geraten, wo auch vom Theaterfriseur aufgedonnerte „echte“ Tiroler bezw. Altholländer auftreten, ganz so wie hier „echte“ deutsche Studenten. Ich dachte an Fritz Reuter und seine „Festungstid“, und was er wohl sagen würde, wenn er diese Studenten beobachten könnte, die ganz bestimmt nicht zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Festung werden begnadigt werden, weil sie einem noch nicht staatlich und gesellschaftlich genehmigten Ideal anhängen. Das Ideal war damals das unter der schwarzrotgoldenen Fahne geeinte Deutsche Reich!

„O jerum, jerum, jerum,
o, quae mutatio rerum!“

O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!

STUDIUM

Alle Bummelerei konnte mich nicht verhindern, zum frühesten zulässigen Termin, Ende des vierten Semesters, das erste Examen, das „Tentamen physicum“ zu bestehen. Es war in sieben verschiedenen Fächern zu machen: in sechs von ihnen erhielt ich die beste, in einem die zweitbeste Note. Von jenen waren vier einigermaßen ehrlich verdient; ich hatte bei dem ausgezeichneten Doktor Proskauer einen Repetitionskurs in Chemie und Physik durchgemacht, der durchaus kein gewöhnlicher „Paukkurs“, sondern eine wirklich wissenschaftliche Einführung in die beiden Gebiete war: und mehr wurde ja von dem Mediziner nicht gefordert. Da es sich um Theorie handelte, und es dabei etwas zu denken gab, interessierte ich mich für die Fächer und büffelte während der großen Ferien fleißig in dem schönen Garten, den mein Onkel Arnheim, der Gatte meiner Mutterschwester, meiner vielgeliebten Tante Auguste, in Pankow besaß; nebenbei gesagt: ein Paradies meiner Kindheit; die Erinnerung daran hat durch mein ganzes Leben hindurch die Sehnsucht nach einem eigenen Garten wachgehalten, die sich erst vor zwei Jahren, mit meiner Übersiedlung nach Lüdersdorf, erfüllte. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Jetzt bin ich, wenn auch nur als bescheidener Mieter, und nur für einige Jahre, der Herr eines prachtvollen alten Parks von achtzehn Morgen mit einem hübschen kleinen See inmitten, der freilich offiziell den wenig poetischen Namen des „Giebelpfuhs“ trägt. Um zu jener ersten Prüfung zurückzukehren, so war das geringe Maß von Kenntnissen, das von uns in Mineralogie und Botanik gefordert wurde, in wenigen Tagen erlernbar; von Physiologie hatte ich einigermaßen ausreichende Vorstellungen, und außerdem war es ein Spiel, sich auf Dubois-Reymond vorzubereiten: er folgte von Prüfung zu Prüfung mit nie fehlender Genauigkeit seiner ein für alle Male stereotypierten Vorlesung, so daß der Kandidat, der selbstverständlich von dem Thema der letzten Prüfung Kenntnis hatte, mit vollkommener Sicherheit wußte, welches Kapitel er, womöglich wörtlich, herzusagen haben würde. Nachschriften seiner Vorlesung waren in mehreren Exemplaren

vorhanden und wurden gegen geringes Mietsgeld an die Studenten ausgeliehen. Diesem Umstande verdanken einige der unsterblichen Examensanekdoten ihre Entstehung:

Ein Kandidat, der über das Kapitel von den Schutzorganen geprüft wurde, fand in seiner Niederschrift der Duboisschen Vorlesung eine der berühmten Kraftstellen, die der weltbekannte Physiologe, ein französischer Schweizer und ein Rhetor echt gallischen Geblüts, in seine Vorlesungen einzuflechten und mit noch stärkerer Betonung und noch mehr rollendem Rrr vorzutragen liebte: „Furchtlos kreuzt das Stinktier den Weg des Jaguars.“ Als guter Rat war in Klammern beigefügt: „Wenn er guter Laune ist“, womit natürlich der Professor gemeint war. Der Student aber verstand das falsch und sagte zu Dubois' namenloser Empörung: „Furchtlos kreuzt das Stinktier den Weg des Jaguars, wenn er guter Laune ist.“ Ein anderes Mal hatte der Student das Thema erhalten: Physiologie der Zeugung. Der Gang des Vortrags war auch hier wie immer pedantisch vorgeschrieben: man hatte zuerst die Lehre von der „Urzeugung“ abzuweisen; dann kam die Metamorphose der Insekten: Raupe, Larve, Puppe, Schmetterling, und dann der „Generationswechsel“ der Bandwürmer von der Finne an. Der wohlbeschlagene Kandidat war ohne Anstoß über die Urzeugung hinausgekommen, und Dubois nickte auch noch wohlgefällig wie immer, wenn er das gewohnte Geplätscher seines eigenen Stils vernahm, als die Rede auf die Insekten kam. Aber der Student vergaß in der Reihenfolge die Puppe. Dubois, wohlgelaunt und zufrieden, sagte: „Sie haben etwas vergessen, Herr Kandidat; nun, es ist nicht schlimm, ich will Ihnen darauf helfen: ein jedes Kind spielt damit.“ Der Student aber, einmal aufgezogen wie eine Spieluhr, hörte gar nicht hin und fuhr in der angelernten Leier fort: „Der Bandwurm!“ Dubois fuhr entgeistert auf: „Aber, Herr Kandidat, spielt denn ein jedes Kind mit dem Bandwurm?“

Gänzlich unverdient aber, ich muß es gestehen, waren die beiden Bestnoten, die ich in den wichtigsten der vorklinischen Fächer, in Anatomie und in Zoologie erhielt, in der damals der „alte Reichert“ auch die Prüfungen abnahm. Bei ihm

durchzufallen war ja freilich so gut wie unmöglich. Man erzählte von ihm, daß er einmal in seinem harten Ostpreußisch zu einem Kandidaten gesagt habe: „Sie haben jarnischt jekonnt, Sie kriejen nur jeniejend.“ In Zoologie verlangte er im Grunde nur eine gewisse Kenntnis des einzigen zoologischen Gegenstandes von ausgesprochen medizinischem Interesse: der „Wirmer“. Er pflegte anfangs zu fragen: „Kenn'n Se alles, oder kenn'n Se nur de Wirmer?“ Selbstverständlich behauptete man, alles zu „kenn'n“, und dann fragte er doch nur nach den „Wirmern“, wenigstens in aller Regel. Ganz selten soll es vorgekommen sein, daß er Ernst machte und den Keckling wirklich nach anderen Vertretern des Tierreichs befragte. So einmal nach der Biene. Der Beflissene wußte sich zu helfen: „Die Biene ist kein Wurm, die Würmer werden eingeteilt in“, und die Walze rasselte ab, ohne daß es dem alten Herrn aufgefallen wäre.

Große Sorge hatte man also vor diesen beiden Stationen nicht. Ich aber und meine Gruppe waren unseres glatten „Gut“ völlig sicher; denn wir gehörten sämtlich dem Komitee des Reichert-Kommerses an und hatten in dieser Eigenschaft in der prächtigen Wohnung des alten Herrn das übliche Souper mitgemacht, das erste wahrhaft großartige Festessen, das meiner in Bescheidenheit aufgewachsenen Jugend beschieden war; wir hatten mit der Familie Reichert und den mit anwesenden Assistenten und ihren reizenden Frauen eine echt ostpreußische Kneiperei in Stoffen durchgehalten, von denen wir bis dahin nur durch Hörensagen wußten: vom edelsten Rheinwein und Burgünder über französischen Sekt, stromweise, bis zu den kostbarsten Schnäpsen, auch stromweise! Wir waren alle sehr intim miteinander geworden und, so trinkfest ich damals schon war, ich möchte nicht beschwören, daß ich auf meinem Heimwege „den nächsten Weg zwischen den beiden Punkten“, die gerade Linie ohne jede Kurve, eingehalten habe. Mehrere von dem Konvivium, und nicht nur aus dem Kreise des zehnköpfigen Studentenkomitees, hatten zur seligen Freude des fidelen Gastgebers einen gehörigen Rausch, einen, wie der Berliner sagt, „Zacken, an den sich 'n Affe schaukeln kann“. Auf diese Freundschaft vertrauten wir und durften wir vertrauen, zumal wir uns

eine unfehlbare Methode erdacht hatten, um uns in angenehme Erinnerung zu bringen. Wir hatten uns, wie es Herkommen war, gemeinschaftlich photographieren lassen und hatten die unsagbare Frechheit, in corpore unmittelbar vor der Prüfung zum „alten Reichert“ hinaufzugehen und ihm das gerahmte Bild zu überreichen. Die Frau Geheimrat verstand und half: „Sind nicht die Herren heute im Physikum?“ „Jawohl, Frau Geheimrat.“ „Na, denn macht nur, daß ihr rieberkommt, ich komme gleich nach“, und er erschien denn auch in strahlendster Laune, und bis auf einen Außenseiter, der uns zugeteilt worden war, hatten wir alle in beiden Fächern unsere Bestnote weg. Ich hatte ein ganz besonderes Glück an dem Tage. Als wir im Vorraume warteten, sagte ich zu den Kommilitonen: „Jungens, von Anatomie weiß ich wenigstens das Keilbein“ (das hatte ich in einem Anfall von Geistesstörung noch als Mulus aus dem anatomischen Lehrbuche von Henle gelernt, das mir mein Gymnasium als Abschiedsprämie mit ins Studium gegeben hatte), „aber von Zoologie weiß ich gar nichts“. Und im Spaße gab mir einer von uns die Beschreibung des Blutegels: „Der Blutegel, *hirudo officinalis* . . .“ und beim Zeus: ich bekam in Anatomie das Keilbein und in Zoologie den Blutegel. Dieses unverschämte Glück wurde bei meinem nächsten Examen, dem Doktorexamen, durch ein ebensolches Pech wettgemacht; ich hatte, meines Mankos in Anatomie wohl bewußt, die Kommission gewählt, in der Dubois und nicht Waldeyer vertreten war; ich bestand auch in Physiologie sehr gut, bis es ihm einfiel, was eigentlich gar nicht seines Amtes war, mir auch in anatomischer Hinsicht auf den Zahn zu fühlen; auch hier ging es noch gut, bis er zu meinem Unglück nach den Arterien fragte, dem einzigen Kapitel der Anatomie, das mir einzuprägen ich keine Zeit mehr gehabt hatte; ich war nämlich wegen Rücktritts eines Kommilitonen aufgefordert worden, an einem Prüfungstermin teilzunehmen, der volle vier Wochen vor der in Aussicht genommenen Zeit lag, hatte, wie es in meiner Art lag und liegt, in schnellem Entschluß angenommen, um die dumme Geschichte hinter mich zu bringen, und hatte nur drei Tage Vorbereitungszeit gehabt. Das zweite Pech war, daß einer der Examinatoren mich

offenbar bei der Abgabe der Zensur mit meinem Nachbarn verwechselt hatte, der wirklich gar nichts wußte. Und so kam es, daß ich mit einem bloßen „Rite“ nach Hause kam; ich habe die Scharte fünfundzwanzig Jahre später einigermaßen ausgewetzt, als ich als Fünfundvierzigjähriger mir in Kiel den zweiten Dokorturhut, den philosophischen, summa cum laude erwarb.

Als ich im Frühjahr 1885 dieses erste Dokortorexamen unter dem Dekanat meines großen Gönners Ernst Leyden bestand, hatte ich erst drei Vierteljahre ernster Arbeit hinter mir. Ich werde nie vergessen, wie ich mich quälen mußte, um das erste wissenschaftliche Werk durchzuarbeiten, das ich vornahm: Rudolf Virchows „Zellulopathologie“. Mein früher so gelenkes Gehirn war eingerostet; so muß es einem Pianisten zumute gewesen sein, der nach vier Jahren Schützengraben zum Flügel zurückkehren durfte. Ich mußte mich an die Zeilen förmlich festklammern und immer wieder zurückgreifen, um nur auffassen zu können, was da stand. Als ich Jahre später das großartige Buch wieder in die Hand nahm, war ich erstaunt, daß ich es „wie einen Roman“ las: dieses unendlich klare und hinreißend geschriebene Werk hatte mir damals fast unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht. Aber mein Wille war zäh, und Schwierigkeiten haben mich immer nur gereizt; ich hielt doch durch und wurde ein fleißiger Student, der rastlos zwischen der Charité in der Luisenstraße und der Chirurgischen und Frauenklinik in der Ziegel- und Artilleriestraße hin und her pilgerte. Auch hier wieder war es das Fach, bei dem es am meisten zu denken gibt, die innere Klinik, die mich vor allem fesselte; und auch hier hatte ich ein überaus glückliches Debut, und zwar schon kurze Zeit vor meinem Tage von Damaskus. Ich hatte mir den „Niemeyer“ gekauft und in einer unbewachten Stunde darin geblättert. Dabei fiel mir der Name einer Krankheit auf, von der ich noch niemals etwas gehört hatte: Lungenemphysem. Ich las das Kapitel. Bald darauf wurde ich als klinischer Praktikant zum ersten Male bei Leyden aufgerufen. Man hatte im öffentlichen Hörsaal zu untersuchen und die Diagnose zu stellen; und zwei- bis dreihundert Studenten warteten schadenfroh auf den Augenblick, wo dieser notorische „Schläger“ sich un-

sterblich blamieren würde. Mir war nicht ganz wohl zumute, aber ein Blick auf den Kranken, der im Schaubette vorgeführt wurde, zeigte mir, daß ich wieder einmal Glück gehabt hatte. Es war ein Fall von extremem Lungenemphysem, das jeder ohne weiteres erkennen mußte, der ein einziges Mal die Beschreibung gelesen hatte. Als Leyden mich nach den üblichen feststehenden Präambeln fragte, ob mir etwas an dem Patienten auffiele, erwiderte ich mit kühler Selbstverständlichkeit: „Ausgesprochen faßförmiger Thorax“ (Brustkasten). Ein Rauschen überraschten Flüsterns ging durch das Auditorium, und Ernst Leyden sah einigermaßen erstaunt in das reichlich zerhackte Gesicht des erfolgreichen Diagnostikers. Als ich dann, getreu nach Niemeyer, dank meinem ausgezeichneten Gedächtnis, einen fließenden Vortrag über Ursache, Symptomatik und Behandlung dieser Krankheit hielt, hatte ich ein für allemal bei Leyden gewonnenes Spiel, und mein Prestige bei den Kommilitonen ins Unendliche vermehrt. Ich hütete mich wohl, ihnen zu erzählen, daß ich über keine andere Krankheit irgendwelche Auskunft hätte geben können, aber ich las doch von da an auch die anderen Kapitel im Niemeyer und versäumte so leicht keine Klinik bei Leyden. Und ebensowenig bei dem berühmten Frerichs, dem Leibarzt aller Höfe Europas, dem genialsten aller Diagnostiker, der in seiner Jugend zu gleicher Zeit drei Berufungen für drei verschiedene Fächer erhalten hatte: für physiologische Chemie, Physiologie und innere Klinik, wenn ich nicht recht erinnere. Ich hatte zu ihm ähnliche Beziehungen wie zum alten Reichert; ich hatte als Vertreter der medizinischen Fakultät den Kommers geleitet, den ihm die Studentenschaft zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Ordinarius gab, und ihm die Festrede gehalten. Er starb vor meinem Staatsexamen; sonst hätte ich Aussicht gehabt, bei ihm Assistent zu werden; jedenfalls habe ich an seiner Klinik, unter Leitung des genialsten seiner Assistenten, der späteren Exzellenz Paul Ehrlich (der in Deutschland als Jude zwar Exzellenz, aber nicht ordentlicher Professor in Berlin werden konnte), meine Dissertation angefertigt: „Über das Diazo-Eigeln“. Ehrlich war damals an seiner berühmten Arbeit über „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus“; ohne recht eigentlich

etwas von den überaus komplizierten chemischen Erwägungen zu verstehen, die zugrunde lagen, half ich gelegentlich als Famulus bei den Experimenten und bin derart mitschuldig an dem Tode zahlreicher unschuldiger Katzen, Meerschweinchen und Kaninchen geworden. Ehrlich rauchte damals den ganzen Tag furchtbar schwere schwarze Zigarren; jeden Morgen mußte ihm der Diener bei Gerold Unter den Linden elf Stück von diesen wahren Giftnudeln besorgen, die am Abend in Rauch aufgegangen waren. Er hat damit seine Gesundheit sehr geschädigt. Meine Beziehungen zu ihm sind bis zu seinem Tode sehr herzlich geblieben; eine kurze Zeit habe ich ihm in seinem Heim Sekretärdienste geleistet, wo seine, damals noch fast kindliche junge Frau mit erstaunlicher Würde die Honneurs machte. Dann wurden die etwas gelockerten Beziehungen durch meinen Bruder wieder fester angezogen, der zu Ehrlichs besten Schülern gehörte. Ich habe meinen alten Meister noch kurz vor seinem Tode in Frankfurt besucht; er war schneeweiß geworden, aber seine Augen blitzten jung wie je. Damals entwickelte er mir eine etwas summarische, aber wie mir scheint recht treffende Typologie der Charaktere: „Es gibt zwei Arten von Menschen, mit panoptischen und mit monomanischen Augen. Die ersten sehen alles und bemerken jede Veränderung. Sie werden Ihnen sagen, daß in Ihrer Wohnung ein Bild anders hängt oder ein Sofa einen Bezug von anderer Farbe erhalten hat, Dinge, von denen Sie selbst vielleicht gar nichts wissen. Aber Sie, Oppenheimer, und ich, wir haben monomanische Augen: wir sehen immer nur eine Sache, aber die sehen wir genau.“ Und dabei lächelte er das bekannte verschmitzte Lächeln, das sich in seinem Bart verlief. Als ich nach seinem Tode nach Frankfurt berufen wurde, war es mir eine besondere Freude, die alten Beziehungen zu Ihrer Exzellenz pflegen zu dürfen, die inzwischen eine sehr gütige mehrfache Großmama geworden war.

Mit besonderer Verehrung gedenke ich noch des berühmten Kinderarztes Professor Henoeh, dessen Klinik ich niemals ver säumte. Er war ein knorriger Urberliner voller Humor, wie ein Kinderarzt ihn besitzen muß, wenn er etwas taugen soll. Einer seiner Assistenten erzählte mir eine köstliche Geschichte, deren

Held er war. Er wurde an einen Fürstenhof berufen, um den Erbprinzen zu begutachten, der sich noch immer nicht entschließen wollte, zu sprechen und zu gehen. Henoch rasselt im Hofwagen vor das Schloß und springt heraus: „Wo is det Kind?“ Der diensttuende Kammerherr oder Hofmarschall (ich bitte um Entschuldigung, daß ich in diesen wichtigen Staatsangelegenheiten nur sehr unvollkommen unterrichtet bin) sehr gemessen: „Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin wird den Herrn Geheimrat wissen lassen, wann sie ihn empfangen kann.“ Darauf Henoch: „Ick will Ihn'n mal wat sagen, Verehrtester; wenn det Kind nich in fünf Minuten da is, fahr ick nach Berlin zurück. Da warten hundert Kinder auf mich.“ „Det Kind“, war binnen fünf Minuten da, und nach der Untersuchung ließ der Großherzog Henoch bitten: „Nun, Herr Geheimrat, was haben Sie denn festgestellt?“ — „Jott, Königliche Hoheit, det Kind hat'n Wasserkopp.“ Der hohe Herr, ebenso aigriert wie erschreckt: „Äh, äh . . . das ist ja sehr unangenehm; ist das gefährlich?“ — „Jotte nee, Königliche Hoheit, aber det muß ich Ihnen man jleich sagen: der Junge wird nich jrade intelligjent werden.“ — „Äh, das ist aber sehr unangenehm. Aber Herr Geheimrat: regieren kann er doch?“ Worauf Henoch mit dem Brustton der Überzeugung: „Ja, Königliche Hoheit, rejieren kann er!“

Nun, um es kurz zu machen, im November 1885 „stieg“ ich in die erste Station bei Waldeyer, derart vorbereitet, daß er mich zuletzt fragte: „Wozu haben Sie das eigentlich alles gelernt?“ Und dann weiter von Stufe zu Stufe durch die sieben Stationen, von denen mehrere doppelt und dreifach besetzt waren; und im Mai des nächsten Jahres, im Alter von wenig über zweiundzwanzig Jahren, wurde mir die Approbation als praktischer Arzt gegen „Erlegung der gesetzlichen Gebühren“ ausgestellt; ich hatte ohne jeden „Schwanz“, d. h. ohne die Aufforderung, mich noch einmal zwecks Nachweises besserer Vorbereitung vorzustellen, bestanden, und zwar mit einem dicht an das Sehr gut streifenden Gut als Gesamtergebnis.

So war denn wieder ein Ziel erreicht, und wieder schlug die Tür hinter mir zu, und ich stand im leeren Raum auf der Suche nach einem neuen Ziele, einem neuen Lebensinhalte.

JUNGE PRAXIS

Meine ärztliche Tätigkeit begann nach üblicher Weise mit Vertretungen. Der alte Sanitätsrat Kühnast in Pakosch nahe der damals in „Hohensalza“ umgetauften Kreisstadt, die heute wieder Inowraclaw heißt, gönnte sich alljährlich einige Wochen zur Erholung und zur Auffrischung seiner sehr beträchtlichen wissenschaftlichen Kenntnisse. Ich wurde ihm irgendwie empfohlen und als Vertreter angestellt. Seine junge Nichte, ein frisches blondes Mädchel, die Tochter seines Schwagers, des Bürgermeisters, bei dem der alte unbeweibte Herr lebte, holte mich am Bahnhof in Inowraclaw ab und verhehlte mir ihr Erstaunen über mein allzu jugendliches Aussehen nicht. Aber wir schlossen bald gute Freundschaft, und sie lehrte mich schon unterwegs die wenigen Brocken polnisch, die ich jemals besaß. Sie beschränkten sich im wesentlichen auf die Übersetzung des folgenden deutschen Ausdrucks: „Ich verstehe kein Polnisch, verstehen Sie kein Deutsch?“ Ich habe denn auch die ganzen Wochen bei jedem Besuch, wo es sich um Menschen aus dem Arbeiterstand handelte, eines Dolmetschers bedurft, den gewöhnlich die Gutsherrschaft oder der Inspektor darstellte, denn es war eine ungeheuer ausgedehnte Landpraxis. Die oberen Klassen der polnischen Bevölkerung verstanden sämtlich Deutsch, wenn sie es auch nur sehr ungern sprachen. Ein charakteristischer Fall ist mir im Gedächtnis geblieben: ich wurde zu einer Gräfin Arndt geholt, die mich, ohne auf jene eine polnische Phrase Rücksicht zu nehmen, hartnäckig weiter in polnischer Sprache anredete; sie war trotz ihres deutschen Namens eine geradezu fanatische Polin und glaubte offenbar, ich wollte, aus Gründen des Chauvinismus, ihre Muttersprache nicht gebrauchen. Da redete ich sie zuerst französisch, dann englisch, und als sie mich verständnislos ansah, auch noch mit dem bißchen Italienisch an, daß mir irgendwie zugeflogen war, worauf sie sich endlich entschloß, mit mir deutsch zu sprechen. Der Fall erwies sich übrigens als der erfolgreichste meiner ganzen Praxis: die Frau des Kutschers lag schwer krank, sie hatte schon zweimal die Sakramente empfangen, und die Gräfin brauchte den Kutscher

für irgendeine Staatsangelegenheit dringend. Sie sagte mir: „Sie sind jungerr Doktor, zeigen Sie, was Sie können, machen Sie die Frrau in halberr Stunde gesund oder tott. Kann ich keinen Bauernjungen in Livree stecken.“ Ich ging in die armselige Tagelöhnerwohnung, fand sie voller heulender Weiber und im Bett eine dem Ersticken nahe Frau. Ich sah ihr in den Hals und fand den ungeheuersten Mandelabszeß, der sich denken läßt. Es war die höchste Zeit, daß ich kam, denn längstens eine Viertelstunde später wäre er von selbst geplatzt. Ich stach ihn auf, die Frau holte tief Luft, und ich ging zum Schloß zurück: „Frau Gräfin, der Kutscher kann fahren, die Frau ist gesund.“ Sie starrte mich entgeistert an: „Sind Sie Hexenmeisterr?“ Als ich zwei Tage später vorbeifuhr, lag meine Kranke vor ihrer Kabache, nur mit Hemd und Rock bekleidet, auf dem welken Rasen und schlief den Schlaf der Gerechten. Diese armen Menschen waren nicht viel Besseres als Tiere, aber sie hatten auch die Gesundheit und Heilhaut von Tieren. Kam da einmal ein hübscher schlanker Bursch zu mir in die Sprechstunde, hatte zu Fuß in stechender Julisonne so ungefähr drei deutsche Meilen gehen müssen. Er hatte am Tage vorher eine Rauferei im Kruge mitgemacht und wies mir zunächst einen schweren Messerhieb über das Genick. Als ich ihn ausgewaschen und vernäht hatte, sagte er mit einem verlegenen Lächeln, da sei noch etwas anderes und hielt mir den Schädel hin. Das dichte blonde Haar war von Blut verklebt, und ich fand, als ich den Filz entfernt hatte, eine lange, bis auf den Schädelknochen gehende Wunde, eine „Abfuhr“, wie ich sie wohl einmal bei einem Gang auf schwere Säbel erlebt und geflickt hatte. Ich steckte ihn in das winzige Krankenhaus, über das das Städtchen verfügte, und ließ seiner Herrschaft bestellen, ich könnte es nicht verantworten, den schwerverletzten Mann nach Hause zu schicken; es würde mindestens drei Tage dauern. Als ich aber zweiundzwanzig Stunden später den Verband entfernte, war die Wunde glatt verheilt. Ich war starr: meine Mensurpatienten waren doch sämtlich starke und gesunde Jungen gewesen, aber ein derartiger Verlauf war auch bei ihnen unerhört. Gesunde Tiere! Sie vertrugen schlechthin alles! Die Behörden mußten

trichinöse Schweine mit Ätzkalk verscharren lassen, denn vorher waren sie immer wieder ausgegraben und verzehrt worden, ohne daß jemals ein Fall von Trichinose bekannt geworden wäre. Einmal verschrieb ich einem Kranken Bleiwasser zu Umschlägen; er kam nach drei Tagen, begeistert von der Arznei, die er — innerlich genommen hatte. Keine Spur von einer Bleivergiftung!

Sanitätsrat Kühnast beobachtete mich während einiger Tage sehr scharf; dann fuhr er beruhigt ab und hatte es nicht zu bereuen, ich hatte großes Glück und verlor nicht einen einzigen Patienten, obgleich ich unter anderem eine sehr schwere Epidemie von Scharlach, etwa siebzig Fälle, zu behandeln hatte. Die Tätigkeit gefiel mir; man war ganz auf sich selbst gestellt und hatte die reichste Abwechslung; man mußte sozusagen Spezialist für alles sein. Der Landarzt hat es furchtbar schwer, aber er bedeutet und leistet auch etwas Erhebliches. Der allgemeine Praktiker in der größeren Stadt ist demgegenüber mehr und mehr zu einem Adreßbuch für Spezialärzte geworden, auch der Kassenarzt.

Aber schwer war es, selbst für mich, den zweiundzwanzigjährigen gesunden jungen Mann. Und dabei war es die schönste Sommerzeit! Wie der alte Herr es bei den oft meilenweiten Fahrten im Winter durchhielt, ist mir ein Rätsel, und ich mußte viel an meinen Großvater denken, der sich bei solcher winterlichen Landfahrt das schwere Siechtum geholt hatte. Am schlimmsten war es am Sonntag. War es doch die Zeit des Jahres, wo jeder Mann und jedes Gespann dringend für die Erntearbeit gebraucht werden, und so wurde man nur in den äußersten Notfällen an Wochentagen geholt — und der Begriff „äußerster Notfall“ erwies sich zuweilen als recht dehnbar. Durch besondere Weichherzigkeit ihren Arbeitern gegenüber haben sich die Großbesitzer ja niemals ausgezeichnet.

So begann denn die Sprechstunde am Sonntag schon etwa um 7 Uhr früh und dauerte bis gegen Mittag. Inzwischen waren drei bis vier Gutswagen vorgefahren, um mich nach den vier Himmelsrichtungen zu entführen. Mit Hilfe der Bürgermeisterfamilie stellte ich fest, wo ich am nötigsten gebraucht wurde, und wie die „Tour“ mit dem geringsten Verluste an Zeit zu be-

werkstelligen sei. Dann fuhr ich los in dem Wagen des Gutes, das ich zuerst zu besuchen hatte, hinter mir ein oder zwei andere Wagen, die mich von dort aus weiterbefördern mußten; wo ich gerade zu der Zeit war, nahm ich die Mittagsmahlzeit oder den Kaffee und kehrte so gegen sechs oder sieben nach Hause zurück, um wieder drei bis vier Wagen vor der Tür zu finden. Es wurde mehrfach Mitternacht, ehe ich mich zur Ruhe legen durfte, und meine letzten Besuche fielen in die spätesten Abendstunden. Das war keine Annehmlichkeit! Man kennt die berühmte Scherzfrage, warum die Luft auf dem Lande so gut ist: „Weil die Bauern die Fenster nicht aufmachen!“ Dem entspricht dann aber auch die Luft in den Stuben! Kam ich da einmal gegen 10 Uhr nachts auf ein Gut und wurde in eine der Tagelöhnerbehausungen geführt, um eine Magd zu verarzten, die sich krank gemeldet hatte. Als ich in die Tür trat, prallte ich entsetzt zurück: die Luft war schlechthin irrespirabel, das reine Giftgas. Ich ließ erst einmal die Fenster öffnen und gründlich lüften, trat dann ein und sah etwas Unvergeßliches, was auf meine spätere wissenschaftliche Grundeinstellung entscheidend eingewirkt hat. Man stelle sich ein roh aufgemauertes großes Rechteck vor, das durch zwei, einander im rechten Winkel kreuzende Zwischenwände in vier Räume eingeteilt ist. Am Kreuzungspunkt steht ein riesiger Ofen, der sie alle zugleich heizt. Jeder Raum ist die „Wohnung“ einer ganzen Familie, in der sie zu leben, zu schlafen und zu kochen hat. Der Raum, in den ich damals trat, enthielt zwei schlechte Betten, einen Kinderwagen und ein Strohlager. In dem einen Bett lag das Ehepaar, in dem anderen der Knecht und die Magd (der übrigens nicht viel fehlte), in dem Kinderwagen die beiden Kleinsten, auf dem Strohlager die alte Großmutter mit den übrigen, nach flüchtiger Schätzung sechs bis sieben Kindern. Außerdem befand sich in dem Raum ein Volk von etwa zwanzig Hühnern und ein Schwein! Jetzt konnte ich die Beschaffenheit der Atmosphäre verstehen. Als Kaiser Wilhelm II. das Gut Cadinen besichtigte, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, rief er aus: „Hier sind ja die Schweineställe besser als die Leutewohnungen!“ Ich wußte Bescheid!

Man kann meine wissenschaftliche Einstellung, wenn man will, derart kennzeichnen, daß ich im Gegensatz zu allen andern Sozialisten, Karl Marx eingeschlossen, nicht unmittelbar die Interessen des Industrieproletariats, sondern des Landproletariats vertrete. Ich habe ernst gemacht mit dem Marxschen Satze, daß es nötig ist, die tiefste Klasse der Bevölkerung zu heben, um die ganze Gesellschaft zu heben. Als ich bei Beginn meiner nationalökonomischen Studien auf das soeben erst von Professor v. d. Goltz entdeckte Gesetz der Wanderung stieß, demzufolge die Wegwanderung vom Großgrundeigentum ungeheuer viel stärker ist als vom Bauernbezirk, halfen mir jene Erfahrungen dazu, diesen einzigen Faden, der durch das Labyrinth der wirtschaftlichen Tatsachen (und vor allem der wirtschaftlichen Theorien) zur Lösung des gewaltigen Problems führen kann, als den wahren Ariadnefaden zu erkennen und festzuhalten: der Landarbeiter bildet die tiefste Schicht der Bevölkerung; sein maßloser Zustrom in die Industriebezirke vermehrt das Angebot auf dem Markte der Arbeit ins Ungeheure; hier allein ist die Quelle der „Reservearmee“, die Marx mit Recht für den Tiefstand der städtischen Löhne verantwortlich macht; wo das Angebot einer Ware dauernd die Nachfrage überwiegt, da steht ihr Preis tief: und die Arbeit ist eine Ware, und der Lohn ihr Preis.

Noch eine zweite Erfahrung habe ich in jenen Wochen im polnischen Teile der Provinz Posen gemacht, die für mich richtunggebend gewesen ist: ich habe den Nationalismus kennengelernt, den ich während meiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn mit derselben Zähigkeit bekämpft habe wie den Kapitalismus und Marxismus. Ich konnte tief in die Psycho-mechanik dieser unheiligen Geistesverfassung hineinblicken, wenn ich sah, daß Leute deutschen Namens und also gewiß zum einen Teile deutscher Abstammung (ich sage mit gutem Bedachte nicht: deutscher Rasse) wie jene Gräfin Arndt aus irgendetwelchen Gründen sich als reine Polen fühlten und benahmen und umgekehrt. Es war hier ganz besonders leicht, durch die Maske hindurchzuschauen, die diese Gesinnung im Grunde, ihren Trägern in der Regel unbewußt, darstellt. Sie

deckt ganz andere Gegensätze, solche der Klasse oder der Konfession. Im preußischen Polen traf (wie in Irland) beides zusammen: der deutsche Herr, der das Land und damit die Macht hatte, war in der Regel Protestant, der polnische Knecht, der landlose Proletarier, in der Regel Katholik, und die katholischen Geistlichen waren die großen Propagandachefs des Polentums. Man kennt die Entwicklung der deutschen „Bamberger“, einiger Dorfgemeinden in der Nähe von Posen, die ausschließlich von eingewanderten Deutschen der Maingegend, eines von jeher deutschen Bezirks, begründet waren. Da sie katholischer Konfession waren, waren sie in kaum zwei Generationen völlig polonisiert. X

Jene Erfahrungen lehrten mich noch weiteres. Als ich die „soziologische Staatsidee“ kennenlernte, die zuerst Winstanley im England der Cromwell-Zeit und dann der Graf Saint-Simon im Frankreich der großen Revolution zum Angelpunkte aller wissenschaftlichen Politik erhoben, belehrten mich meine Erlebnisse in Polen von ihrer Richtigkeit. Alles war klar: die Deutschen waren als Eroberer ins Land gekommen und saßen in ihm kraft des Rechtes des Schwertes als Herrenklasse, während die einstigen Besitzer zu landlosen Knechten herabgedrückt worden waren. Harter Druck und Übermut von oben, knechtische Demut und Diebsgesinnung von unten waren die unausbleibliche Folge. Ich war denn auch als politischer Publizist unerschütterlich ein entschlossener Gegner der preußischen Polenpolitik. X

Und noch eins, was ich sah und tief erlebte: den unendlichen Unterschied zwischen der Masse der Landproletarier und den wenigen selbständigen Bauern jener Gegend, ganz gleichgültig, ob deutscher oder polnischer Sprache. Der Bauer war in aller Regel größer, muskelstärker, von edlerer Schlantheit, von weit überlegener Intelligenz und unvergleichlicher Würde und sittlicher Haltung. Hier konnte man wirklich beinahe von zwei grundverschiedenen „Rassen“ sprechen. Und so wunderte ich mich nicht im mindesten, als ich später erfuhr, daß die Kriminalität der deutschen Bevölkerung von der Ostgrenze nach der Westgrenze ganz regelmäßig sinkt, mit einziger Ausnahme der

weinfrohen Pfalz, die sich durch besonders zahlreiche Verbrechen der Gewalttätigkeit unvorteilhaft aus der Statistik heraushebt; und ich wunderte mich ebensowenig, als eine preußische Statistik von 1908 das Ergebnis zeitigte, daß der Bauer prozentual fast genau zweiundeinhalbmals soviel vollwertige Rekruten stellte als der Landarbeiter, dessen Verhältniszahl sich tief sogar unter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung hielt. Hier zuerst wurde mir die Torheit und Tücke der landläufigen Rassenlehre klar, erschloß sich mir zuerst das entscheidende Argument, das in keinem Buche über den Gegenstand zu finden ist, und das ich in meinem „Rom und die Germanen“ jetzt endgültig formuliert habe. Ich will es hier kurz andeuten:

Unbestritten wirkt das „Milieu“ entscheidend auf den sogenannten „Phänotyp“ (Äußere Erscheinung) ein, ganz gleichgültig, welchem „Genotyp“ (Abstammung) das Exemplar angehört. Wenn man z. B. (es ist das ein Beispiel aus der Rassentheoretik selbst) von dem Wurfe eines Mutterschweines die eine Hälfte gut ernährt, behaust und behandelt, die andere bei schlechter Ernährung in üblen Ställen aufzieht, so werden die beiden Gruppen, erwachsen, aussehen, als gehörten sie zwei ganz verschiedenen Rassen an. Es handelt sich hier um eine nicht erbliche, eine sogenannte „Nebenänderung“. Läßt man die beiden Gruppen sich weiter fortpflanzen, aber jetzt unter gleichmäßiger Behandlung, so werden ihre Jungen einander wieder außerordentlich ähnlich sein. Man stelle sich jetzt vor, daß ein Züchter die Jungen der beiden Gruppen immer wieder unter den gleichen Verhältnissen aufziehe wie ihre Eltern: dann haben wir zwei Rassen, die ausschauen, als wären sie Erbrassen, die aber in Wahrheit nur Scheinerbrassen sind. Nun fällt es natürlich keinem Züchter ein, ein solches Experiment zu machen: er kann schlechte Exemplare mit Vorteil weder verkaufen noch zur Weiterzucht verwenden. Er behandelt also alle seine Zuchtergebnisse im eigenen Interesse gleichmäßig und möglichst gut. Die Weltgeschichte aber hat gerade dieses Experiment unzählige Male durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch mit eherner Konsequenz ausgeführt. Das Ergebnis sind die „Adels-

rassen“ oben und die „Pariarassen“ unten: höchstwahrscheinlich nichts als Scheinerbrassen, „Nebenänderungen“ und nicht „Erbänderungen“. Man bringe die jungen Exemplare mehrere Generationen hindurch in das gleiche Milieu und sehe zu, was daraus wird. Oder vielmehr: der Versuch ist bereits gemacht. Der heutige deutsche Bauer und der heutige Tagelöhner im Osten sind Enkel der gleichen Großväter, der „Erbuntertanen“. Die Befreiungsgesetze spalteten diese völlig gleichartige Masse, um mit Georg Friedrich Knapp zu sprechen, fast ohne Ansehen der Person, fast nur nach der Laune des Zufalls, in den „Landmann ohne Dienst“ und den „Dienstmann ohne Land“: und heute sind die beiden auch in den deutschen Teilen des Ostens so verschieden, als gehörten sie zwei völlig getrennten Erbrassen an. Wer noch weitere Beweise will, mag den deutschen Bauer in den Staaten und in Kanada betrachten, der noch selbst, oder dessen Vater ein eingewanderter Landproletarier war: heute ist er ein Herr, ist kein dumpfer und demütiger Sklave mehr.

Diese meine Erfahrungen wurden bestätigt und vertieft bei Gelegenheit zweier weiterer Vertretungen, die ich in der Mark, in Oranienburg und Gransee, übernahm. Fehlte hier der Gegensatz der Konfession und der Sprache, so trat um so unverhüllter der Gegensatz der Klassen, des Grundherrn gegenüber dem Landarbeiter und Bauern, des Bauern gegenüber dem Landarbeiter, ins Licht. So wurde mir diese ärztliche Praxis zugleich zur Praxis in der Soziologie.

DAS HAUPT DER MEDUSE

Bevor ich mich als praktischer Arzt niederlassen konnte, hatte ich noch das zweite Halbjahr meiner militärischen Dienstzeit „abzumachen“. Ich hatte in meinem fünften Semester, nach dem Physikum, das erste Halbjahr mit der Waffe beim Gardefüsilierregiment, den sogenannten „Maikäfern“, in meinem Berliner Norden abgedient. Der Dienst wurde meinem sport-

gestählten Körper leicht, so schwer an sich auch manchmal die sehr langen Märsche über viele Kilometer damals noch schlechten Steinpflasters bis weit hinter Tegel waren. Über dieser ganzen Zeit lag eine Angst, die mir noch viele Jahre später als Alptraum zurückkam: die „Knöpfe“ nicht zu bekommen, d. h. nach Ablauf des Halbjahres nicht Gefreiter zu werden, und dann weitere sechs Monate mit der Waffe dienen zu müssen. Vor diesem Schicksal waren damals Einjährige meiner Konfession durchaus nicht sicher, auch wenn sie unbestraft waren. Aber mir half, daß ich ein recht guter Turner war und auch meine „Gewitterbacke“, mein „Beefsteak à la tartare“, fiel in diesem Kreise nur angenehm auf. Dazu kam, daß ich in meiner Eigenschaft als junger Mediziner meinem Hauptmann, dem Freiherrn von Gall, einen bedeutenden Dienst erwiesen hatte. Wir hatten eines Tages Felddienstübung mit vollem Kriegsgepäck; es war ein fürchterlich schwüler Tag, der denn auch am Abend mit einem gewaltigen Gewitter abschloß; wir waren schon von Schweiß durchnäßt, als wir morgens vor dem Ausmarsch auf dem Kasernenhofe standen. Es war ausgesprochenes „Hitzschlagwetter“. Der Hauptmann, der, unbeschwert von Gepäck, zu Pferde kommandierte, bemerkte offenbar nichts davon, sonst hätte er, ein strenger, aber gütiger und im höchsten Sinne gerechter Vorgesetzter, wahrscheinlich die Übung abgeblasen oder irgendwie erleichtert. So kam es, daß plötzlich mein Nebenmann zusammenbrach. Ich marschierte selbstverständlich, „und wär's mein Bruder, mein eigener Sohn“, weiter, bis der Hauptmann heranpreschte: „Doktor, wozu sind Sie da, helfen Sie dem Mann.“ Ich stürzte zu der Böschung, wo man den Kranken im Schatten niedergelegt hatte, riß ihm die Uniform auf, schnallte die entsetzliche enge Halsbinde unter dem gräßlichen Stehkragen auf, der damals noch Vorschrift war, und machte künstliche Atmung, während ein Mann, der reiten konnte, auf dem Pferde des Hauptmanns nach Wasser galoppierte. Ich hatte mir nicht die Zeit gelassen, Helm und Tornister abzunehmen, und durfte wohl auch die Zeit nicht verlieren. Als der arme Teufel endlich die Augen aufschlug, wurde mir selbst einigermaßen schwarz vor den Augen. Der Hauptmann ließ eine

Droschke holen und schickte mich mit dem Mann ins Krankenhaus, um ihn dort abzuliefern. Beim Abschied gab er mir die Hand, man denke: der Hauptmann einem Einjährigen, und sagte: „Doktor, das gedenke ich Ihnen.“ Und er hat es mir gedacht! Ich bewahre ihn in treuer und dankbarer Erinnerung: ein alt-preußischer Konservativer, aber ein Mann und ein Edelmann. Er hat schnelle Karriere gemacht; ich traf ihn Jahre später als Generalleutnant im Zoologischen Garten und fand ihn mir gegenüber gänzlich unverändert, freundschaftlich und vertrauensvoll. Für ihn und seinen hohen Ehrgeiz kam der Krieg zu spät, sonst wäre er wahrscheinlich einer der großen Führer geworden. Soviel ich weiß, schwankte die Wage seinerzeit für den Afrikafeldzug zwischen ihm und Deimling.

Ich hatte also die Knöpfe und die Qualifikation erhalten und trat im Herbst 1886 als einjährig-freiwilliger Arzt beim dritten Garderegiment zu Fuß an. Drei Monate Revierdienst, zwei Monate Militärlazarett Tempelhof, ein Monat Artillerielaboratorium in der wüsten Heide bei Tegel. Im Lazarett, wo ich die Schwerkrankenstation zugewiesen bekam, stand ich zuerst unter dem Kommando eines Oberstabsarztes, dessen fürchterliche Ignoranz nur durch seine flegelhafte Unmanierlichkeit übertroffen wurde. Ich habe ihn inbrünstig gehaßt und war einmal dicht daran, gegen ihn tötlich zu werden; nur der Gedanke an die Kriegsartikel hielt meine Hand fest, aber ich brach vor seinen Füßen mit dem ersten und einzigen Anfall von Herzkrämpfen zusammen, den ich jemals gehabt habe. Er ließ mich liegen. Mein Glück war, daß er zum Jahresende abgelöst und durch einen Mann ersetzt wurde, der sein genaues Gegenteil war: ein Arzt von Rang und ein vornehmer Mann, der mich als Kollegen behandelte, Münnich, der auch wissenschaftlich, als Mitglied der Pharmakopöekommission, einen Namen hatte. Unsere erste Berührung trug mir einen Triumph und sein Vertrauen ein. In meinem Saale lag ein Schwerkranker, an dem ein klinischer Fuchs ohne weiteres die sogenannte „Schwellendiagnose“ hätte stellen müssen; schon an der Tür sah man an der Färbung des Gesichts und der charakteristischen Lage, daß er schwere Brustwassersucht hatte. Ich hatte die Diagnose bei

der Aufnahme auch mit Sicherheit gestellt. Aber mein Tyrann konnte die kolossale Dämpfung über der linken Brustseite nicht finden und zwang mich, auf das schwarze Schild oberhalb des Bettes die irrsinnige Diagnose zu schreiben: Magenkatarrh. Als Münnich den Saal betrat und an den Betten vorbeischnitt, sagte er im Tone höchster Empörung zu mir: „Magenkatarrh hat der Mann?“ Ich stand stramm, Hände an der Hosennaht und schnarrte im dienstlichsten Tone: „Herr Oberstabsarzt H... haben befohlen, daß der Mann Magenkatarrh hat.“ Münnich nahm mir sozusagen Maß; ich glaube, er unterdrückte ein Lächeln und fragte: „Und was hat er wirklich?“ Auf meine Antwort: „Pleuritis bis zur zweiten Rippe“ untersuchte er erst gar nicht, sondern ließ den „Dieulafoy“ kommen; wir machten die Punktion und entleerten nahezu fünf Liter Sekret. Ja, ja: preußische Disziplin! Der Vorgesetzte weiß es selbstverständlich immer besser! Man kennt den alten bitteren Scherz, Meldung des Lazarettgehilfen: „Der Simulant von Saal drei ist heute Nacht gestorben, Herr Oberstabsarzt.“ Ich habe als Arzt und als Soziologe viel gelernt in jener Zeit.

Zum begeisterten Militaristen hat sie mich nicht erzogen.

Als ich diese Sache hinter mir hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als „meinen Laden“ aufzumachen, wie wir jungen Mediziner uns selbstverspottend auszudrücken pflegten. Ich blieb bei meinen Eltern in der Eichendorffstraße wohnen, die mir ein großes Zimmer als Sprechzimmer und für die betreffenden Stunden meines Vaters Studierzimmer als Warteraum zur Verfügung stellten, und ließ schweren Herzens das Schild anfertigen, das mir die Patienten zuführen sollte. Schweren Herzens! Ich habe nichts höher geschätzt und so teuer bezahlt während meines ganzen Lebens als meine Freiheit; ich habe bis in die letzten Jahre hinein mehrfach die allerlockendsten Angebote, gegen ein für meine Gewohnheiten ungeheures Gehalt als Bankdirektor, Chefredakteur, Verlagsdirektor und dergleichen mich, d. h. meine Zeit ganz zu verkaufen, ohne Besinnen abgelehnt, weil ich meiner Arbeit gehörte; noch 1918 hat mir Albert Ballin ein Angebot gemacht, das einen unbesoldeten Mann — das war ich damals noch —, der Frau und Kind hatte, schwindlig zu

machen geeignet war: ich war bereit, meine halbe Zeit zu verkaufen, die ich ohnehin immer aufwenden mußte, um „meinen Stiebel zu machen“, d. h. marktgängige Ware schriftstellerischer Natur für das zahlende Publikum zu liefern: aber auch er verlangte den ganzen Mann und mußte ihn verlangen, und ich lehnte ab. Da mag man sich vorstellen, wie schwer es dem Dreiundzwanzigjährigen wurde, sich selbst sozusagen einzusperren. Aber es blieb mir kein anderer Weg, „der Knüppel lag beim Hunde“; leider habe ich damals nicht daran gedacht, daß man als Schiffsarzt in die Welt gehen konnte; sonst hätte ich wahrscheinlich meine Niederlassung hinausgeschoben und mich zu höherem Alter und höherer Reife wachsen lassen.

Die Praxis war zuerst natürlich winzig, wuchs aber von dem Augenblick an schnell, wo ich, von Ernst Leyden und anderen meiner Lehrer warm empfohlen, als Arzt auf der Sanitätswache in der Eichendorffstraße angestellt wurde. Bei Tage war sie eine Barbierstube, deren Inhaber, der alte Regenstein, ein sehr tüchtiger Heilgehilfe und namentlich ein über ganz Berlin berühmter Zahnbrecher war. Ich habe die Stellung dort ungefähr zwei Jahre lang innegehabt; wir waren unser zwei Ärzte und wechselten von Woche zu Woche. Es war ein recht anstrengender Dienst, zumal sich nun für mich alle gesellschaftlichen Verpflichtungen und sonstigen Vergnügungen auf die freie Woche konzentrierten; ich habe in diesen zwei Jahren durchschnittlich wohl kaum fünf Stunden Schlaf gehabt. Aber ich hatte gute Erfolge, kam schnell zu einem für meine Begriffe und Gewohnheiten sehr erheblichen Einkommen, konnte meine Eltern dazu bewegen, für Wohnung, Ernährung und Bedienung doch wenigstens die nackten Selbstkosten von mir anzunehmen, konnte meine liebe Mutter zum ersten Male seit ihrer Heirat zu einer Reise nach Tirol und Oberbayern mitnehmen. Ich mußte sie geradezu zwingen. Wenn es ein Fehler war, so hatte sie den einen Fehler: sich durchaus nichts gönnen zu wollen. Es wurde meine schönste Reise, und nie habe ich mein Geld mit größerem Erfolg und Genuß ausgegeben. Als der alten Dame beim Anblick des tief herab vergletscherten Sorapis die Augen überliefen, hätte ich mit keinem König getauscht.

Die Eichendorffstraße, dicht am Nordende der nordsüdlichen Hauptader Berlins, der Friedrichstraße, und am Stettiner Bahnhof gelegen, gehörte damals zum Quartier latin, das sich, wie mir scheint, seitdem mit der Verbesserung der Transporteinrichtungen immer mehr nach der Gegend des Zoologischen Gartens und dem Savigny-Platze hin verlegt hat. Das heißt, es gab dort viel Kleinbürgertum, namentlich von alten Leuten, die von der Vermietung der Zimmer an die Studenten lebten, und kolossal viel Prostitution. Es gab außerdem sehr viele Arbeiter, wenn auch nicht gerade von der alleruntersten Schicht der Lumpenproletarier; mehr Gelernte als Ungelernte.

Hier sah ich zum ersten Male mit immer wachsendem Verständnis und immer größerem Grauen in das Medusenantlitz der sozialen Frage. Es war eine Kleinleutepraxis, oft sogar eine Armeleutepraxis; es kam immer öfter vor, daß sich ganz arme Familien an mich statt an den offiziellen Armenarzt wendeten; das ganze Elend der Großstadt entblößte sich vor meinen Augen, und die soziale Bedingtheit so vieler Krankheiten drängte sich mir auf. Als Arzt der Sanitätswache hatte ich häufig die Folgen von schweren Schlägereien zu behandeln. Einmal wurde ich in das fürchterlichste Milieu berufen, das ich jemals betreten habe: eine alte Dirne war von ihrem Zuhälter, angeblich mit einem zerbrochenen Teller, wahrscheinlich aber mit einem gefährlicheren Instrument, schwer verletzt worden; der Rand des Schulterblattes lag frei in der klaffenden Rückenwunde. Alle paar Wochen wurde ich in eines der finsternen kleinen Absteigequartiere jener Gegend gerufen, um einem Selbstmörderpaare die Totenscheine auszustellen; und ich hatte eine ganz regelmäßige Einnahme aus der Bescheinigung von blauen Flecken und derartigen kleinen Schäden, Attesten, die der erfolgreichen Anstrengung eines Prozesses dienen sollten. Entsetzliche Roheit, beschämende Unbildung, gräßliche Unwissenheit!

Und die übrige Praxis? An der Spitze marschierte die tödliche Seuche, die damals noch die Säuglinge der Großstadt mehr als zehntete: die Kindercholera, die Sommerdiarrhøe, die mir selbst vor langer Zeit meinen geliebten kleinen Bruder Georg geraubt hatte. Wir kannten die Ursache: verdorbene Milch und schlechte

Luft in den überhitzten Mietskasernen, in die auch die Nacht keine Kühlung bringen konnte, weil die aneinandergedrängten Mauermassen nachts die Hitze ausströmten, die sie am Tage aufgesogen hatten. Vor allem in den engen Höfen mordete die Seuche. Ein berühmter Arzt sagte damals in bitterer Empörung: „Die armen Kinder werden erst auf dem Totenbette kühl.“ Wieviel Totenscheine habe ich ausgestellt für solche Würmchen, die ich vorher nie gesehen hatte! Der Tod hatte sie fast mit der Geschwindigkeit eines Blitzes dahingerafft. An zweiter Stelle kam der Zahl nach die Tuberkulose, namentlich in ihrer Gestalt als Lungenschwindsucht. Wir hatten gerade damals begriffen, daß dieses Leiden dort, wo keine Erblichkeit vorliegt, im Anfangszustande fast immer heilbar ist, wenn man nur die Kranken lange genug in guter Luft bei reichlicher Ernährung pflegen und sie dauernd den Schädigungen ihres Berufes entziehen kann. Hier handelte es sich in der Regel um Menschen mit unbelasteter Aszendenz, um ursprünglich gesunde und starke Männer und Frauen, die den Einwirkungen des Fabrikstaubes, der licht- und luftlosen Wohnung und der unzureichenden Ernährung verfallen waren, oder die sich im Zusammenleben mit anderen Kranken infiziert hatten. Man mußte sie sterben und die Familien zugrunde gehen lassen; gelang es einmal, einen in eine der wenigen damals vorhandenen Anstalten zur Aufnahme zu bringen, so war das fast immer nur eine Atempause; er mußte zurück in seine Beschäftigung, und das gefräßige Tier in seiner Lunge wurde seiner Herr. An dritter Stelle stand die Unzahl der künstlich herbeigeführten Fehlgeburten, die ich nachzubehandeln hatte, verbrochen in schmutzigen Winkeln von noch schmutzigeren Weibern, die ihren Opfern den letzten Pfennig aus der Tasche zogen und oft genug ihnen dauerndes Siechtum oder gar den Tod brachten. Und dann das Heer der Geschlechtskrankheiten, die Prostitution aller Schattierungen, von der eleganten Freundin mehrerer Männer bis herab zur völlig verkommenen unseligen „Tippelschickse“: „der Menschheit ganzer Jammer“ faßt mich noch heute an, wenn ich an all das Elend zurückdenke, das wie ein gespenstischer Film an mir vorüberglitt. Es gibt noch heute Fachmänner, die die Welt durch eine rosige Brille sehen und an-

nehmen, „que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles“, um mit Voltaires „Candide“ zu sprechen: ich wünschte den Herren ein paar Monate Praxis in einem großstädtischen Slum! Selbst der humane Schmoller fragte mich einmal in seinem Seminar, ob ich (ich war ja in seinen Augen ein Utopist) es für möglich hielte, die Tuberkulose auszurotten. Er war doch betroffen über meine Antwort: „Es ist durchaus möglich und notwendig, sie als eine Volksseuche auszurotten, die die Plusvarianten, die von Haus aus kraftvollen und gesunden Mitglieder der Gesellschaft, befällt; es ist unmöglich und nicht wünschenswert, sie als den Gärtner auszurotten, der die Minusvarianten ausjätet; denn nur dadurch kann die Gesamtheit zu höherer Kraft und Gesundheit gelangen.“ Wir haben das Wochenbettfieber so gut wie ausgerottet, dem in früheren Zeiten unzählige junge Mütter erlagen; wir sind so ziemlich aller akuten Epidemien Herr geworden; wir dürfen nicht ruhen, bis die Volkskrankheit der Tuberkulose ihnen gefolgt ist. Mich haben die Erfahrungen jener Jahre zum gläubigen Sozialisten gemacht, und ich habe, da ich den Kommunismus aller Spielarten aus guten wissenschaftlichen Gründen verwerfen mußte, rastlos einen anderen Weg gesucht, der uns aus diesem ganzen Jammer herausführen kann, und ich bin überzeugt, ihn gefunden zu haben. Davon ist hier nicht zu reden.

Als ich einige Jahre später heiratete, ließ ich mich dazu verführen, im nördlichsten Teile der Friedrichstraße, in einem sehr eleganten Hause mit geschmiedetem Haustore und teppichbelegten Marmortreppen, Wohnung zu nehmen. Es war ein schwerer Fehlgriff: die kleinen Leute wagten sich nicht in das feine Haus, die Praxis ging zurück, und so ging mir, ganz abgesehen davon, daß ich mich auf das äußerste einschränken mußte, um durchzukommen, die größte Freude verloren, die mir meine Tätigkeit bis dahin gebracht hatte, die Freude, die der Mensch immer dann empfindet, wenn er etwas wachsen sieht, das sein ist: Kinder, einen Garten, ein Werk. Ich versuchte es, mich als Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten umzustellen; ich hatte mir mehrere Jahre hindurch bei Hermann Krause die nötige Ausbildung verschafft. Aber das war noch

weniger befriedigend und materiell nicht ersprießlicher; neue Interessen drängten mich zu neuer Arbeit, auch das lockerte die Wurzeln, mit denen ich in dem Boden eines mir von Haus aus nicht angemessenen Berufes haftete; und so kam es schließlich dahin, daß ich die Praxis abgab. Das geschah im Jahre 1895 faktisch und Anfang 1896 in aller Form. Ein neues Kapitel hatte für mich begonnen.

JUGENDFREUNDSCHAFTEN

Ich denke an die fröhliche Bande zurück, die während der Ersten Semester meiner Berliner Studienzeit mit mir den Berliner Norden unsicher machte, deren junge Köpfe so schnell aus dem Fenster fuhren, wenn unten das Signal „Kuckuck“ ertönte, die immer bereit waren, sich an jedem Spaß zu beteiligen — und mir klingt das alte trübe Lied von der „Saale im Tale“ durch das Herz: „Wo seid ihr zur Zeit mir, ihr werten Gefährten geblieben? vertrieben im Wechsel der Zeit“. Überflüssiges Geld hatte keiner von uns; ich verdiente mir mein Taschengeld mit Stunden geben, und zum Schuldenmachen war ich denn doch zu bürgerlich erzogen. Höchstens, daß ab und zu meine Uhr „hebräisch lernen“ mußte. Aber das alte Wort bestätigte sich auch an uns: „Ein vergnügter Dalles geht über alles.“ Einer half dem andern nach Kräften, und dann war da wohl auch mal ein lebenswürdiger alter Herr, der nicht Skat spielen konnte, aber darauf bestand, es dennoch zu spielen. Saßen wir da einmal in einem Kneipchen und hatten noch schweren Durst, aber gar kein Geld mehr. Da tat Gott ein Wunder. Ich fummelte an meinem Portemonnaie herum, wo, um mit Scheffels unsterblichem Pumpus von Perugia zu sprechen, „nur der Klang des Leeren wohnte“, und fand in einer versteckten Seitentasche sechs der winzigen silbernen Zwanzigpfennigstücke, die die Berliner als Fischschuppen bezeichneten; sie sind dann bald als allzu unpraktisch aus dem Verkehr zurückgezogen worden. Ich muß sie in einem Dämmerzustande dort verhört haben. Da erprobte sich das

Weber-Fechnersche psycho-physische Grundgesetz an uns, daß man nicht den absoluten Wert eines Eindrucks erfühlt, sondern die Differenz zwischen dem vergangenen und dem neuen Eindruck. Mathematisch betrachtet ist die Differenz zwischen „Null, Komma, Nischt“ und etwas Geld fast unendlich. Und wirklich war unser Glück unendlich. Es langte noch zu sieben Schoppen und einem fürstlichen Trinkgeld!

Zu dieser Bande, die fast täglich am Tisch meiner Eltern ihre „Stullen“ verzehrte (meine Schwester Elise bildete sich damals zu einer perfekten „kalten Mamsell“ aus, denn der Appetit der Gäste überstieg jede Vorstellung), gehörte ihr Verlobter, der jetzige wohlbestallte Geheime Hofrat Professor Dr. Georg Steindorff, der Ägyptologe der Leipziger Universität, der sich seine geradezu sprichwörtliche Fröhlichkeit und seinen treffenden Witz bis auf den heutigen Tag, trotz weißer Haare und vielleicht nicht ganz unverdienten Podagras, bewahrt hat. Ich möchte wenigstens einen seiner ausgezeichneten Witze der Vergessenheit entreißen. Am Turm der „Bugra“ (Buch- und Graphische Ausstellung) im Unglücksjahre 1914 trug eine Sonnenuhr die gedankenvolle lateinische Inschrift: „Mors certa, hora incerta“ (Der Tod ist gewiß, die Stunde ungewiß). Er übersetzte: „Totsicher geht die Uhr falsch“. Mindestens ebenso vergnügt war sein jüngerer Bruder Paul, ein Studierender der Musik, der vor einigen Jahren als vergötterter Chordirektor in San Franzisko verstorben ist. Der Dritte im Bunde war mein lieber, gleichfalls hinübergegangener Vetter Gustav aus Heiligenstadt, weiland Sanitätsrat in Halle, der vierte ein Jurist, einer meiner früheren Mitschüler, Emil Sachs, den nun auch schon lange der Rasen deckt, und ein junger Türke, unser Mezzofanti. Er war spaniolischer Jude; diese Emigranten haben bekanntlich ihr Altkastilianisch mit der gleichen Treue festgehalten wie die aus Deutschland vertriebenen Juden Rußlands, Polens und Rumäniens ihr Mittelhochdeutsch, das noch heute den verbreitetsten deutschen Dialekt darstellt, das mit Unrecht sogenannte „Jiddisch“. Unser Eskenazi, genannt „Nazi“ oder „der Türkenturkel“, sprach also als eigentliche Muttersprache spanisch, als englischer Untertan englisch, als Bewohner Konstantinopels türkisch und, als die

Sprache seiner Amme, armenisch. Er hatte in der französischen Schweiz das Gymnasium besucht und in Deutschland studiert. Auch diese beiden Sprachen, und nebenbei Italienisch, beherrschte er vollkommen, und zwar das Deutsche, das er in Leipzig gelernt hatte, im unverkennbarsten „Säcks'sch“. Die Fliegenden Blätter brachten damals die niedliche Geschichte, die wir eingeschickt hatten: Ein Sachse fragt in Paris einen Passanten nach dem Wege; der antwortet im Leipziger Dialekt deutsch; und auf die frohe Frage: „Se sinn wohl ooch aus Laibzg?“ erhält der Sachse die Antwort: „Nee, mei Kutester, ich bin Sie ä Tärke, awer ich hab Sie in Laibzg studiert“.

Ich unterbreche mich, um ein Wort über das Jiddische zu sagen. Würde es nicht hebräisch geschrieben und gedruckt, so würden die Deutschen es anders beurteilen und vielleicht seine Träger anders behandeln. Professor Höniger sagte mir einmal im Berliner Dozentenzimmer: „Es ist ein Skandal! Da haben wir das unverschämte Glück, daß das begabteste und verbreitetste Handelsvolk der Welt unsere Sprache spricht, und machen es uns zu Feinden. Was würden die Engländer aus dieser ungeheuren Chance gemacht haben?!“ Und als ich als Leiter des „Komitees für den Osten“, das sich im Weltkriege der Juden Polens nach Kräften annahm, eine Denkschrift über den Gegenstand anfertigen ließ, in der einige jiddische Geschichten und Gedichte mit deutschen Buchstaben transkribiert waren, rief Graf Oppersdorf in höchster Aufregung aus: „Das ist eine Revelation; das muß Majestät sehen.“ Die Juden waren denn auch überall die Dolmetscher unserer Truppen; sie hatten dafür später vielfach schwer zu leiden, ohne daß sie von den Deutschen durchschnittlich anständig behandelt worden wären. War da in Kowno ein alter, über die Grenzen seiner Heimat berühmter Arzt, der im Anfang des Krieges ein Krankenhaus musterhaft leitete. Nach einiger Zeit wurde das Lazarett einem deutschen Oberstabsarzt übergeben, und als der alte würdige Herr seinem Nachfolger die Honneurs machen wollte, hieß es: „Scheren Sie sich weg, Sie dreckiger Jude!“ Hugo Ganz schrieb einmal von der „borussischen Wolfsfratze“, wir haben es glänzend verstanden, uns Sympathien zu verschaffen: Beweis,

das deutsche Elsaß, das wir in einem halben Jahrhundert nicht für uns gewinnen konnten; und die Engländer konnten sich schon nach zehn Jahren auf ihre Buren verlassen! Ja, ja: wir Europäer müssen den Indern und Chinesen „die Kultur bringen“! Wie sagt Kipling: „The white man's burden“!

Nicht bitter werden! Der Mensch ist nicht gut und nicht böse, er folgt dem Gesetz des geringsten Widerstandes. Je nachdem die Verhältnisse sind, benimmt er sich anständig oder unanständig; Macht wird immer mißbraucht: darum soll man nicht versuchen, die Menschen zu bessern, sondern soll die Verhältnisse ändern, soll Macht ausrotten. Und das ist möglich. Es muß und wird immer Führerschaft geben, aber es hat in vielleicht hunderttausend Jahren menschlicher Geschichte keine Herrschaft gegeben; die gibt es erst seit etwa fünftausend Jahren, und die wird es sicherlich keine fünfhundert Jahre mehr geben. Also: nicht bitter werden! Erzählen wir uns lieber eine kleine Schnurre, die ich mit dem guten Nazi auführte. Wie haben wir beide darüber gelacht, als ich ihn, kurz vor seinem Tode, im Wiener Parksanatorium besuchte!

Er war mindestens so gutmütig wie mein Vetter. „Mit dem kannst du betteln jehn“, sagt Berlin. Als ich eines Tages für Waldeyer paukte, schien die Spätsommersonne allzu lockend in mein Fenster; ich packte mein Buch ein, rief mein „Kuckuck“ und nahm den Freund mit in den Tiergarten. Ich büffelste im Gehen, daß mir der Kopf rauchte, während er geduldig neben mir hertrabte. Dann mußte er mich abhören. Immer eine Viertelstunde lernen, fünf Minuten abhören. Zuletzt fühlte ich ein menschliches Rühren und lud ihn zum Frühstück im Zelt II ein, das damals von einem Bekannten, Herrn Pickard, geleitet wurde. Eine Wiener Wurst und ein Seidel! Unter einem Vorwand ging ich hinaus, zahlte und studierte dem Kellner seine Rolle ein. Dann, als wir ausgetrunken hatten, schlug ich gegen das leere Glas: „Kellner, zahlen!“ — „Aber, meine Herren, heute ist doch Montag!“ Der Mann machte seine Sache ausgezeichnet. „Was soll das heißen?“ — „Ja, wissen Sie denn nicht, daß Herr Pickard am Montagvormittag von den Stammgästen nicht bezahlt nimmt?“ Wir gingen fort. Was ich erwartet hatte, trat

pünktlich ein. Der Türkenturkel trat am folgenden Montag morgens um zehn Uhr an: „Gehen wir in den Tiergarten?“ — „Sache wie'n Boom.“ Wieder wurde gearbeitet, und um zwölf sagte der Unglückliche: „Jetzt gehn wir zu Pickard.“ „Jemacht! Aber heute bezahlst du.“ Er grinste voll seligen Vertrauens: „Natürlich, heute bezahle ich.“ Zwei Beefsteak mit Ei, eine Flasche guten Bordeaux. „Kellner, zahlen! Was bin ich schuldig?“ „Vier fünfundsiebzig.“ Er war sofort im Bilde, lachte mir Beifall und sagte nur in zärtlichem Tone: „Schweinehund!“ Es tat ihm nicht weh: er hatte den größten Wechsel von uns allen.

Das war der erste Kreis meiner Jugendfreunde. Er flog bald in alle Winde, aber mir wurde Ersatz in einigen Menschen großen Formats. Da war ein Försterssohn aus Cremmen in der Mark in die „Hevella“ eingetreten, ein bildschöner schlanker Bursch mit großen strahlenden Augen unter einer hohen lichten Stirn. Er hieß Richard Dehmel. Der schloß sich mir aufs engste an; er wurde mein Leibfuchs und später mein Schwager. Ein schwacher Fechter; aber er „stand“ wie eine Mauer und brachte dieselbe Gläubigkeit und noch viel mehr Schwung in die Burschenschaft ein wie ich. Er war mit Leib und Seele dabei. Ich fand unter meinen alten Briefen einen, in dem er mir schrieb, es sei doch vielleicht das höchste Ziel, an einer Kugel als forscher Bursch zu sterben. Es schwebte damals eine „Pistolenkiste“, aus der zum Glück nichts wurde; sie hätte Deutschland vielleicht einen seiner besten Männer und größten Dichter gekostet:

Hier ein Römer voller Rheinwein,
dort ein Paßglas voller Dünnbier,
's wär doch schade, jammerschade.

Das steht in Baumbachs „Pate des Todes“. Es hat sich mir eingeprägt, weil zu der Zeit, als Baumbach große Mode war, zwei meiner nächsten Freunde im Pistolenduell fielen: mein Konfuchs Belgard in Freiburg und mein guter Freund Blum. Aus jenem Briefe sprach deutlich genug das Grauen vor dem Philisterium, dem „bürgerlichen Beruf“, in das sich das freie Waldtier doch für einige schwere Jahre fügen mußte, als er meine Paula heiratete. War das ein Stürmer! Brausende Leidenschaft,

„skythisch wilde Sinnlichkeit“, die hat er sich in seinem Gedicht „Das Heine-Denkmal“ selbst bescheinigt. Ein Rebell bis in die letzte Kleinigkeit hinein. Er bewarb sich sogar um Redakteurstellungen in Briefen, deren wundervolle Handschrift wohl den gebildeten Mann und zugleich den Künstler verriet, deren Orthographie aber ganz seine eigene war. Er war jedes Semester für ein anderes Fach immatrikuliert: Theologe, Mediziner, Naturwissenschaftler, wenn ich nicht irre, und machte dann, um einen Abschluß zu haben und heiraten zu können, seinen Doktor in Nationalökonomie, einer Wissenschaft, von der er ganz bestimmt drei Monate zuvor nicht das mindeste gewußt hatte, mit einer Arbeit über die Feuerversicherung. Sie trug ihm die Stellung als Sekretär eines Verbandes ein, in der er, Pegasus im Joch, sich quälte, bis Tante Auguste, Paulas gute Pflegemutter, dem Paar eine kleine Rente hinterließ, von der es sehr bescheiden leben konnte. Und doch war jene Zeit des Drucks seine fruchtbarste Zeit, seine herrlichsten Gedichte entstanden damals. Ich möchte glauben, daß es dem Künstler ganz im allgemeinen grundsätzlich sehr gesund ist, wenn er im Hauptamt ein Handwerk ausübt, von dem er lebt: er braucht dann nicht von der Kunst, er kann für die Kunst leben. Die Spartaner wußten, warum sie das Gesetz erlassen hatten, daß der Mann seine Frau nur heimlich besuchen darf: alle Sehnsucht wird gespannt, wo ihr Hindernisse im Wege stehen, und alle Inbrunst erlischt leicht, wenn der Weg zum Ziele gar zu offen liegt.

Einige seiner schönsten Gedichte hat Richard auf meinem Sofa in der Eichendorffstraße gemacht. Er war einmal wieder von Hause verstoßen, sein Gönner, der Jagdpächter seines Vaters, hatte sich von ihm losgesagt, und er war ohne Mittel. Ich teilte meine Bude und mein Stundengeld mit ihm. Da las er mir, wenn ich aus der Klinik heimkam, die Verse vor, z. B. das prachtvolle Gedicht, das mit den Worten beginnt: „Oh, wenn der Kuß doch ewig dauern möchte“, und das damals noch schloß: „O Anna, Anna, komm in meine Arme.“

Die Anna! Ich sage nicht, wie sie mit ihrem Vatersnamen hieß, und nicht, wo sie wohnte. Denn ich habe sie wiedergesehen! Als ich eines Tages, noch in Berlin, die Vorlesung beendet

hatte, stand ein ziervolles altes Dämchen vor mir, die grauen Löckchen an den Schläfen kunstvoll gebrannt, auf dem feinen Näschen einen Zwicker: „Herr Professor, kennen Sie mich noch?“ Und auf mein verlegenes Kopfschütteln: „Ich bin die Anna . . .“ Mehrfache Großmutter in Ehren! Und was war es für ein süßes, heißes Mädel gewesen! Die beiden flammten, wenn sie sich sahen; daß sie wirklich jemals zusammengeflammt seien, bestritt sie mit tugendhafter Entrüstung. Ogottogottogott: „Schön war die Jugend, sie kommt nicht mehr.“

Was soll ich viel von Richard erzählen?! Man kennt sein Leben und sein Werk. Ich denke an seine Hochzeit, wo die Freunde, Karl Ludwig Schleich und die anderen, die wunderbare Streichmusik darbrachten, und er sich selbst die Trauredete hielt, so gotteslästerlich und doch so von Herzen fromm: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst mich ehren“ und dann das Gegenversprechen: „Ich will dich heiligen.“ Ich denke an die vertrauten Abende an seinem Tische, erst in der Lothringer Straße 15, dann im Gartenhause in Pankow, an unsere unerhört schöne Wanderung durch die oberbayerischen Berge, hinauf zur Benediktenwand, wo über dem Abgrund am Kreuz das herrliche Gedicht entstand: „Noch einen Schritt, dann stürzt dein Leben zerschmettert in die Schlucht hinab“, und weiter unten die trotzigsten Verse: „Ich kam mit meiner Alpenstange“. Damals arbeitete ich in Tutzing am Starnberger See an meiner „Siedlungsgenossenschaft“; es war im Sommer 1895. Wir waren beide voll von unseren Entwürfen, und unser Gespräch ging durch alle Himmel und Höllen. Schleich nannte das „Koks abladen“. Dieser Gedankenaustausch in dieser Natur: ich habe nie wieder so Großes erlebt. Er hatte damals seine Periode des heiligen Franziskus oder Buddha. Auf den Almen unter der Benediktenwand waren wir von ganzen Wolken von Viehbremsen umgeben, die ich inbrünstig hasse; ich muß irgendeinen Geruch an mir haben, der die Bestien wild macht; sie stürzen sich namentlich wie toll auf meine Ohren. Ich schlug verzweifelt um mich; er schritt unberührt voran und sagte lächelnd: „Du mußt sie lieben.“ Er ging weiter nach Tölz, meiner Erinnerung nach zu Dauthendey, dem franziskanischen Seelenverwandten, ich kehrte an meine

Arbeit zurück. Dann hat uns das Leben eine Zeitlang getrennt; ich mußte meiner Schwester selbst dazu raten, sich scheiden zu lassen, nicht wegen der Untreue, die die sehr kränkliche Frau dem stürmischen Manne gern verzieh, sondern weil dieser Vivisektor der eigenen Seele auch mit denen der anderen in göttlicher Grausamkeit experimentierte: „Oh, Geliebtes, deine höchste Wonne und dein tiefster Schmerz sind mein Glück.“ Ich mußte ihm schreiben: „Ich weiß nicht, ob Du ein Übermensch oder ein Unmensch bist, ich kann nicht mehr mit Dir gehen.“ Wir haben uns beide schwer entbehrt und waren froh, als Paula, ein Herz, so groß, wie es nur der durch schwerstes Leid geläuterte Mensch werden kann, restlos verzieh. Und wir waren froh, uns wiedergefunden zu haben. Dann starb Paula, 1918, und keine zwei Jahre später ging auch er zu den Schatten, ein Opfer des Krieges, zu dem er sich im Alter von einundfünfzig Jahren freiwillig gemeldet hatte, nicht aus Hurrapatriotismus, sondern aus dem Gefühl der tiefsten sozialen Verpflichtung, wie er mir sagte: seine sozialistische Jugend trieb ihn; die aufsteigende Welle des Sozialismus, der damals noch gläubig war, hatte ihn zu der Höhe emporgetragen, die seine große Zeit auszeichnet, die Zeit, in der die ewigen Gedichte entstanden: „Die Mühle“, „Der Arbeitsmann“, „Zu enge“ und vor allem das erschütterndste: „Der Märtyrer“. Als die Welle sank, als der Glaube verflog, als das Salz des Sozialismus dumm wurde, war es für ihn aus mit der großen Kunst. Ich darf meinem Schicksal danken, daß es mir den Glauben erhielt.

Lieber als an diese letzte Zeit einer tiefen und stürmischen Männerfreundschaft denke ich an die glückseligen Stunden, die ich in seinem Elternhause am Cremmerdamm verbrachte. Es wurde auch mir fast ein zweites Elternhaus, seine beiden blonden Schwestern, Lotte und Hanne, seine beiden Brüder, Otto der Brauer und Karl der Müller, wurden mir wie Geschwister. Noch heute sagen Lottes Kinder „Onkel“ zu mir, und ich glaube, ich bin ihr liebster Onkel. Seine Mutter, eine schlanke Frau, „grade wie ein alter Ritterspeer“, sagt Gottfried Keller, war die freundliche Seele des Hauses, eine sanfte kluge Frau, eine echte Mutter, die ihre wilden Jungen mit einem bittenden Wort zu Kreuze

kriechen ließ. Sie ist, steinalt, über neunzig, erst vor ganz kurzer Zeit ihrem Gatten gefolgt. Der war knorrig, wie einer der Stämme seines Eichenhains, scharfe Hakennase zwischen zwei blitzenden, dicht zusammenstehenden Augen, mächtiger grauer Vollbart, der es doch nicht vermochte, den um die Lippen spielenden Schalk ganz zu verstecken. Er wurde mein Lehrmeister in der edlen Jägerei; so sehr er mich liebte, er konnte es nie unterlassen, mir einen lustigen Streich zu spielen. Gleich das erstemal, als er mir die Flinte gab und mich am Rande eines Hölzchens anstellte, während er selbst mit den anderen als Treiber „durchtrat“, verspottete er mich mitleidlos, weil ich meinen ersten Hasen gefehlt hätte; und der lag doch mausetot vor seinen Augen: der arme Lampe war, wie ich das später oft gesehen habe, mit den Schrotten im Leibe noch dreißig Meter gelaufen, ehe er sich hintat, und ich konnte es nicht sehen, weil die Waldecke dazwischen war. Dann setzte er mich eines Abends auf einen Hirsch an, in der „Adderlake“; unzählige Mücken haben dort im Moor ihre Brutstätten. „Nicht das Auge im Kopfe rühren, sonst ist der Geweihte heidi“, belehrte er mich, als er mich bei sinkender Sonne allein ließ. Ob er wirklich dort einen Hirsch ausgemacht hatte, weiß ich nicht; die Spuren hatte er mir nicht gezeigt. Jedenfalls sah ich an diesem Abend kein Wild, aber die Mücken sahen oder rochen mich. Und ich durfte doch kein Auge im Kopfe rühren! Ich war heilfroh, als das Büchsenlicht geschwunden, und die Zeit zum Heimmarsch gekommen war; ich konnte am nächsten Tage kaum durch die verschwollenen Lider sehen. Ein andermal stieg der alte Schelm morgens um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr aus dem Bette, nur um die jungen Hähne aus dem Stall zu lassen. Ich war an diesem Abend erst am anderen Morgen von einem Tanzvergnügen mit Richard nach Hause gekommen. Die lieben Vögel setzten sich auf das Spalier vor den Fenstern meines Stübchens und gaben sich Gesangsstunde, stundenlang, stundenlang! „Solch ein Lied, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann.“ „Na, Fränzeken, wie haste geschlafen?“ Ich war ihm aber dieses Mal gewachsen: „Ganz ausgezeichnet, Onkel Dehmel.“ — „Nischt gehört?“ Ich log schamlos: „Nee, wat denn?“

Ach, unsere meilenweiten Streifen mit der Flinte auf der Schulter und dem getreuen Tell an unseren Hacken, durch das große Revier der Stadtforst und über die weiten Feld- und Wiesengründe, wo die Völker der Rebhühner lagen! Er war ein bedachtsamer Mann, von dem ich unendlich viel über Welt und Menschen gelernt habe. Er ließ sich kein X für ein U machen. Ich segne sein Angedenken.

STURM UND DRANG

Richard Dehmel lebte in Neunkirchen als sehr widerwilliger und widerborstiger Tintenkuli einer Zeitung, die dem „König Stumm“ leibeigen war, als die Trennung zwischen mir und der „Hevella“ sich vollzog. Er nahm empört meine Partei; die Folge war, daß man ihm einen Prozeß machte und ihn wegen Unterschlagung von Couleurgeldern cum infamia dimittierte, d. h. ehrlos machte. Er appellierte an den allgemeinen Verband in Eisenach und erreichte seine glänzende Rechtfertigung. So hatte auch er die bundesbrüderliche Treue kennengelernt! Viele Jahre später, so erzählte er mir, bot die Burschenschaft dem nunmehr berühmten Dichter, der sich als „Tafelaufsatz“ so ausgezeichnet gemacht hätte, das Alte-Herren-Band an. Er lehnte kühl ab. War über all den verstaubten Kram auch weit hinausgewachsen!

Er kehrte dann nach Berlin zurück und schloß sich unserer kleinen Gruppe junger Stürmer und Dränger an. Zu ihr gehörte zunächst mein Jugendfreund und späterer Schwager — er heiratete die Schwester meiner ersten Frau — Moritz Posener, ein vielseitig begabter Mensch, der lange schwankte, ob er nicht lieber Geiger werden sollte, bevor er sich für die Malerei entschied. Er war ein bildschöner Krauskopf; ich sah einmal, wie eine Dame, die uns in der Straßenbahn gegenüber saß, als sie ihn bei zufälligem Aufsehen erblickte, buchstäblich mit offenem Munde, in verzücktem Staunen erstarrte. Wenn er bei den Künstlerfesten als Zigeunerprimas die Geige spielte, waren die

Frauen um ihn wie die Bienen um den Honigtopf. Er ist ein tüchtiger Porträtmaler geworden. Er war ein großer Sinnierer über die Kunst im allgemeinen und die Technik seiner Kunst im besonderen, an der er rastlos herumpröbelte. Er verließ bald die Berliner Akademie, mit Recht, denn ihr Direktor war damals Anton von Werner, und die „Schinkenmalerei“ war Trumpf. Er war einer der ersten leidenschaftlichen Verfechter der neuen Freilichtmalerei; eine ganze Kolonne junger Maler, von denen der bedeutendste ein gewisser Neunzig war, hausten zusammen in Prenden unweit Bernau in der Mark und porträtierten einen Kohlgarten nach dem anderen, soweit sie nicht den übermütigsten Unfug trieben, an dem wir uns gelegentlich aus Herzensgrund beteiligten.

Zu unserem Kreise gehörte ferner ein anderer junger Maler, der verwachsene, aber ebenfalls aufregend schöne Hanetzog, auch ein großer Theoretisierer in Fragen der Kunst. Er malte damals an einem ungeheuren Schinken; ich habe vergessen, was der Gegenstand war. Er ist meines Wissens nie fertig geworden, angeblich aus dem Grunde, weil die Modellgelder fehlten.

Weitaus der bedeutendste Kopf und neben Dehmel der größte Künstler dieses Kreises, aus dem ich allein noch überlebe, war der Mediziner Karl Ludwig Schleich, der Sohn eines wohlhabenden Geheimen Sanitätsrates aus Stettin, eines rüstigen alten Herrn, dem ich das herzlichste Gedenken bewahre. Auch er war ein besonders stattlicher Mensch; zu seinem hellen, leichtsinnigen Gesicht stand der blonde gewellte Schnurrbart prächtig. Er wurde uns durch seinen Vetter, den Mediziner Schreckhaase, zugeführt, der für ihn schwärmte, und in der Tat wurden unsere Erwartungen noch übertroffen. Einer der begabtesten Menschen, denen ich je begegnet bin! Er hat zunächst als Mediziner insofern bahnbrechend gewirkt, als er die sogenannte Lokalanästhesie erfand. Ich habe ihm damals regelmäßig assistiert, wozu mir meine eigene, damals schon eingeschrumpfte Praxis die Zeit ließ. Er hatte sich im südlichsten Hause der Friedrichstraße, an der Ecke des Belle Alliance-Platzes, als Chirurg und Frauenarzt niedergelassen. Das Verfahren bestand darin, daß man im Unterhautgewebe durch Ein-

spritzen eine Quaddel bildete, die sofort unempfindlich war. Hier stach man wieder ein, um die zweite Quaddel zu bilden, und so fort, bis das ganze Operationsgebiet unempfindlich war. Er nahm zuerst schwache Kokainlösungen, aber wir überzeugten uns bald, daß destilliertes Wasser das gleiche leistete: es war nur der Druck der Flüssigkeit, der die Nervenendigungen leitungsunfähig machte. Seinen ersten Versuch hat er an meinem rechten Unterarm angestellt. Als er, nachdem eine Reihe erst kleiner, dann ganz großer Operationen vollkommen geglückt war, in der Medizinischen Gesellschaft über sein Verfahren berichtet hatte, herrschte vernichtendes Schweigen; niemand glaubte ihm, man meinte, einen Marktschreier vor sich zu haben. Als Virchow, der Vorsitzende, fragte, ob jemand das Wort wünsche, meldete sich niemand. Es wäre eine schwere Niederlage geworden, wenn es mir nicht, um mit Dehmels Worten aus der „Lebensmesse“ zu sprechen, so gegangen wäre wie seinem Helden: „Da riß mich mein Herz vom Platze.“ Unter eisigem Schweigen der Versammlung betrat ich, ein wenig verlegen, aber in heiliger Empörung über die sich vor meinen Augen vollziehende schwere Unbill und Ungerechtigkeit, das Podium: „Ich habe dem Kollegen Schleich bei den sämtlichen Operationen assistiert und kann seine Angaben nur Wort für Wort bestätigen.“ Dann schilderte ich unsere Erfahrungen: wie ein Patient bei einer schweren Bauchoperation seelenruhig seine Zigarre geraucht hatte und so weiter. Besonders eindrucksvoll aber war die Schilderung eines charakteristischen Falles. Ein sehr ängstliches Kind wehrte sich verzweifelt gegen die Operation, so daß wir ihm die Chloroformmaske auflegten. Da aber bat es jämmerlich: „Ich will ganz artig sein, Onkel Doktor, nimm nur die schreckliche Maske weg“, und es lag völlig ruhig, während wir eine Drüsenausträumung vornahmen, die uns zwischen den großen Halsgefäßen bis auf die Wirbelsäule führte. Plötzlich aber schrie es erbärmlich: „Meine Brust, meine Brust.“ Erschrocken sah ich nach: Eine der gekrümmten Nadeln lag mit der Spitze auf der Haut, ohne sie verletzt zu haben. Man kann aus der übergroßen Empfindlichkeit für diese zarte Berührung ermessen, wie vollkommen schmerzlos die eigentliche Operation verlief. Merk-

würdigerweise glaubte man mir, wie ich denn überhaupt das Glück habe, daß man mir überall und immer den guten Glauben zugebilligt hat, und es war ein starker Erfolg, der sich praktisch allerdings vorläufig nur dahin auswirkte, daß die Ärzte selbst, wenn sie eines Chirurgen bedurften, sich nach dem neuen Verfahren operieren ließen. Schleich dichtete mich am nächsten Tage an. Mir ist noch der eine Vers im Gedächtnis geblieben:

„Hei, da kamst Du hinterm Busche,
wackrer Fechter, hergelaufen
und mit blitzender Kartusche
warfst Du Dich in ihren Haufen.“

Meine Erwiderung im gleichen Versmaße schloß:

„Keinen Dank, wir sind zwei Steiger,
aus der Einsamen Gemeinde.
Droben reichen sich die Schweiger
fest die Hand und sind sich Freunde.“

Die Freundschaft hat denn auch bis zu dem allzu frühen Tode des großen Menschen gewährt.

Er war auch sonst ein Mediziner von Ideen, wenn auch vielleicht nicht der vollkommene Techniker des Handwerks. Er hatte seine besonderen Vorstellungen über die Mechanik des Gehirns; er faßte die Zwischensubstanz, die Neuroglia, als eine Art von Isoliermaterial auf, das die Nervenregungen „schaltet“. Er hat diesen Gedanken wissenschaftlich und in einigen seiner sehr bekannten Bücher, z. B. „Es läuten die Glocken“ und „Vom Schaltwerk der Gedanken“ vertreten, ohne, soviel ich weiß, den Beifall der Fachleute erringen zu können. Mir fehlt die Kompetenz zur Entscheidung dieses Problems.

Damals und etwas später bei dem Skandal, den sein unvorsichtiges Auftreten vor dem „Deutschen Chirurgenkongreß“ hervorrief (er hatte sich unterfangen, auszusprechen, daß es ein „Verbrechen“ sei, jetzt noch weiter ohne Not die immerhin gefährliche Allgemeinnarkose anzuwenden), habe ich einen

14
Vorgeschmack davon bekommen, was es bedeutet, in wichtigen Dingen mit neuen, umstürzenden Anschauungen vor die Fachwelt zu treten. Nichts besser als der Fachmann, wenn es sich um bekannte und anerkannte Dinge handelt: nichts ärger als der Fachmann, wenn es sich um neue, erst durchzukämpfende Dinge handelt! Wer ihm zumutet, umzulernen, ist sein Feind und wird schonungslos bekämpft. Ich könnte davon ein Liedchen singen.

Schleich war aber mehr als nur ein Mediziner von Rang. Er war ein Cellist von Gnaden; er war die Säule der Kammermusik in meinem Hause, in der mein Mitschüler Alfred Lewandowski, ein junger Arzt, der Sohn des hervorragenden Chordirigenten der jüdischen Gemeinde, die erste, mein Schwager Posener die zweite Geige und mein Vetter Franz Davidson, ein Schüler Joachims, jetzt Kapellmeister in Buffalo, die Bratsche spielte. Er spielte außerdem trefflich Klavier, er schrieb eine glänzende Prosa und versuchte sich nicht ohne Erfolg an Novellen und anderen Dichtungen; er malte nicht übel, vor allem, wie sein Oheim, der bekannte Schleich, Landschaften; freilich betrieb er diese Kunst vorwiegend nur aus dem Grunde, um die von ihm erfundenen Farben zu probieren; er hatte das verlorengegangene Verfahren wieder entdeckt, Wachs in Wasser löslich zu machen, und benutzte diese Substanz außer zu wertvollen Salben und einer neuen, aus Wachs und Marmorstaub gemischten Seife, die die Hände vollkommen und viel schneller und ohne Schaden für die Haut sterilisierte als die bisher üblichen Verfahren, auch für die Erzeugung von Malfarben. Seine herrlichste Gabe aber war sein Gesang. Er hatte einen prachtvollen Heldenchor; sein Lieblingsmeister war sein Stettiner Landsmann Loewe, dessen Kompositionen er sämtlich in den ersten Originalausgaben besaß und uns gern hören ließ. Nicht einmal von Gura habe ich den „Oluf“ und den „Douglas“ so hinreißend vortragen hören; und wenn er die Schlußstrophe von „Prinz Eugen“ sang und die Stimme zu ihrer vollen Gewalt erhob, so glaubte man wahrhaftig, eine ganze Schwadron im Chorgesang zu vernehmen. Einmal saßen wir Freunde an einem warmen Sommerabend in einem großen Gartenrestaurant zusammen; wir sprachen von

Eichendorff, den wir alle liebten (welcher Deutsche würde ihn nicht lieben, ihn und Mörke?), und da hub er plötzlich an zu singen: „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen“; die wunderbare Stimme schwebte über den Bäumen wie eine weiße Taube, und es war wie in der Loeweschen Ballade vom „Nöck“: „Die Bäume neigen sich tief und schweigen.“ Das Stimmengewirr verstummte plötzlich, die Kellner standen wie angewurzelt, kein Teller klirrte. Und als die letzten Töne verklungen waren: „Herrgott, führ' uns liebevoll zu dir“, da brach ein Beifallsjubel aus, ein Dacapogebrüll — und Schleich warf ein Geldstück auf den Tisch: „Kommt, Jungens, kommt schnell!“ Und wir fuhren aus dem Garten, als hätten wir gestohlen.

Dieser intime Kreis kreuzte sich mit anderen Kreisen. Selbstverständlich waren wir alle Mitglieder der eben entstandenen „Freien Bühne“ und erlebten erschüttert den Aufstieg der neuen Kunst des Dramas. Hier lernte ich Gerhart Hauptmann kennen, zu dem ich in den letzten Jahren, nachdem wir lange nichts voneinander gesehen hatten, wieder in herzliche Beziehungen treten durfte, hier seinen Schwager Moritz Heimann: Max Marschalk, der Bruder der beiden Frauen, war mein Mitschüler, und ich war einige Male in seinem elterlichen Hause, als Frau Gerhart Hauptmann noch kurze Kleidchen trug: damals trugen die erwachsenen Frauen noch lange Kleider. Auch mit Arno Holz traf ich zusammen, während ich Johannes Schlaf erst später bei meiner Schwester Paula kennenlernte, mit der er innig befreundet war, ferner mit Hermann Bahr, der damals ein bildschöner, gertenschlanker Bursch war; ihm hing die oberösterreichische Rauflocke drohend über die Stirn. Er hatte die flüchtige Bekanntschaft vergessen, als er sich an einem meiner Bücher erwärmte und es in seinem „Tagebuch“ über Gebühr herausstrich. Wir haben dann die Bekanntschaft erneuert. Als er kürzlich eine Karte an mich mit den trüben Worten unterzeichnete: „Die schäbigen Reste von Hermann Bahr“, fragte ich erschrocken an, ob er leidend sei. Ich meinerseits sei zwar nicht mehr zwanzig Jahre, aber machte es doch noch leidlich. Darauf schrieb er lakonisch zurück: „Ist es denn nicht schlimm genug, wenn man nicht mehr zwanzig Jahre ist?!“

Durch die beiden Maler kamen wir in enge Berührung mit der übermütigen jungen Bande von Kunstakademikern, die sich in einem Verein, der „Pallas“, zusammengefunden hatten. Ich war häufiger Gast in den Ateliers der Akademie. Unter diesen Meisterschülern war auch Ludwig Krüger, dem Otto Erich Hartleben in seiner reizenden Novelle: „Der römische Maler“ das fröhliche Denkmal gesetzt hat. Er hat mich dann 1894 in Rom geführt, daß es ein Entzücken war; ich habe Herrlichkeiten zu sehen bekommen, die nur der Eingeweihte kennt, und er hat unseren Pakt treulich gehalten, meine allzu schmale Reisekasse nicht, wie es sonst seine berechnete Eigentümlichkeit war, durch einen Pump zu erleichtern. Selbstverständlich war er während dieser Tage mein Gast, aber er kannte sein Rom so ausgezeichnet, daß es für uns beide billiger war, als es mich allein gekostet hätte. Überall wußte er ein liebes Kneipchen, wo man für ein paar Centesimi gut und reichlich speiste. Er hat mir den einzigen Guido Reni gezeigt, dem ich jemals Geschmack abgewinnen konnte: in der Apsis eines winzigen Kirchleins, weit draußen hinter dem Kolosseum, das Freskenbild eines Engkonzerts, zart, fröhlich, süß und doch nicht im mindesten kitschig. Und was für ein Künstler in diesem verbummelten Menschen steckte, erlebte ich, als wir Pietro in Vincoli besuchten. Wir traten in die dämmernde Kirche, und da saß hinten rechts in einer Nische ein zorniger Gott, die eine Hand in den gewaltigen Bart vergraben, die andere um die Lehne des Sessels geklammert: im nächsten Augenblick wird er aufspringen, um die Frevler zu zerschmettern: Michelangelos Moses! Und Krüger flüsterte: „Wenn hier Barbaren eindringen, die würden sich scheu herausschleichen.“ Mein Detlev Liliencron hat dem gleichen Gefühl herrlichen Ausdruck gegeben, im Poggfred, in dem Cantus von der Sintflut:

Und da saß Mose, der Gesetzeskünder,
Ein erster Heiland aus dem Menschenpfuhle.
Mit seinen Brauen bändigt er die Sünder.

Aus der „Pallas“ hervorgegangen war noch eine andere Gruppe, die einen geradezu genialen Unfug trieb: der „Allgemeine

deutsche Reimverein“. Der friesische Dichter Jacobsen und ein bekannter Schlachtenmaler hatten ihn begründet. Er gab eine Zeitschrift heraus, „Die Äolsharfe“, und behauptete, ein Reimlexikon vorzubereiten, um Strebsamen die Dichtkunst beizubringen. Als Übung wurde empfohlen, irgendein bekanntes, zunächst kürzeres Gedicht „umzudichten“, wozu man die erforderlichen Reime in dem Lexikon nachschlug. So entstand z. B. das folgende hinreißend schöne Poem:

„Über allen Ulmen
ist Ruh;
in allen Kulmen
spürest du
kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen in der Ulme,
wart' nur, im Mulme
ruhest du auch.“

Jacobsen schrieb die wunderbarsten Beiträge unter dem Kriegsnamen „Hunold Müller von der Havel“. Der Name Hunold war damals durch Julius Wolfs „Rattenfänger“ bei dem Philister höchst volkstümlich und uns Literaturrebellen besonders verhaßt, die wir diese ganze „Marlitteratur“ (Apollo mag mir den Kalauer verzeihen!) empört ablehnten. Und der Zusatz „von der Havel“ mag vielleicht im Angedenken an Gottfried Kellers köstliche Novelle „Die vertauschten Liebesbriefe“ angenommen worden sein, in der ähnlich benamste „Dichter“ der Provinzfamilienblätter die ergötzlichste Rolle spielen. Dann war da noch ein anderer hochbegabter „Kommender“, der an einer phantastischen Krankheit litt: er sah in regelmäßigen Intervallen mehrere Tage lang weiße Mäuse. Hier wurden auch die ersten Schüttelreime ausgebrütet. Abschied des Matrosen: „Sie reicht ihm den letzten Mutterkuß, weil er jetzt auf den Kutter muß“, oder die erschütternde Ode vom trichinösen Schwein:

Denn du bist kein reinlich Schwein,
weil du bist nicht schweinlich rein.

Wer wird deinem Sauer trauen,
traurigste der Trauersauen?

Das einzige Mitglied dieses seltsamen Vereins, das an seine Ernsthaftigkeit wirklich glaubte, war Schlesiens große Dichterin Friederike Kempner, die damals durch eine zwerchfellerschütternde Anzeige ihrer Gedichte aus Paul Lindaus Feder über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus bekannt geworden war. In Breslau kannte sie schon längst jedes Kind, und es gab kaum eine „Studentenmimik“, in der sie nicht auf den Brettern erschien, um zumeist am Schluß vom Teufel geholt zu werden. Eins ihrer schönsten Gedichte, durch das sie sich die ewige Unsterblichkeit und einen Dauerehrensitz auf dem deutschen Parnaß erworben hat, lautete:

In den Augen meines Hundes
liegt mein ganzes Glück.
All mein Krankes, Sieches, Wundes
heilt in seinem Blick.

Und so schmückte denn auch das Bild dieser modernen Sappho, in das Auge ihres Hundes blickend, das Hauptquartier der Bande, eine Seglerbude am Tegeler See, von wo sie zu den wahn Sinnigsten Expeditionen ausschwärmte. Einmal fuhren wir, sämtlich auf das extravaganteste maskiert, lange nach Mitternacht noch ins Café Bauer, Posener diesmal nicht als Zigeunerprimas, sondern als ein greulicher Strolch, dem die mit größter Kunst blau und grün gemalten Zehen aus den zerrissenen Stiefeln ragten. Auf dem Kopfe trug er einen grauen Zylinderhut, dem mit hoher Geschicklichkeit ein Aussehen verliehen worden war, als sei er als Prachtstück aus dem Museum der Müllverwertungsanstalt geliehen worden. Er setzte sich etwas entfernt von den anderen hin, so daß die Kellner ihn ratlos anstarrten: gehörte er zu den anderen Verrückten oder nicht? An unserm Tisch bestellte einer, bei dem die französische Bezeichnung der Karte dumpfe Erinnerungen an seine Schulzeit erweckte,

folgendermaßen: „Apportez moi une ponche romaine“, der Nächste: „et à moi une ponche de sommeil“ und Georg Steindorff: „et à moi un verre d'eau — par Scribe“.

KREISE

In der Psyche des höher geförderten Menschen liegen drei Schichten übereinander. Die unterste, entwicklungsgeschichtlich älteste, ist die des subsozialen Tieres; sie besteht aus den Urinstinkten, die der Erhaltung des Lebens und der Art dienen: „Erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe.“ Die mittlere Schicht ist die des sozial gebundenen Individuums; sie enthält die im Gesellschaftsleben entwickelten Triebe, die der Erhaltung der Gesellschaft dienen, und zwar wieder in zwei Schichten von sehr verschiedenem Alter. Die ältesten sind die in Jahrmillionen entwickelten kategorischen Imperative der Pflicht, der Sittlichkeit, die jüngeren die nur in dieser Gesellschaft, nur in dieser Gruppe geltenden Normen und Imperative der Sitte. Diese letztgenannten sind es, die das Individuum nicht nur binden, sondern geradezu fesseln; sie stellen in ihrer Gesamtheit die ungeheuerste soziale Macht dar, das „Man“: „das tut man“, „das tut man nicht“. Je sklavischer das Individuum von diesem Codex beherrscht wird (die Soziologie nennt das seit Herbert Spencer „die persönliche Gleichung“), um so mehr ist er Philister. Einen Rest von dieser Sklavenkette schleppen fast alle, auch die höchstgeförderten Menschen mit sich herum, „ein Erdenrest, zu tragen peinlich“, ja, sehr oft gilt gerade für diejenigen Individuen, die sich ganz radikal von jenen Ketten befreit zu haben glauben, das andere Wort: „Es ist nicht jeder frei, der seiner Ketten spottet.“ Derjenige, der alle Bindungen leugnet und sprengt, ohne Ausnahme, auch die kategorischen der Pflicht, gerade der ist der Erzphilister: auch er ahmt nur nach, was man ihm vorahmt, nur mit dem psychologisch unwesentlichen Unterschiede, daß er immer genau das Gegenteil von dem sagt und tut, was „Man“

sagt und tut. Das ist die von Gabriel Tarde zuerst beschriebene „Imitation par opposition“, zu der nicht ein Deut mehr Gehirnschmalz gehört als zu der eigentlichen Nachahmung. Nur der ist und hat „Persönlichkeit“, der auf Grund eigenen besonnenen Entschlusses, weil er sie als unnötig oder falsch klar erkannt hat, einen Teil jener Imperative und Normen verwirft. Je mehr er sich befreit, je stolzer und stärker er sein eigenes Gesetz über sich stellt, und je gewissenhafter er ihm dann folgt, um so höher ist er auf der Leiter emporgeklommen, deren drei Stufen heißen: die führende, die schöpferische, die freie Persönlichkeit. Diese letzte Stufe, wo der „vollkommen gebildete Mensch das wirklich Vorzugswürdige fehllos erkennt und wirklich auch immer vorzieht“, haben in der Geschichte der Menschheit nur wenige der erlauchtesten Genien erstiegen.

Zu dieser Befreiung kommt der Mensch nur dadurch, daß er aus seinem engeren Kreise in andere Kreise gerät, und um so leichter, in je mehr Kreisen oder Gruppen er verkehrt. Denn jede Gruppe hat ihre eigenen Sitten und Normen, die von denen der anderen häufig stark abweichen. Wer das erlebt, dem drängt sich die Relativität aller dieser Gesetze auf, die ihm zuerst als absolut bindend erschienen: und das ist der Beginn der Entfesselung, ist das Tor zur Gewinnung eigener Persönlichkeit.

So will ich denn von den Kreisen erzählen, in denen ich mir das wenige gewonnen habe, was ich hoffe, vom „höchsten Glück der Erdenkinder“ zu besitzen. Schon in der engeren Jugendgruppe meiner nächsten Freunde war ich mit jungen Leuten verschiedenster sozialer und nationaler Herkunft zusammengekommen, deren Blickfeld und deren persönliche Gleichung anders waren als die meinen: der kosmopolitische Türke Eskenazi, der Stettiner Patriziersohn Schleich, der Sohn der försterlichen Kleinbürgerfamilie Dehmel, der verbummelte Bohemien Krüger. Bald trat diesem Kreise ein Mann bei, der zwar auch ein Bohemien war, der aber ursprünglich adliger Offizier gewesen war und sich ein gutes Stück von der persönlichen Gleichung dieser Gruppe bewahrt hatte, mindestens in bezug auf die äußere Haltung, aber sonst schon fast ganz ein völlig Freier, eine

schöpferische Persönlichkeit hohen Ranges: Detlev von Liliencron! Ich lernte ihn durch Dehmel kennen und fand in ihm den Dichter meines Herzens. Wenn du in ein geöffnetes Klavier hineinsingst, so tönen nur gewisse Saiten mit, durchaus nicht alle. Und so schwingen auch empfindende Menschen nicht mit jedem Künstler und mit jedem Kunstwerk mit, sondern nur mit denjenigen, die auf die gleiche Wellenlänge gestimmt sind. Nur der Snob, der ewig verständnislose, versucht, sich und anderen einzubilden, daß er mit aller Kunst empfinde. Freilich gibt es Künstler von so gewaltiger Vielseitigkeit, ich bin fast versucht zu sagen: Vielsaitigkeit, daß, wenn sie erklingen, jede überhaupt gespannte Saite in den Erlebenden mitschwingt; das sind die ganz großen Weltgenies, ein Shakespeare, ein Goethe, ein Michelangelo. Zu diesen Größten gehörte mein Detlev nicht, aber ich war auf ihn „gestimmt“ und schwang tönend mit, wo seine Geige oder vielleicht besser: seine Trompete klang. Ich bin ihm wohl etwas verwandt gewesen in seinem rücksichtslosen Draufgängertum: hat mir doch erst vor kurzer Zeit mein verehrter Kollege Leopold von Wiese meine „prachtvolle Raubtiernatur“ öffentlich bescheinigt, wozu ich, nebenbei bemerkt, erwiderte, daß ich jedenfalls keine „prachtvolle blonde Bestie“ sei. Ich verliebte mich leidenschaftlich zuerst in Liliencrons Gedichte und dann in ihn selbst. Ich habe in mehreren Aufsätzen, die in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“, etwa 1894, erschienen, das Publikum als einer der ersten auf den damals noch wenig bekannten Dichter aufmerksam gemacht; auf seinen und Dehmels Wunsch sind diese Aufsätze in etwas erweiterter Gestalt in dem damals bahnbrechenden Verlage von Schuster & Löffler als Buch erschienen. Es ist längst vergriffen. Das war der Beginn einer Freundschaft, die bis zu seinem Tode währte. Noch kurz vorher besuchte ich ihn in Alt-Rahlsdorf und fand ihn, wie ich einst auch Wilhelm Raabe getroffen hatte, im befriedeten Genuß seines spät erworbenen Ruhms, mit einem kleinen Anflug jenes Selbstbewußtseins, das nach Otto Erich Hartlebens köstlicher Prägung der alte Geheimrat von Goethe besaß, als „zielbewußter Klassiker“. Er war im langen Gehrock, bei Gott,

im Gehrock, und sollte gerade für ein Familienblatt photographiert werden. Ich liebte ihn um dieser kleinen Schwäche willen fast noch zärtlicher.

Damals wohnte er im eigenen Häuschen und wurde von seiner Gattin betreut, die die Kassenverwaltung in der Hand hatte. Als ich ihn kennenlernte, lebte er als Junggeselle in einem winzigen Stübchen in der Palmaille in Altona; von dem Mobilien gehörte ihm kein Stück, nur an dem großen Schreibtisch hatte er eine Art von Untereigentum. Ein Dichterverband hatte ihm das Stück geliehen, damit es nicht, als sein Eigentum, vom Gerichtsvollzieher gepfändet werden könnte. Und von Kassenverwaltung war nicht im mindesten die Rede, kaum von Kasse. Ihm lief das Geld durch die Finger wie Wasser; als ihm die Freunde eine Rente aussetzten, wurde ihm allwöchentlich die entsprechende Quote ausgehändigt: so hatte er wenigstens an vier Tagen des Monats einige Stunden lang (wenn es gut ging) Geld in der Tasche. Wenn es jemals eine „Natur“ in Goethes Sinne gegeben hat, so war es dieser stramme kleine Herr mit dem martialischen Schnurrbart und den großen lichtblauen Kinder-Augen, wie sie ein solches geniales Kind haben mußte. Suggestibel und autosuggestibel wie ein Kind, das sich ein Stück Holz mit einem Lappen herum zur herrlichsten Puppe, ja, zum lebendigen Baby umdichten kann. Er brauchte keinen besonderen „Trank im Leibe“ zu haben, um „Helena in jedem Weibe zu sehen“. Jede Bauernmagd wurde ihm, wie seinem großen Gruppen- und Geistesverwandten Don Quichotte, zur Dulcinea von Toboso und jede Schindmähre zur Rosinante, wie jeder Landwein zum Johannisberger.

Mir steht eine Szene mit besonderer Deutlichkeit vor Augen, die mir zeigte, wie sehr er sich beeindruckten ließ und zugleich, wie stürmisch er darauf reagierte. Wir kamen vom Westen her eines Nachts durch die verlängerte Zimmerstraße, die Prinz-Albrecht-Straße, geschlendert. Vor dem Kunstgewerbemuseum sahen wir uns ein seltsames Paar entgegenkommen, einen Riesen und einen Zwerg, Meyerheim, den witzigen Urberliner, den berühmten Genre- und Tiermaler, und — Menzel. Ich flüsterte ihm den Namen zu, da machte er Front wie vor dem Kaiser,

riß den Hut herunter und stand lange, den beiden nachschauend. Und dann hauchte er begeistert: „Der ist ja unermeßlich klein.“

Seine Träume waren echte Erlebnisse, bei aller Phantastik des Ganzen in jeder Einzelheit so unerhört naturgetreu, daß sich das Bild auch dem Leser mit gleicher Deutlichkeit aufdrängte. Der Behemoth erhebt sich aus dem Morast, und „der schwarze Moorgrund klackert von ihm ab“. Ich habe nur ein einziges Mal einen Traum von dieser Lebendigkeit geträumt, und der gehört zu meinen schönsten Reiseabenteuern: lange bevor das erste Flugzeug sich in die Luft erhoben hatte, flog ich in einer „Luftdroschke“ von England nach Wien. Ich sah die Downs Südinglands und die Kreideklippen von Dover, so deutlich, wie ich sie kurz zuvor mit wachen Augen gesehen hatte, als ich, ein Gast des Lloyd, durch den Kanal dampfte, um von Cherbourg aus die Pariser Weltausstellung von 1900 zu besuchen. Dann flog ich über die Nordsee und sah Helgoland, wie ich es noch ein Jahr früher an einem stürmischen Abend auf der Dampferfahrt zum Nordkap erblickt hatte: hinter dem schwarzen Klotz breitete die untergehende Sonne einen gewaltigen Strahlenfächer in Gold und Dunkelgrau, und an der Küste brandeten die weißen Wogenkämme. Dann war ich über den Gartenfeldern von Erfurt, und als ich entzückt hinunterschaute, hoben die Blumen sämtlich zarte Flügel und umschwärmten mich, Tausende von blauen, roten, gelben Vögeln. So träumte Detlev unzählige Male, und „ihm gab ein Gott, zu sagen, was er träumte“.

Wenn er nach Berlin kam, war er regelmäßig mindestens einmal mein Mittagsgast zu allem, was nur Keller und Küche hergeben konnten. Nachher saß er schwelgerisch bei Kaffee und Kognak, eine edle Havanna in der Hand, und meine erste Frau, die einen sehr gut ausgebildeten herzbewegenden Mezzosopran besaß, mußte ihm stundenlang seine Lieblingslieder singen: Schumann, Schubert und Brahms. Dann drückte er mir die Hand und sagte schwärmerisch: „Franz, was haben Sie für eine Frau Gemahlin!“ So kennzeichnend für ihn: er war, rein gefühlsmäßig, denn um Politik kümmerte er sich garnicht, im tiefsten Herzensgrunde ein Mittelding zwischen Anarchist und

Sozialist, aber die anerzogene Form seiner Gruppe war ihm wie die eigene Haut, wie er denn auch, trotz aller seiner Rebellengesinnung, kaisertreu war und blieb. „Und ruft mich mein Kaiser in Not und Gefahr“, so beginnt der letzte Vers seines wunderbaren Gedichts „Cincinnatus“, und einmal schwärmte er mir von der Kaiserin, bitte, von Auguste Viktoria, nicht von Hermine: „Mit ihrem Handschuh am Helm möchte ich mich in den Kampf stürzen.“ Er war „kein ausgeklügeltes Buch, er war ein Mensch mit seinem Widerspruch“ und gerade darum so über alle Maßen liebenswert.

Ein Kreis, in dem es ungefähr so aussah wie in Detlev Liliencrons Herz und Hirn, war der einzige wirkliche „Salon“, über den Berlin damals noch verfügte: die Sonntagsabende im Hause von Ludwig Pietsch, der ja weder als Maler noch als Schriftsteller Anspruch auf den höchsten Ruhmeskranz erhob, aber einer der lebendigsten Menschen und gewiß einer der hinreißendsten Plauderer war, die es je gab. Sein reiches und buntes Leben als Berichterstatter der Vossischen Zeitung hatte ihn weltläufig und völlig vorurteilsfrei gemacht; er hatte, von der Einweihung des Suezkanals an bis zum letzten Presseball, so ziemlich alles mitgemacht, was seine Zeit an sensationellen Geschehnissen hervorbrachte, hatte alle interessanten und bedeutenden Menschen kennengelernt und wußte zauberhaft von allem zu erzählen. Seine Wohnung im alten Berliner Westen (die übrigens einem Museum glich, denn die Wände waren mit Bildern und Stichen bedeckt wie etwa im Louvre) füllte sich am Sonntag mit der buntesten Menge, die sich erdenken läßt: Christen und Juden, Fürsten und Sozialisten, Offiziere im Waffenrock und Bohemiens in manchmal sehr salopper Kleidung, das alles verkehrte auf das zwangloseste miteinander, saß bei einfachem Butterbrot und Bier freundlich an einem Tische, machte gemeinsam den schönen Frauen und Mädchen den Hof, die alle in den entzückenden alten Herrn verliebt waren, und nahm voneinander neugierig Kenntnis. Ich entsinne mich, einmal in einer Ecke mit dem Bruder der Kaiserin, Herzog Ernst Günther, und dem Dichteranarchisten Mackay geplaudert zu haben. Zuweilen wurde Musik gemacht; hier hörte ich zum ersten

Male die dunkle wunderbare Cellostimme von Frau Magda Lossen, die jetzt als Gattin meines verehrten Freundes Robert Friedländer-Prechtl bei Starnberg haust; zuweilen mußte auch meine Frau singen, und selten einmal ließ sich Heinrich Grünfeld dazu bringen, sein Cello zu streicheln. Man hört immer gern von seinen berühmten Scherzen, und so will ich einen selbsterlebten zum besten geben. Als wir uns einmal im Schnellzuge Berlin-Wien trafen, und es sich herausstellte, daß wir das gleiche Schlafabteil hatten, fragte ich einigermaßen besorgt: „Sagen Sie mal, Grünfeld, schnarchen Sie?“ Er antwortete kühl: „Na ob! Ich schnarche manchmal so stark, daß ich selbst davon aufwache.“ „Was machen Sie denn dann?“ „Sehr einfach: ich lege mich ins Nebenzimmer.“

Kaum weniger gemischt war der sogenannte „Ethische Klub“, dem Julius Bab sein feines Büchlein über die Berliner Bohême gewidmet hat. Kein Mensch weiß, wie die Gesellschaft zu diesem Namen kam, denn von Ethik war in ihren Debatten kaum je die Rede. Hier stand alles unter dem Zeichen nicht der künstlerischen, sondern der großen politischen, sozialen und kulturellen Probleme. Eine merkwürdige Gruppe: nicht im mindesten ein „Verein“; es gab weder Statuten noch Vorstand, noch Beiträge, noch sonst etwas; der junge kränkliche, sehr taktvolle Rechtsanwalt Mühsam leitete die Debatte und verstand es, immer rechtzeitig Öl auf die Wogen zu gießen, wenn sie gar zu hoch aufschäumten. Ab und zu wurde man gebeten, fünfzig Pfennig für die Portokosten beizusteuern, denn die regelmäÙigeren Besucher der Abende wurden von dem Erörterungsgegenstande der nächsten Tagung benachrichtigt. Dennoch hielt die Gruppe jahrelang erstaunlich fest zusammen, bis sie fast plötzlich aufflog, und zwar kennzeichnenderweise nach dem ersten, sozusagen offiziellen Auftreten in der Öffentlichkeit, nach einem Feste, wo die hervorragendsten Schauspieler Otto Erich Hartlebens köstliche Ibsen-Parodie „Der Frosch“ spielten, wo Schleich sang und sein Cello weinen ließ, und wo auch meine bescheidene kleine satirische Dichtung „Die Frösche“ vorgetragen wurde: die geschichtsphilosophische Vision eines verkaterten Studenten. Es ging wohl den meisten wie mir:

wir hatten aus dieser Blume allen Seim gesogen, den sie uns geben konnte; jetzt flog jeder heim zum eigenen Stock, um Honig und Wachs zu bereiten.

Merkwürdig, was diese Diskussionsabende für eine Anziehungskraft hatten. Kaum einer der jungen Männer, die in der Folgezeit zu Führern der geistigen Bewegung wurden, blieb ihnen fern. Unser ganzer engster Kreis war regelmäßig anwesend; wir lernten dort Heinrich und Julius Hart kennen, das wunderbar-herzige Brüderpaar, beide von der reinsten sozialen Gesinnung beseelt; Wolzogen hat in seinem lustigen Schauspiel „Das Lumpengesindel“ mit zärtlichem Spott dargestellt, wie diese Gesinnung der echten brüderlichen Menschenliebe so oft gemißbraucht wurde. Namentlich Heinrich Hart ist mir bis an sein allzu frühes Ende ein Freund geblieben. Sehr regelmäßig erschien auch Otto Erich Hartleben, dessen rebellisches Drama „Hanna Jagert“ damals Berlin ebenso erregte, wie es durch seine satirischen Meisterstückchen vom „Gastfreien Pastor“ und vom „Abgerissenen Knopf“ ergötzt wurde. Als der größte Komiker des damaligen Berlin, Georg Engels, das zuletzt genannte Stückchen in der Singakademie vorlas, durchbrausten Lachstürme den Saal, wie sie nicht oft in der nüchternen Atmosphäre von Spreeathen erklingen sein werden. Ich darf hier einschieben, daß ich die Ehre hatte, eine Zeitlang Otto Erichs Hausarzt zu sein; wenn ich mittags zu ihm kam (vorher war er nicht sichtbar, denn er war einer der „Ehrenpräsidenten des Vereins der Bett-schoner“), fand ich ihn gewöhnlich im Bett, aber bei der Arbeit; er schrieb mit seiner wunderfeinen Handschrift, ohne jemals zu korrigieren, nieder, was er im Kopfe gedichtet hatte. Einmal stieg ich wieder die Treppen im linken Seitenflügel des Hauses Karlstraße 38 empor, um ihn zu besuchen, da schnurrte etwas die Treppe herunter, und vor mir stand, unvergeßlich hat es sich meinem inneren Auge eingegraben, ein bildschönes, blühendes, blutjunges Frauenwesen, auf deren rechter Schulter ein riesenhafter gelber Angorakater krummbuckelte und mich aus grünen Augen anfunkelte. „Wollen Sie zu Herrn Hartleben?“ Ich stellte mich in meiner Eigenschaft als Askulap vor und erhielt die Auskunft, der Freund sei verreist und habe ihr und ihrem

Gatten die Wohnung zur Verfügung gestellt: „Ich bin Frau Bierbaum.“ Wenn ich das noch heute berühmte Lied höre: „Ach, mein Schatz ist fortgegangen, larida“, steht sie wieder vor mir auf der halbdunkeln Treppe; sie war es, über deren Untreue sich Bierbaum mit jenem Liedchen tröstete — und grausam rächte. Durch Hartleben lernte ich flüchtig auch Georg Engels kennen und war ein- oder zweimal im Kreise der „Sammetbrüder“ beim Pilsener Bier. Mit ihnen habe ich auch die zwerchfellerschütternde Szene mitgemacht, wo Engels im „Böhmischen Bauerntheater“, das ein Spaßvogel nach Berlin importiert hatte, mitten in der Aufführung eines blutrünstigen Ritterstücks sich erhob, dem „hochverehrten Herrn Direktor, wenn ich so frei sein darf, hochverehrten Herrn Kollegen“ (Lumpe hieß er auch noch) eine Rede hielt und einen Schild aus Blech überreichte: „Sie kämpfen ja alle Abend.“ Bei diesen Worten brach ihm die Stimme, das Publikum heulte, aber — Lumpe erwiderte so treffend, daß der Sieg in diesem merkwürdigen Zweikampfe mir etwas zweifelhaft war.

Um zum Ethischen Klub zurückzukehren, so waren seine regelmäßigen Mitglieder zwei Philosophen, Keibel und Rickert, (ich weiß nicht, ob er mit dem berühmten Professor der Logik identisch ist), ferner Felix Holländer, der Dichter und Dramaturg, Türck, einer der Begründer der Freien Volksbühne, Wilhelm Bölsche, der Häckelianer, Bruno Wille, der Dichter und Philosoph; zuweilen erschienen Gerhart Hauptmann und sein Schwager Moritz Heimann, ein- oder zweimal auch der Afrika-reisende Peters, sehr blond, sehr preußisch, sehr reserviert.

Von hier spannen sich für uns die Fäden zu dem Kreise der Friedrichshagener, dem Richard Dehmel eine Zeitlang ganz angehörte. Außer Wille, Bölsche und den beiden Hart gehörten dazu der Dichter und Musiker Przybyszewski, der hinreißend Chopin zu spielen wußte; seine schöne schlanke Frau, eine Norwegerin, war eine Zierde des Kreises. Er hatte später seine Zusammenkünfte im „Schwarzen Ferkel“ in der Neuen Wilhelmstraße nahe den Linden; die Gaststätte hatte ihren Namen von einem echten orientalischen Bocksschlauch, der über der Türe hing. Hier thronte in feierlicher und düsterer Majestät Strind-

berg während seines Berliner Aufenthalts, und hier verkehrte auch der Maler Munch, das rote Tuch der meisten Berliner Kunst-„Sachverständigen“ jener Zeit. Dorthin bin ich nur selten gekommen; ich war schon zu tief in meiner Arbeit, und mir war das Trinken dort zu scharf.

Bruno Wille war der erste entschiedene Sozialist, den ich kennenlernte. An ihn wandte ich mich mit der Bitte, mir einige Bücher zu empfehlen, um mich in diese mir gänzlich neue Gedankenwelt einzuführen; in meinem Elternhause, wo für alle Bewegungen der Kultur die offenste Empfänglichkeit bestand, hatte ich nie etwas davon vernommen. Vater war als alter Achtundvierziger entschlossen liberal und als Festbesoldeter allen wirtschaftlichen Problemen allzu fern. Wille, aus dessen vornehmer Haltung und schöner Gesinnung ich darauf schloß, daß doch schließlich hinter der Bewegung mehr stecken müsse als bloß ein „Sklavenaufstand“, empfahl mir, soweit ich mich entsinne, August Bebels „Die Frau“ als erste Einführung. Damit war mir das Tor aufgestoßen zu einer neuen Welt, die fortan meine Welt sein sollte.

IRRWEGE

Seit meiner Niederlassung als Arzt fühlte ich mich im tiefsten Grunde unbefriedigt. Nicht, daß meine Tätigkeit mir zuwider gewesen wäre! Ich freute mich, doch vielfach helfen und noch mehr, trösten und seelisch heben zu können. Meine Patienten hingen an mir und glaubten an mich, und ich hoffe, kein schlechter und kein inhumaner Arzt gewesen zu sein. Solange die Praxis regelmäßig und kräftig wuchs, überwog auch wohl zumeist die Freude am Gelingen und, was ich durchaus nicht zu leugnen beabsichtige, auch die Freude daran, daß ich zum ersten Male in meinem Leben nicht mit dem Pfennig zu rechnen brauchte. Es schreckte mich auch nicht ab, daß ich wie jeder andere viel Undank erlebte. Aber meine besten Fähigkeiten lagen doch brach; ein junger Praktiker sieht selten Fälle,

in denen mehr als handwerkliches Können erfordert ist, zu denken gab es nicht viel. All das wurde ärger und ärger, als nach meiner Heirat und dem damit verbundenen Umzug die Praxis zurückging und sich nicht wieder heben wollte; der materielle Druck, der daraus folgte, war viel schwerer zu ertragen als der fröhliche „Dalles“ meiner früheren Zeiten; denn ich hatte viel größere Verpflichtungen.

Ich tastete nach Auswegen, zuerst auf dem Gebiete meines Berufes. Ich füllte Lücken meines Wissens und Könnens aus, besuchte Kurse zur Ausbildung in mehreren Spezialitäten, für die während des Studiums kein Raum gewesen war, und landete schließlich bei Professor Hermann Krause, unter dessen Leitung ich mich in mehrjähriger Assistententätigkeit zu einem geschickten Facharzt für Hals- und Nasenkrankheiten ausbildete, tauschte mit Jansen, dem später zu höchstem Ruhm und fast beispielloser Praxis gelangten Assistenten an der Lucaeschen Ohrenklinik, Belehrung, und ging 1892 auf mehrere Wochen nach Wien, um bei den berühmten Meistern meiner Sonderfächer, Politzer, Schrötter und Schnitzler, mich weiterzubilden. Mit Schnitzlers beiden Söhnen, von denen der eine, Arthur, damals ein recht verdrossener Assistent seines Vaters war, um später sich als einer der feinsten Dichter der Zeit zu entpuppen, und vor allen Dingen mit ihrem Schwager Markus Hajek, der heute Direktor der laryngologischen Abteilung am Allgemeinen Krankenhause und einer der ersten Fachärzte der Welt ist, hat mich seitdem die herzlichste Freundschaft verbunden. Hajeks große Kunst hat mich vor einigen Jahren von einer sehr unangenehmen, meine Gesundheit ernstlich bedrohenden Entzündung des Siebbeins erlöst. Um mir auch die feste Grundlage für mein Sonderfach zu verschaffen, arbeitete ich lange unter meinem Verwandten Professor Benda am Physiologischen Institut in Berlin am Mikroskop. Aber all das gewährte mir keine Befriedigung. Ich habe diese Stimmung später als dasjenige zu erkennen gelernt, was sie war: als eine innere Schwüle, als den Drang ungebrauchter Kräfte, die nach Entladung verlangten und sich dann auch regelmäßig im Gewitter eines Werkes entluden. Ich gehe jedesmal, bevor ich an ein neues Werk heran-

trete, in einer Art von schwarzem Nebel umher, nicht eigentlich traurig, nicht einmal verstimmt, aber freudlos, stumpf, sozusagen tot. Ein Werk muß in mir immer erst reifen, und ich muß jedesmal erst eine gewisse Angst überwinden, ehe ich mich wirklich daran mache: weiß ich doch aus Erfahrung, daß es mich nicht eher wieder zur Ruhe kommen läßt, als bis der letzte Federstrich getan ist; daß ich, einmal „in das Getriebe hineingeraten“, nicht Ruhe noch Rast finde und bis zum Zusammenbruch meiner nicht unbeträchtlichen Kraft schaffen muß. Der dumpfe Zustand vorher ist einer Schwangerschaft, die Schöpfung selbst einer Geburt wohl zu vergleichen, und meine erste Frau, die des Witzes nicht entbehrte, hatte nicht unrecht, wenn sie einmal halb im Scherz und halb im bitteren Ernst ausrief: „O Gott, warum hast du mich mit einem so fruchtbaren Manne gestraft?“

Irgendwo mußte sich die zurückgedämmte Spannung Luft machen. Und es ist weiter kein Wunder, daß ich, der ich fast nur mit Künstlern verkehrte, in jener Zeit der fast tollen Begeisterung für die in voller Umwälzung begriffene Kunst, mir einbildete, auch ich sei zum Dichter bestimmt. Ich besaß eine gewisse Fähigkeit zur gebundenen Rede, hatte viel gelesen, und mein ästhetischer Geschmack war damals noch so wenig entwickelt, daß ich meine Nachempfinderei für originär und die ganz und gar landläufige, reichlich abgeschliffene und abgegriffene Form meiner „Dichtungen“ für eigenwüchsig ansehen konnte. So veröffentlichte ich denn 1888, oder vielmehr so ließ ich denn drucken (denn an die „Öffentlichkeit“ ist das Produkt zum Glück nicht gelangt) eine Dichtung in Terzinen, unter dem Titel: „Ein Weg zur Liebe“: der Mantel der duldenden Liebe sei für ewig darübergerbreitet. Es war der Grundidee nach so etwas vom „Faust“ darin: man wird sich vorstellen können, was der Dreiundzwanzigjährige, völlig Weltunerfahrene, der echt dichterischen Gestaltung Unfähige, daraus gemacht hat! Wenn ich es heute unter Kopfschütteln einmal wieder ansehe, so interessiert mich nur, daß ich schon damals, mir selbst unbewußt, mich eines sozialen Gewissens erfreute, das sich allerdings recht katzenjämmerlich ausdrückte.

Es kam die Zeit, wo auf die Anregung meines hochgeschätzten Freundes Paul Block, des Gatten der ausgezeichneten Schauspielerin Rosa Bertens, Siegmund Lautenburg, der eine feine Nase für die literarische Konjunktur besaß, sich der jungen Dramatik anzunehmen begann: hatte doch die „Freie Bühne“ mit Johannes Schlaf, Arno Holz und vor allem mit Gerhart Hauptmann das Publikum gewonnen. Das Residenztheater, das bis dahin kaum anderes als sehr saftige französische Possen gebracht hatte, veranstaltete Matineen und hatte mit dem ersten Versuche, mit Halbes „Jugend“, gleich einen großen Erfolg, der, nebenbei gesagt, Halbes einziger großer Erfolg geblieben ist. Ich wohnte kurz vor der Aufführung meines eigenen Schauspiels, von dem ich sogleich zu erzählen haben werde, der Uraufführung seines „Amerikafahrer“ bei: niemals habe ich einen solchen Theaterskandal erlebt.

Damals hatte Björnstjerne Björnson, den ich übrigens sehr liebe und hoch über Ibsen stelle, ein stark moralinsaures Drama spielen lassen: „Der Handschuh“. Die heutige Jugend würde völlig verständnislos davorstehen. Soviel ich höre und lese, hat sie ja aufgehört, von der Frau bzw. den jungen Mädchen die „Reinheit“ zu fordern. So weit war die Emanzipation der Frau damals noch nicht gediehen, wohl aber doch schon weit genug, daß sie in einzelnen Exemplaren die gleiche Reinheit, wie von sich selbst, auch von dem Manne verlangte. Zu meinem Kreise gehörten damals einige Vorflechterinnen der Frauenbewegung, z. B. Frau Hannah Bieber-Böhm, die Begründerin des Vereins „Jugendschutz“, und das schwache Stück wurde der Gegenstand heftiger Erörterung. Schließlich setzte ich mich hin und schrieb ein Gegenstück, das ursprünglich gleichfalls den Titel „Der Handschuh“ tragen sollte, aber dann in „Föhn“ umgetauft wurde; wie dieser heiße Wind von Süden den Schnee der Alpen zum Schmelzen bringt und die Flüsse in zerstörenden Überschwemmungen über ihre Ufer treten läßt, so, das sollte schon der Titel andeuten, fährt der heiße Wind der Leidenschaft auch über den starken Mann dahin und bringt seine festesten Grundsätze zum Schmelzen. Wäre der Stoff von einem reifen Manne voller Humor behandelt worden, so hätte es ein ver-

gnüglihes Lustspiel werden können. Aber mir fehlte sowohl die Reife wie auch der rechte Humor, und so wurde es ein schlechtes Schauspiel. Ich will gleich vorausschicken, daß die Kritik der Berliner Zeitungen außerordentlich vielfältig ausfiel; ich erhielt ebenso viele Einser wie Fünfer; wäre all das wahr gewesen, was Günstiges gedruckt wurde, so wäre Shakespeare im Vergleich zu mir ein armer Hund gewesen; wenn umgekehrt alle mir vorgeworfenen Schwächen vorhanden gewesen wären, so wäre es noch eine Gnade gewesen, wenn man mich nur, um den alten Kulissenausdruck anzuwenden, „mit nassen Lappen erschlagen hätte“. Aber ich selbst war vollkommen davon durchdrungen, daß mir ungefähr eine Fünf gebührte.

Noch bei den Proben, denen ich selbstverständlich pflichttreu beiwohnte, war mir nichts aufgegangen. Als ich aber bei der Aufführung die Wirkung auf das Publikum beobachtete, erkannte ich mit unerbittlicher Mitleidlosigkeit, daß ich zum dramatischen Dichter verdorben war. Ich hatte ein ernstes Stück schreiben wollen, das ich nach berühmten Mustern durch einige heitere Gestalten und Szenen zu würzen beabsichtigte. Und es zeigte sich, daß das Publikum sich über die heiteren Szenen so glänzend amüsierte, daß es mir die ernsten verzieh. Paul Schlenther von der „Voss“, damals neben Oskar Blumenthal und Paul Lindau der einflußreichste Theaterkritiker Berlins, der mich meiner „Wanderbriefe“ halber liebte, versuchte vergeblich, mich zur Weiterarbeit auf diesem Gebiete zu bewegen. Er sah meine Schwächen deutlich genug und verschwieg sie mir nicht, aber er glaubte doch, daß ich ein recht erfolgreicher Dramenbaumeister werden könnte. Vielleicht hatte er recht; ich hatte ein gewisses architektonisches Geschick im Aufbau der Szenen und einigen behenden Witz bewiesen, und meine Personen sprachen kein Theaterdeutsch, sondern ein lebendiges Idiom. Vielleicht hätte ich wirklich so eine Art von Ohnet werden können: aber das war kein Ziel, das meinem innersten Willen genügt hätte. Alles oder nichts! Da ich kein wirklicher Dichter sein konnte, so wendete ich der Kunst überhaupt entschlossen den Rücken. Ich habe nie wieder eine Szene geschrieben.

Lautenburg oder vielmehr Block hatten übrigens für das Stück getan, was nur möglich war. Die Rollen waren durchweg mit ausgezeichneten Kräften besetzt. Jarno spielte den Mann, bei dem der Föhn keine eisigen Grundsätze zu schmelzen vorfindet, mein hochgeliebter Rittner den Helden, dessen hoffnungsvolle Saatfelder die Überschwemmung vernichtet, der prächtige Werner einen humorvollen alten Herrn, und niemand Geringeres als Irene Triesch, damals ein kleines mageres Theatermädchen mit unerhörten schwarzen Augen, betrat in einer Nebenrolle zum ersten Male vor der Öffentlichkeit die Bretter, die die Welt bedeuten.

Lautenburg verlangte von mir, ich solle den Schluß ändern: happy end! Ich lehnte ab und war bei alledem recht froh, daß das Stück nicht wieder aufgenommen wurde. Der Mißerfolg, und zwar der innerliche weit mehr als der gar nicht so arge äußerliche, hätte mich wohl viel schwerer getroffen, wenn sich mir nicht gerade damals das Tor geöffnet hätte, das in mein „gelobtes Land“ führte.

Ich hatte mich schon seit einiger Zeit mit nationalökonomischen Dingen oberflächlich befaßt, in dem Wunsche, herauszufinden, was in dem damals jugendfrisch aufwogenden Sozialismus von Wahrheit stecke. Meine Freunde hatten mir volkstümliche Werke aus dem Marxistischen Lager in die Hand gegeben; ich war, durch die Erfahrungen meiner ärztlichen Praxis längst wohl vorbereitet, mit dem Ziele des Strebens sofort einverstanden, hielt aber den vorgeschlagenen Weg zum Ziele für verkehrt, den Kommunismus auch in seiner gemilderten Gestalt als Kollektivismus, wie Marx ihn vertritt. Rationelle Gründe für diese Haltung kann ich damals noch nicht gehabt haben; erst ein volles Jahrzehnt später habe ich in meinem Buche: „Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre“ die bisher unwiderlegte Kritik der Hauptsätze des großen Meisters drucken lassen können, den ich auch als einen meiner großen Meister aufs höchste verehere. Aber man kann sich zu einem Meister zwifach verhalten: als Jünger und als Schüler. Der erste betrachtet jedes Wort als heilig, der zweite glaubt dem Meister am besten zu dienen, wenn er sein Werk von den notwendigerweise

immer vorhandenen Schlacken befreit und weiterbildet. Meine jungen Freunde werden mir bezeugen, daß ich für mich von ihnen niemals Jüngerschaft, sondern immer nur Schülerschaft gefordert habe; und so habe ich mich gegen alle meine Meister selbst verhalten.

Was mich damals am marxistischen Sozialismus abstieß, kann also nichts anderes gewesen sein, als die aus meiner Gruppe mitgebrachte Summe von Vorurteilen, meine „persönliche Gleichung“. Ich war schließlich ein Bürgersohn, und dem Bürger steht die Freiheit höher als dem Arbeiter, den der Schuh ganz woanders drückt: im Wirtschaftlichen, und der mit ganz anderer Stimmung auf die krassen Ungleichheiten des Einkommens und Vermögens blicken muß als der, wenn vielleicht auch knapp, so doch ausreichend versorgte Bürger. Man kann verstehen, daß ein junger Mensch wie ich, der sich soeben erst mit schwerem Herzen in das Joch eines regelmäßigen Berufs gefügt hatte, einen wahren Abscheu vor der Staatsallmacht haben mußte, die im vollendet gedachten Marxschen Zukunftsstaate ihn sozusagen mit Haut und Haar verschlingen würde. Meine Erfahrungen als Soldat konnten es mir auch nicht gerade lockend erscheinen lassen, als Soldat der Arbeit, sei es sogar als Feldwebel oder Offizier, in die Uniform gesteckt zu werden. Ich wollte die Gleichheit mit meiner ganzen Seele, weil ich genug von der Welt gesehen hatte, um zu wissen, daß fast alle unsre Übel aus der Ungleichheit stammen. Ich dachte wie Lessing in seinen Gesprächen mit Freimaurern: „Und nun überlege man, welche unserer Übel aus dieser Scheidung der Stände (heute würden wir sagen: der Klassen) nicht entspringen.“ Aber ich sah mit gleicher Klarheit, daß die Unfreiheit ebenso viele und ebenso schwere Leiden und Übel gebären müsse; wer Augen hat zu sehen, den wird der Bolschewismus Rußlands darüber belehrt haben. Es ist mir ein trauriger Triumph, daß ich in meinem Buche von 1919, das ich beim Manometerstande 99 schwerkrank herauswarf, um womöglich die Explosion noch zu verhüten, „Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus“, die dortige Entwicklung vorausgesagt habe. Und ich war vorläufig nicht gesonnen zu verzichten; ich hielt es noch nicht für bewiesen, daß die Menschheit in alle Ewigkeit nur die

Wahl zwischen den beiden Übeln haben sollte, die beide tödlich sind, der Unfreiheit und der Ungleichheit.

LIBERALER SOZIALISMUS

Und nun fügte es mein gutes Geschick, daß ich gerade in dem kritischen Augenblicke, wo wieder einmal ein Tor hinter mir zugefallen war, und ich nach einem neuen Ziel und Lebensinhalt Umschau hielt, mit dem liberalen Sozialismus in Berührung kam, der der Menschheit die Wahl der Qual zwischen jenen beiden tödlichen Übeln zu ersparen, der ihr die beiden höchsten aller Güter, die Gleichheit und die Freiheit, gemeinsam zu bringen verspricht. Diese welterlösende Lehre, deren Vorfechter ich seitdem bin und bis zu meinem Tode bleiben werde, zweigt zur gleichen Zeit von dem sozialen Liberalismus des Vaters der Nationalökonomie, Adam Smith, ab, wie die sogenannte „bürgerliche“ Ökonomik, von der wieder der Marxismus ein Abkömmling ist. Wie hier David Ricardo, so steht dort der Graf Saint-Simon, einer der größten Genien der Neuzeit, der Schöpfer des modernen Sozialismus und zugleich der modernen Soziologie, bestimmend am Ursprung der Bewegung. Es sind zwei Ströme, die von dem gleichen Hochgipfel aus nach verschiedenen Seiten hin sich ihr Bett gegraben haben, sich oft einander näherten, aber erst in meinem Werke endlich in ein gemeinsames Bett geflossen sind: Ricardos Methode und Saint-Simons Geschichtsphilosophie.

Wenige, auch unter den sogenannten Fachmännern, wußten von jeher und wissen auch heute noch von der Existenz dieser zweiten großen wissenschaftlichen Schule des Sozialismus. Die Sonne des Marxismus hat alle dem gleichen Hochziel zustrebenden Gedanken so allmächtig überstrahlt, daß sie dem Bewußtsein der Zeitgenossen entschwunden sind. Wer weiß denn heute noch, daß es von jeher Sozialisten von Rang gegeben hat, die den allmächtigen Zwangsstaat verwarfen? Sozialismus und Kommunismus sind nicht das gleiche; zwar ist jeder Kommunismus

auch Sozialismus, aber beileibe nicht jeder Sozialismus Kommunismus. Sozialismus, das bedeutet ein Ziel; Kommunismus aber bedeutet einen angeblichen Weg zu diesem Ziele, den Weg, den seine Vertreter für den einzig möglichen halten und deshalb zu gehen entschlossen sind, gehe darüber auch eine Welt in Trümmer.

Die großen Namen, die die Etappen des liberalen Sozialismus bezeichnen, sind Bazard und Enfantin, Saint-Simons unmittelbare Schüler, dann, weitaus der größte von allen, Proudhon, der Amerikaner Carey, und, wieder von überragender Bedeutung, der Deutsche Eugen Dühring. Stark beeinflusst durch Saint-Simon, und zwar durch Vermittlung seines Schülers Auguste Comte, war in seiner letzten Periode der Kirchenvater der nachklassischen bürgerlichen Theorie, John Stuart Mill, der zum Entsetzen seiner Schule in seinen alten Tagen fast schon den Übergang zum Sozialismus vollzog. Von Mill einerseits und Dühring andererseits angeregt, bildet das letzte Glied der Reihe der Ungar Theodor Hertzka. Und durch Hertzka wurde ich dem liberalen Sozialismus gewonnen.

„Liberaler“ — „Sozialismus“?! Wer das hört, denkt in der Regel an den berühmten Bastard von Karpfen und Kaninchen. Kein Geringerer als Goethe hat ausgesprochen: „Wer Freiheit und Gleichheit zusammen verspricht, ist ein Phantast oder Scharlatan.“ Der Liberalismus, der die Freiheit, und der Sozialismus, der die Gleichheit geben will, wie können die in einem Atem genannt werden?! Nun, ich habe es auf den Phantasten oder Scharlatan hin gewagt. Die Welt wäre für ewig eine Hölle, wenn Goethe recht hätte: denn die Freiheit ohne Gleichheit führt gerade so sicher zur Völkervernichtung wie die Gleichheit ohne Freiheit. Aber zum Glück hatte Goethe unrecht: Gleichheit und Freiheit sind nicht nur vereinbar, sondern sie können sogar nur gemeinsam errungen und besessen werden. Meine Lösung beruht auf den folgenden Grundlagen:

Alle großen Autoritäten sowohl der bürgerlichen wie der sozialistischen Richtung sind in einem Punkte einig: Wo jeder mann Zugang zu freiem Boden hat, da ist Ungleichheit unmöglich. Sie kann erst entstehen, wenn jene Bedingung nicht

mehr gegeben ist. Rousseau sagt: „Nicht eher kann Ungleichheit entstehen, als wenn alle Hufen, sich gegenseitig berührend, das ganze Land besetzen.“ Turgot: „Solange noch jeder arbeitsame Mann ein Stück eigenen Bodens in Besitz nehmen kann, wird er nicht gesonnen sein, für andere zu arbeiten.“ Adam Smith hat klipp und klar zwischen der Zeit vor, und der nach der „Vollbesetzung des Bodens“ unterschieden; vorher kann es keine vermögenslosen Arbeiter und daher kein Großeigentum, weder an Grund und Boden noch an Kapital geben; nachher aber scheiden sich die Klassen, Großeigentum entsteht und fordert seinen Anteil am Ertrage der Arbeit kraft seiner Monopolstellung, während bis dahin der ganze Ertrag dem Arbeiter selbst zufließt. Und, um noch den letzten großen Theoretiker zu nennen, so hat auch Karl Marx im Schlußkapitel des ersten Bandes seines „Kapital“ ganz den gleichen Gedanken ausgesprochen. Er erzählt die rührende Geschichte eines vornehmen Engländers mit Namen Peel, der mehrere tausend Personen der englischen arbeitenden Klasse und eine ungeheure Menge von Kapitalgütern aller Art nach Australien brachte, um ein von ihm erworbenes riesiges Landgut am Schwanenflusse in Wert zu setzen. Kaum angekommen, verliefen sich die Arbeiter sofort, nahmen sich jenseits der Grenzen des Peelschen Besitztums selbst Land und arbeiteten für sich, während dem unglückseligen Lord nicht ein einziger Diener zurückblieb, um ihm Wasser zu holen oder das Bett zu machen. „In den Kolonien wird der Lohnarbeiter von heute morgen unabhängiger, selbstwirtschaftender Bauer oder Handwerker. Er verschwindet vom Arbeitsmarkt, aber nicht ins Arbeitshaus. Wo jeder Ansiedler ein Stück Boden in sein privates Eigentum und Produktionsmittel verwandeln kann, ohne den späteren Pionier an der gleichen Operation zu verhindern, kann es keinen Kapitalismus geben.“ So sagt der Begründer des modernen Sozialismus, leider im Schlußkapitel seines großen Werkes, in einer Art von Anhang, einem „Satyrspiel nach der Tragödie“. Wenn er umgekehrt diesen unzweifelhaften Zusammenhang im ersten Kapitel und als Grundlage des ganzen Aufbaus dargestellt hätte, hätte ich mir eine andere Lebensaufgabe suchen müssen.

Niemand von diesen großen Denkern hat es für erforderlich gehalten, den Zustand einer hochentwickelten arbeitsteiligen Volkswirtschaft im einzelnen auszumalen, den sie haben würde, wenn sie bis zur Höhe ihrer vollen Entwicklung über freies Land verfügte. Adam Smith schreibt dazu: „Es würde zwecklos sein, die Wirkungen, die jener erste Zustand vor Vollbesetzung des Bodens auf den Arbeitslohn gehabt haben würde, noch weiter auszuführen.“

Gerade das hat nun Theodor Hertzka in seinem Roman „Freiland“ getan, und das ist sein größtes Verdienst, wobei freilich gesagt werden muß, daß fast die gleiche Konstruktion vor ihm bereits Eugen Dühring ausgeführt hatte, und zwar in der zweiten Auflage seines berühmten „Kursus der Nationalökonomie“. Aus der dritten hat er sie dann leider wieder ausgemerzt, und zwar zugunsten einer „Gewerkschaftsutopie“. Aber Hertzka blieb dem Gedanken treu und formte ihn in Gestalt eines amüsanten Abenteuerromans so aus, daß er sich damit ein größeres Publikum erwarb, leider aber auch den an sich durchaus gesunden Grundgedanken heillos kompromittierte.

Er gründete den Staat oder besser die Gesellschaft seiner Sehnsucht in einem fast unendlich großen, sehr fruchtbaren, ja, in seiner Phantasie geradezu paradiesischen Gebiete in Zentralafrika, an den Abhängen und in den Tälern des gewaltigen Gebirgsstocks des Kenia. Hier ließ er die Bedingung der Terra libera für jeden erfüllt sein: das Land gehört der Gesellschaft, wird aber Genossenschaften zur freien Verfügung gestellt mit der einzigen Verpflichtung, jeden sich Neumeldenden aufzunehmen und an der Arbeit und am Gewinn entsprechend seiner Leistung zu beteiligen. Unter dieser Voraussetzung mußte sich hier eine Gesellschaft entwickeln, in der es wohl viele handarbeitende Menschen, aber keine „Arbeiter“ im sozialen Sinne gibt, keine „freien Arbeiter“, wie Marx sie nennt. Mit anderen Worten: hier erhält jeder einzelne, Arbeiter wie Leiter, den vollen Gegenwert seiner Arbeitsleistung entsprechend dieser Leistung; es gibt keinerlei „Ausbeutung“ durch Großeigentümer, keinen Ansatz eines Monopols, gibt weder Kapitalprofit noch Grundrente.

Hertzka hatte hier durchaus nichts anderes getan, als mit großem Geist und Geschick die letzten Konsequenzen aus der liberalen Lehre von der Konkurrenz zu ziehen, wie die Klassiker der Nationalökonomie sie begründet hatten. Aber die Konstruktion litt an einem unverbesserlichen Fehler: in praktischer Beziehung war sie purer „Utopismus“. Die Vorstellung, einen Staat oder eine staatsähnliche Gesellschaft auf herrenlosem Grund und Boden weit jenseits der Grenze der Kultur, auf „Niemandland“, aus dem Boden zu stampfen, ist an sich schon überaus verdächtig. Die Kultur macht ebensowenig Sprünge wie die Natur. Aber ganz abgesehen von dieser allgemeinen Erwägung: Hertzka sah, wie alle Utopisten, wohl das Ziel, aber nicht den Weg zum Ziele. Wäre es möglich gewesen, auch nur einige tausend Menschen mit den nötigen einfacheren Werkzeugen und Waffen an den Kenia zu befördern, so hätte wohl die Entwicklung, wenn auch viel langsamer, als Hertzka hoffte, sich vollziehen können. Aber zu diesem Anfang hätten Geldmittel zur Verfügung stehen müssen, die nur durch einen höchst unwahrscheinlichen Glücksfall, nur durch die Bekehrung eines Geldkönigs, beschafft werden konnten. Platon wartete sein Leben lang auf einen Prinzen, Fourier ebenfalls sein Leben lang auf einen Millionär, um ihre Idealgemeinschaften zu begründen. Hertzka aber wurde von der Leidenschaft seiner Anhänger, vielleicht auch von seiner eigenen, hingerissen und wagte den Versuch mit einigen zehntausend Mark, die er zusammengebracht hatte. Die Expedition wurde von den Engländern nicht ins Innere gelassen, und das war noch ein Glück für sie; wahrscheinlich hätten die Masai sie hingemetzelt. Jedenfalls aber hätte dann Hertzka nicht die bequeme Ausrede gehabt, daß ohne den Widerstand des perfiden Albion sein großer Plan sich verwirklicht hätte. Aber er war unausführbar. Es hätten Millionen und Millionen dazu gehört, um auch nur die notwendigen Straßen für den Massennachschub anzulegen, ohne den der ganze Plan zu Wasser werden mußte.

Das waren die Argumente, mit denen ich in die Bewegung eingriff, in einem kleinen Schriftchen unter dem Titel „Freiland in Deutschland“ (1894). Der zunächst einzige Erfolg war der,

daß ich die, durch den afrikanischen Mißerfolg schon stark erschütterte und gelichtete Anhängerschaft Hertzkas auseinander sprengte. Die Mehrzahl schloß sich mir an. Auch Hertzka war wohl überzeugt: denn er hat die praktische Verwirklichung nicht weiter betrieben. Als ich ihn viele Jahre später, ich war inzwischen ordentlicher Professor in Frankfurt a. M. geworden, und er lebte als überaus frischer und beweglicher alter Mann in Wiesbaden, persönlich kennenlernte, hat er ein Gespräch über diesen Gegenstand vermieden, hat mich aber sonst mit höchster Achtung und Freundschaft beehrt. Es war unser einziges Zusammentreffen; meinen anderen Meister des liberalen Sozialismus, Eugen Dühring, habe ich niemals persönlich kennengelernt; er lebte bis 1919 als steinalter, völlig erblindeter Mann in Nowawes bei Potsdam, ein menschscheuer Sonderling, der so gut wie niemanden vor sich ließ. Mein lieber Freund Dr. Hermann Schwarzwald, auch einer seiner Anhänger, mehr ein Jünger als ein Schüler, einer der feinsten Köpfe der zeitgenössischen Nationalökonomie, und gewiß einer der besten Kenner der Währungsprobleme, hat ihn meines Wissens ein einziges Mal sprechen können. Ich habe es nie versucht: Dühring, der durch seine Erblindung und durch das schwere, jedem Bahnbrecher beschiedene Schicksal verbittert war, bekannte sich in seinen späteren Jahren zu einem Antisemitismus von so unglaublicher Roheit, daß ich ihn bei diesem Genie nur aus einem starken Anflug von Verfolgungswahnsinn verstehen kann; und ich hatte keine Neigung, eine Annäherung zu versuchen und mir das Bild eines Mannes zu verderben, dessen Werk aus der Zeit seiner geistigen Gesundheit mir überaus hoch stand und steht.

Meine Kritik an Hertzkas „Freiland“ hatte bewiesen, daß der von ihm vorgeschlagene Weg ungangbar war. Aber ich begnügte mich nicht mit der Negation, sondern ich zeigte einen anderen gangbaren Weg. Das deutet schon der Titel meines ersten Schriftchens an: „Freiland in Deutschland“. Ich behauptete, daß es möglich sei, zum Ziele zu gelangen, ohne in die Wildnis zu flüchten, ohne die ungeheuren Kosten des Transports für Menschen und Dinge aufzuwenden, ohne alle Schöpfungen der Kultur im alten Lande preiszugeben, um sie im neuen Lande

neu aufbauen zu müssen. Hertzka hatte den Gedanken, ob es nicht möglich sein könnte, seinen Plan inmitten der bestehenden kapitalistischen Kultur zu verwirklichen, flüchtig erwogen, aber mit einem Argument abgewiesen, das auf den ersten Augenblick unwiderleglich schien:

Überall, wo sich in der heutigen Gesellschaft eine zahlreiche und wohlhabende Siedlung bildet, steigt in der Nachbarschaft in gleichem Schritt der Grundwert, und die arbeitslose Grundrente der Bodeneigentümer schöpft sozusagen den Rahm ab, beansprucht für sich und nimmt für sich fast alle Vorteile, die die wachsende Arbeitsteilung mit sich bringt, verhindert, daß dieser wachsende Reichtum sich auf alle Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig verteile. Nun sah Hertzka wohl, daß eine, nach seinen Prinzipien begründete Genossenschaft auch in Europa schnell zu verhältnismäßig bedeutender Zahl und blühendem Wohlstande kommen könne, aber er meinte, sie müsse isoliert bleiben, könne über die privatwirtschaftliche Hebung ihrer zufälligen Mitglieder nicht zur volkswirtschaftlichen Bedeutung, d. h. zur Hebung der gesamten niederen Klassen, zur Lösung des sozialen Problems, gelangen. Denn die Grundrente werde in der Nachbarschaft ungeheuer steigen und die Siedlung „abschnüren“.

Um dieses Argument kreisten meine Gedanken rastlos; um ein Bild zu brauchen, dessen ich mich gern bediene: gleich einem Jagdhunde, der ein Feldstück in immer kleineren Bögen umkreist, aus dessen Mitte ihm seine Nase die Witterung eines Wildes zutragen hat. Ich fühlte, zunächst ohne es begründen zu können, daß hier der Grundfehler der ganzen Auffassung stecken müsse. Und da kam mir in einer unvergeßlichen Nacht Ende 1893 die blitzartige Erkenntnis, die über mein Leben und Streben entschied, sozusagen der Augenblick der „Gnadenwahl“. Von da an war ich im wörtlichsten Sinne des Wortes „besessen“: ein Gedanke von ungeheurer Tragweite hatte von mir Besitz genommen; ich gehörte nicht mehr mir, meiner kleinen empirischen Person, sondern fortan nur noch der Sache.

Ich sah in jenem Augenblicke plötzlich, daß im Umkreise einer erfolgreichen Siedlung der Grundwert und die Grund-

rente fallen, und nicht, wie Hertzka annahm, steigen müssen. Denn in einer solchen Siedlung, wo die Vorteile der immer höher gestaffelten Arbeitsteilung sich auf alle Arbeitenden gleichmäßig verteilen, steht der Arbeitslohn höher als in der Nachbarschaft. Infolgedessen streben die außenstehenden Arbeiter danach, Mitglieder der Siedlung zu werden, und die Siedlung ist jederzeit bereit, sie aufzunehmen, weil mit ihrer Zahl wieder die Arbeitsteilung und mit ihr der Reichtum der Gruppe wächst. Nun können aber die Arbeitgeber der Nachbarschaft ohne Arbeiter nicht wirtschaften; sie sind also gezwungen, deren Lohn in gleichem Schritte ihrerseits heraufzusetzen, um sie sich zu erhalten. Und wieder im gleichen Schritte damit sinkt natürlich ihr eigenes arbeitsloses Einkommen, die Grundrente, und deren kapitalisierter Wert, der Grundwert.

Mit dieser Erkenntnis hatte ich den Anfang des Fadens ergriffen, der mich durch das Labyrinth der Tatsachen führen sollte. Und das war mir in jenem entscheidenden Augenblick bereits vollkommen klar. Ich habe dazu geschrieben: „Wie man in dunkler Nacht im Gebirge in einem Wetterleuchten eine ganze Kette von Gipfeln und Gletschern vor sich sieht, so sah ich damals in einem einzigen Augenblick die ganze Arbeit meines Lebens scharf vorgezeichnet vor mir.“ Es hat dann fast ein Menschenalter gedauert, bis ich diese Arbeit vollenden konnte, harte und schwere Jahre, namentlich im ersten Jahrzehnt, wo mir kaum das geringste Echo zurückkam, wo ich in geradezu vernichtender Einsamkeit meinen Weg zu gehen hatte. Oft und oft, wenn sich in schlafloser Nacht meine letzten Ergebnisse mir nackt und bloß, sozusagen brutal, plötzlich vor die Augen stellten, fragte ich mich zu Tode erschreckt, ob ich nicht vielleicht doch im schweren Irrtum, ob ich nicht vielleicht doch geistesgestört sei, wie meine ersten Kritiker es zuweilen andeuteten. Dann fragte ich mich: „Wie kamst du zu diesen Sätzen?“ Ging zurück auf ihre Voraussetzung und wieder auf deren Voraussetzungen und so fort bis auf meine grundlegenden Feststellungen, um zuletzt, in kaltem Schweiß gebadet, aufzuatmen und mich zu getrösten: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, es ist doch richtig!“

DIE „UTOPIE“

Das also war klar, unbestritten und durch alle Autoritäten der bürgerlichen wie der sozialistischen Schule anerkannt: wo Freiland vorhanden, kann es keinen Kapitalismus geben. Und daraus war der Schluß zu ziehen, daß der Kapitalismus verschwinden muß, wenn es gelingt, in den Ländern seiner Herrschaft das Freiland wiederherzustellen. Sollte das möglich sein?

Die Klassiker, auch Marx, haben sich diese Frage niemals vorgelegt. Sie waren ohne weiteres davon überzeugt, daß die Erde zu klein sei. Längst sei das verfügbare Land dadurch besetzt worden, daß „sich eine Hufe neben die andere legte“.

Die berühmte „Oppenheimersche Utopie“ beruht nun auf gar nichts anderem, als daß ich fast zum ersten Male (nur Charles Hall war der Wahrheit nahe) nachgerechnet habe. Dabei hat sich herausgestellt, daß noch heute ungeheuer viel mehr fruchtbaren Landes vorhanden ist, als die etwa 1,8 Milliarden heutiger Menschen brauchen würden. Man kann im Durchschnitt rechnen, daß ein Hektar je Kopf, d. h. 5—6 Hektar je Familie für bäuerliche Selbständigkeit ausreichen und gleichzeitig die Arbeitskraft der Familie voll beschäftigen. Die Erde hat aber nicht weniger als 13,4 Milliarden Hektar Nutzfläche (nach Abzug aller Wasserflächen und allen Unlandes). Selbst wenn man davon noch ein volles Drittel für Forsten ausscheidet, bleibt immer noch das Fünffache des Bedurften, sogar unter der unmöglichen Voraussetzung, daß alle Menschen Bauern wären, daß es keinen einzigen Handwerker, Händler, Schiffer, Bergmann, Beamten usw. gäbe.

Aber noch mehr: die gleiche Rechnung zeigt, daß in allen, auch den am dichtesten bevölkerten kapitalistischen Ländern der Welt nirgends von „Volk ohne Raum“ die Rede sein könnte, wenn nur das vorhandene Land richtig verteilt wäre. In Deutschland z. B. kommt auf den Kopf der jetzigen agrarischen Bevölkerung reichlich das Doppelte des Normalbedarfs, 2 Hektar je Kopf, 10—12 Hektar je Familie.

Trotzdem hatten wir in Deutschland Großigentum, Großeinkommen und eine vermögenslose Arbeiterklasse schon vor

anderthalb Jahrtausenden, als das Land noch unvergleichlich geringere Bevölkerung hatte. Ist also die Theorie falsch? Nein! Aber das Land ist eben von jeher nicht richtig, nicht einigermaßen gleichmäßig verteilt gewesen. Es gab immer genug Land, aber niemals „Freiland“. Es war und ist vorhanden, aber es war und ist für den vermögenslosen Mann aus der Unterklasse nicht frei zugänglich. Es war und ist zwar kein natürliches Hindernis da, das es ihm unmöglich machte, „ein Stück Land in sein individuelles Eigentum und Produktionsmittel zu verwandeln“, um noch einmal Marx zu zitieren; wohl aber bestand ein rechtliches Hindernis; dieses Hindernis ist ein Eigentumsrecht, das er bei Strafe nicht verletzen darf, und dieses Eigentum heißt Großgrundeigentum. In Deutschland sieht die Sache so aus, daß rund 200000 Großbauernbetriebe und 18668 Großbetriebe fast genau 12 Millionen Hektar der Nutzfläche belegen, so daß den nahezu 5 Millionen kleineren Betrieben zusammen nur etwas über 13 Millionen Hektar verbleiben. Daher bei uns „das Volk ohne Raum“. Der Grund und Boden ist in der Rechtsform des geschlossenen, massenhaften Großgrundeigentums gegen den Landbedürftigen aus der Unterklasse gesperrt. Der Kapitalismus ruht als auf seiner letzten Grundlage auf der Bodensperre. Und man kann ihm seine Grundlage entziehen, man kann ihn aus der Welt schaffen, wenn man die Bodensperre beseitigt und das Freiland wiederherstellt.

Wie ist denn nun diese Institution entstanden, die unser ganzes Leben verdirbt? Darüber besteht kein Zweifel mehr: sie ist das Ergebnis erobernder Gewalt*). Alle Staaten der Welt sind von Kriegern gegründet worden, die die ansässigen Bauern unterwarfen und sich das Land aneigneten, vor allem auch das gesamte noch unbebaute. So entstanden zugleich die beiden Institutionen, die den „feudalen Raum“ charakterisieren: die verfassungsmäßige Scheidung der Stände in Herren und Knechte,

*) Auf der vorletzten Tagung der Soziologischen Gesellschaft in Zürich 1928 haben die sämtlichen führenden Ethnologen Deutschlands, die einzigen, die hier zuständig sind, diese von mir schon 1898 vertretene, in ihrer Urform von Saint-Simon und Gumplovitz herrührende sogenannte „Soziologische Staatsidee“ bestätigt.

Berechtigte und Verpflichtete — und die Bodensperre in Gestalt des geschlossenen Großgrundeigentums.

Die „bürgerlichen“ Revolutionen von 1648, 1789 usw. haben die erste dieser beiden feudalen Institutionen ausgerottet: die Ständescheidung; aber die andere haben sie bestehen lassen, die Bodensperre. So blieb das große Werk der Befreiung vom Feudalismus unvollendet; und die Folge davon ist, daß wir unter dem Kapitalismus zu leiden haben.

Worin besteht nämlich die „Soziale Frage“? Darin, daß bei der gewaltigsten Entfaltung der güterschaffenden Kräfte, die die Weltgeschichte kennt, dennoch sich der Segen des steigenden Reichtums allzu ungleichmäßig auf die Völker verteilt. Die vermögenslose Unterklasse erhält bestenfalls nur einen winzigen Teil davon, während den besitzenden Klassen fast der ganze Zuwachs in Gestalt des Profits und der Grundrente zufließt. Wie ist das zu erklären? Warum steht auf dem Markte der Arbeit der Preis dieser Ware so tief? Oder, was dasselbe sagt, woher stammt das Überangebot dieser Ware?

Darauf antwortet die bürgerliche Wissenschaft mit dem „Bevölkerungsgesetz“ von Malthus, und die marxistische mit dem „Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“. Beide wurden eigens zu dem Zwecke der Erklärung konstruiert, „deduziert“, und zwar, wie ich beweisen konnte, falsch deduziert. Ich kann hier die Beweise nicht wiederholen*): es muß genügen zu sagen, daß sie bisher niemals mit ernsthaften Mitteln auch nur angegriffen worden sind. Die richtige Erklärung gibt ein nicht eigens deduziertes, sondern in ganz anderem Zusammenhange beobachtetes, also echtes Gesetz. Friedrich Frhr. v. d. Goltz hat es 1893 entdeckt, ein hochkonservativer Agrarpolitiker, der sehr entsetzt wäre, hätte er erlebt, welche Folgerungen man aus seinem Funde ziehen muß. Es lautet: „Mit dem Umfang des Großgrundeigentums parallel und mit dem Umfang des bäuerlichen Besitzes in umgekehrter Richtung wächst die Wanderung.“ Je größer das Großgrundeigentum, um so gewaltiger die Wande-

*) Vgl. dazu mein „Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus“ (Jena 1900) und mein „Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre“ (Jena 1903), dann mehrfach neu aufgelegt.

rung; ein Teil der Ausgestoßenen geht über See: Auswanderung; ein viel größerer Teil geht in die Städte und bietet sich auf ihrem Arbeitsmarkte an: Abwanderung. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft sind z. B. in Deutschland Landproletarier zu Dutzenden von Millionen in die Industriebezirke eingewandert; in allen anderen kapitalistischen Ländern hat sich das Gesetz in gleicher Kraft ausgewirkt*).

Hier haben wir die wirkliche Ursache des Überangebots auf dem Markte der städtischen Arbeit, und damit ist der Ring geschlossen. Wir haben keine Schwierigkeit mehr, zu verstehen, wie der künstlich geschaffene Mangel an Freiland und der Kapitalismus zusammenhängen.

Ich fand das Gesetz vor, als ich 1895 an die Ausarbeitung meines ersten größeren Werkes, die „Siedlungsgenossenschaft“, herantrat. Es war meine selbstverständliche Aufgabe, es in die Theorie hineinzuarbeiten, die außerordentlich arm an echten Gesetzen ist. Man kann sie an den Fingern einer Hand abzählen. Ich enthalte mich sonst gern starker Worte: aber ich muß doch aussprechen, daß es ein öffentlicher Skandal ist, daß ich der einzige gewesen und geblieben bin, der diese notwendige, ja selbstverständliche Aufgabe übernommen hat. Die wenigsten beamteten Fachmänner meines Gebietes haben niemals auch nur den Namen des Gesetzes gehört; als ich in Frankfurt in einem Prüfungsprotokoll unter den von mir behandelten Gegenständen auch das Goltzsche Gesetz anführte, fragte mich ein Kollege, und wahrlich nicht der geringste Mann der Fakultät, vertraulich, was das sei; und als ich vor

*) Zwischen 1910 und 1925 gewannen die Großstädte Preußens durch Wanderung allein 658 000, die sonstigen Stadtkreise 178 000 Köpfe, während die Landkreise 385 000 verloren. Sie hätten viel mehr verloren, wenn nicht mehr als eine halbe Million Optanten aus dem Osten eingewandert wären, von denen weitaus der größte Teil, schätzungsweise mehr als zwei Drittel, in den Landkreisen sesshaft geworden sind. In Bayern verloren die Bezirksämter 208 000, gewannen die Großstädte 106 000, die sonstigen kreisunmittelbaren Städte 30 000 Köpfe. Seitdem hat sich die Landwanderung sicherlich noch stark vermehrt. Genaue Zahlen sind noch nicht erhältlich. Man versteht jetzt, woher ein großer Teil der jetzigen industriellen Arbeitslosigkeit stammt.

einigen Jahren als Thema eines Vortrages vor Studenten, um den ich von einem auswärtigen Ordinarius ersucht worden war, das Goltzsche Gesetz bezeichnete, fragte der mir befreundete Kollege gleich am Bahnhof, wo er mich abholte, was das denn für ein ihm unbekanntes Gesetz sei. Sogar im Handwörterbuch für Staatswissenschaften, einem vielbändigen Werke von Lexikonformat, das mit Recht als ein Stolz der deutschen Wissenschaft betrachtet wird, findet sich in der letzten Auflage weder der Name von der Goltz noch sein Gesetz, weder im Stichwörterverzeichnis noch unter irgendeinem der Artikel, unter denen es erwähnt sein könnte. Die gegenwärtige theoretische Ökonomik beschäftigt sich mit den lächerlichsten Quisquilien, gräbt die verschollensten Schriftsteller aus allen vergangenen Jahrhunderten aus, aber von diesem Funde, auf den sich in der Zeit der Klassik alles begeistert gestürzt hätte, was einen Namen zu gewinnen oder zu verlieren hatte, ist in keinem einzigen Lehrbuch, das ich kenne, die Rede.

Sehen wir nun zu, wie sich die bisherige Theorie die Entwicklung zum Kapitalismus denkt.

Die bürgerliche Lehre schon der Klassiker ging von einer vollkommen unhistorischen Konstruktion aus. Für sie ist die Geschichte nicht gewesen oder hat doch wenigstens nicht gewirkt. Man kann natürlich nicht bestreiten, daß die Eroberung mit allen ihren Folgen in der Geschichte die größte Rolle spielt, aber man abstrahiert davon und erklärt die Entstehung der Klassen und des Großeigentums an Kapital und Boden auf die folgende Weise: Zu irgendeiner Zeit hat sich in einem weiten, fruchtbaren menschenleeren Lande eine kleine Gruppe von Menschen niedergelassen, die sämtlich frei und gleichen Rechtes und anfänglichen Vermögens waren. Sie sind an Zahl gewachsen und haben zuletzt, selbstverständlich in nichts als Mittelbauernstellen, das ganze Land derart besetzt, daß „alle Hufen, sich gegenseitig berührend, es bedeckten“. Bis dahin blieb die Gleichheit vollkommen erhalten; zwar hatten die Begabteren und Fleißigeren ein etwas höheres Einkommen, aber sie konnten daraus kein klassenbildendes Vermögen anhäufen, sondern konnten es nur anwenden, um etwas besser zu leben und für die Zwecke der

Allgemeinheit mehr zu leisten, indem sie namentlich die Ehrenämter übernahmen, und ferner, um ihren Nachkommen, die ihre Begabung nur in seltenen Fällen erbten, einen etwas günstigeren Start zu ermöglichen*). Nachdem aber einmal das ganze Land auf diese Weise „vollbesetzt“ war, führten die Verschiedenheiten der Begabung allmählich zur Ungleichheit: die Begabten und Fleißigen wurden reich, die Dummen und Faulen arm und mußten sich jenen als Arbeiter vermieten; und so entstand im Laufe der Zeit die Klassenscheidung in Besitzende und Nichtbesitzende, in Herren und Knechte, in Genießer und Fröhner.

Diese ganze Lehre von der Entstehung der Klassen ist vollkommen unhaltbar. Zunächst lassen sich die Unterschiede des Einkommens und Vermögens, die unsere heutige Gesellschaft aufweist, unmöglich aus der Verschiedenheit der Begabung erklären. Sie sind viel zu groß dazu. Der größte Mensch ist nicht dreimal so lang wie der kleinste, der stärkste Mensch nicht dreimal so stark als der schwächste; wir haben nicht den geringsten Grund zu der Annahme, daß die geistige Begabung sich anders verhält, zumal die wirtschaftliche Begabung nicht nur eine solche des Geistes, sondern vor allem auch des Willens ist und dessen Größe läßt sich messen und erweist sich als nicht stärker verschieden als die Anlagen zur Kraft und Größe. Ein Kenner des Seelenlebens wie Adam Smith konnte aussprechen: „Von Natur aus ist ein Philosoph an Genie und Begabung nicht

*) Bis hierher ist die Lehre völlig richtig und wird durch die Tatsachen sowohl der Vorgeschichte wie der Völkerkunde bestätigt. Mindestens 50000 Jahre lebt der Mensch in Europa; aber bis zum „Zeitalter der Wanderung und Eroberung“, in dem der Staat entstand, und das war erst etwa um 3000 v. Chr. der Fall, findet man nirgends eine Spur von den beiden Zeichen, an denen die Klassenherrschaft erkennbar ist: Burgen und „Herrenkunst“: den Luxus einer reichen Klasse. Und die Völkerkunde zeigt, daß alle Naturvölker noch heute so lange in vollkommener Gleichheit leben, bis mit der Einführung von kriegsgefangenen Sklaven die ursprüngliche Gleichheit durch äußere Gewalt zerstört wird. Selbst ein kriegerischer Raubstamm wie die Masai kennt weder Adel noch grobe wirtschaftliche Verschiedenheiten; eines ihrer zehn Gebote befiehlt, einem verarmten Stammesgenossen die verlorene Herde voll zu ersetzen. (Vgl. mein „Rom und die Germanen“, Jena 1928.)

halb so verschieden von einem Lastträger wie ein Schäferhund von einer Bulldogge“.

Wäre aber selbst die geistige Begabung so verschieden wie die Größe der Zwerge von Lilliput von der der Riesen von Brobdignac, so könnte selbst diese Verschiedenheit nach dem einhelligen Bekenntnis der Führer beider Schulen sich nicht eher in Klassenverschiedenheit ausdragen, als nachdem alles vorhandene Land durch Bauernsiedlung vollbesetzt ist. Diese Bedingung ist aber, wie wir wissen, auch heute noch nicht erfüllt, nicht einmal in den meist bevölkerten Ländern des Planeten.

Karl Marx hat diese bürgerliche Lehre als eine „Kinderfibel“ mit der ganzen Lauge seines ätzenden Spottes übergossen — und dennoch ist sie, ihm selbst unbewußt, die Grundlage seiner kommunistischen Einstellung geblieben. Denn das ist ja klar: aller Kommunismus hat nur eine logische Wurzel, die Überzeugung, daß die freie Konkurrenz zu der verhängnisvollen Scheidung der Klassen führen muß. Nur darum soll ja die freie Konkurrenz mit allem ihrem Zubehör: mit Markt, Geld und Preis, abgeschafft werden, um von der bisher nie mit Erfolg versuchten und in ihrer Wirksamkeit mehr als zweifelhaften Konstruktion der von einer Stelle aus geleiteten, auf Grund statistischer Erhebungen disponierten Gesamtwirtschaft ersetzt zu werden.

Marx war also nicht gänzlich unhistorisch wie die Klassik, aber er war nicht historisch genug. Er hat den Begriff des Kapitalismus zu eng gefaßt; er läßt ihn erst beginnen mit der Entwicklung der städtischen Gewerbe; für ihn ist Kapitalismus erst gegeben, wenn freie Arbeiter von den Besitzern der Produktionsmittel ausgebeutet werden. Das aber heißt die geschichtliche Erscheinung aus ihrem Zusammenhange reißen. Ganz abgesehen davon, daß auf diese Weise der Kapitalismus der antiken Sklavenwirtschaft ganz aus dem Bilde fällt, ist heute völlig sichergestellt, daß dem industriellen Kapitalismus überall eine Epoche des agrarischen Kapitalismus zuvorging, wobei der Freizügigkeit beraubte Arbeiter exploitiert wurden. G. F. Knapp hat für Deutschland gezeigt, daß der ostelbische Großgutsbetrieb der erste kapitali-

stische Betrieb der Neuzeit war, und das gleiche hat Brodnitz für England bewiesen. Für Rußland braucht niemand es zu beweisen. Kapitalismus muß definiert werden als eine Gesellschaft, in der die Erzeugnisse ausgebeuteter Arbeiter auf einem geldwirtschaftlich entfalteten Markte verwertet werden. Der industrielle Kapitalismus der Neuzeit ist nur eine, freilich die alles überstrahlende Teilerscheinung des größeren Ganzen: er wurzelt im agrarischen Kapitalismus, folgt ihm nur sehr langsam und zögernd, und entwickelt sich erst von dem Augenblicke an zu seinen Riesenmaßen, in dem die bürgerlichen Revolutionen die Freizügigkeit des Landvolks erzwingen, das auch in England faktisch, wenn auch nicht gesetzlich, an die Scholle gefesselt war.

Wieder schließt sich der Ring vor unseren Augen. Immer wieder, von welchem Ausgangspunkte auch immer, kommen wir auf die gleiche Ursache.

Von hier aus versteht man leicht die entsetzlichen Zustände, die der Frühkapitalismus brachte. Sobald die Freizügigkeit erkämpft ist, ist es, als sei ein Staudamm gebrochen. Das Landproletariat strömt in so ungeheuren Massen in die Städte, daß der Arbeitsmarkt plötzlich überfüllt wird und die Löhne in die Tiefe stürzen. Der Wochenlohn der englischen Baumwollspinner sinkt in kurzer Zeit von 22 auf 5¹/₂ Shilling. Die städtischen Theoretiker, die vom Lande nichts wußten, machten die freie Konkurrenz verantwortlich. Aber die war völlig unschuldig aus einem unbestreitbaren Grunde: sie existierte nicht! Noch nie in aller Weltgeschichte hat freie Konkurrenz existiert. Die Aufgabe der Zukunft liegt nicht darin, wie der Bolschewismus glaubt, an ihre Stelle etwas ganz Neues, nie Erhörtes und Erprobtes, zu setzen, sondern die jetzige Gesellschaft erst einmal zu der der wirklich freien Konkurrenz zu erheben. Konkurrenz und Monopol sind einander ausschließende Gegensätze, und unsere ganze Gesellschaftsordnung ist geradezu aufgebaut auf der Grundlage eines ungeheueren Monopols, des Monopols, das eine schwache Minderheit an dem gesamten Boden der Nationen besitzt, besitzt als Erbin wilder Erobererstämme, die es nicht kraft überlegener wirtschaftlicher Begebung, nicht durch höheren Fleiß und größere Nüchternheit

und Voraussicht, sondern mit dem Schwerte erwarben. Dieses Monopol muß fallen; das ist der erste notwendige Schritt zum Ziele der Erlösung der Menschheit; dann wird es leicht sein, sollte es noch nötig sein, die weiteren Schritte zu machen, etwa auf dem Wege der Besteuerung die allzu großen Kapitalmammuts zu erlegen. Denn die Geschichte lehrt auf jeder Seite: „Wer das Land hat, hat die Macht“, und ein Volk, das sich seinen Boden zurückerobert hat, kann durch niemanden daran verhindert werden, sich jedes Gesetz zu geben, das erforderlich scheint, um die Übergangszeit vom alten zum neuen Zustande abzukürzen und zu erleichtern.

Um mehr als um eine Übergangszeit kann es sich nicht handeln. Wenn die Bodensperre durch das große Grundeigentum erst einmal beseitigt ist, dann ist auch in den am dichtesten bevölkerten Staaten des Planeten das „Freiland“ wieder vorhanden, in dessen Gegenwart nach dem einstimmigen Urteil aller großen Köpfe aller Schulen Kapitalismus nicht bestehen kann. Und dann wird sich zeigen, daß die freie, die endlich befreite Konkurrenz zur „rationellen“ Gleichheit führt, zur Gleichheit der Entlohnung nach der Leistung für die Gesellschaft. Das ist das Ideal der Platonischen „isotes“: den Gleichen Gleiches, den Ungleichen aber Ungleiches; und das entspricht nicht nur der Forderung der Gerechtigkeit besser als die „mechanische“ Gleichheit, die der Kommunismus predigt, sondern das allein gibt die Sicherheit, daß die Menschheit in Zukunft leben können. Bisher hat nur der Sporn des Wettbewerbs die Menschen zum vollen Einsatz ihrer Kraft bewegen können; alle kommunistischen Versuche der Vergangenheit sind an der unzureichenden Arbeitsleistung gescheitert, und auch der gigantische Versuch der Sowjets wird daran scheitern. Wir brauchen sowenig um der Gleichheit willen auf die Freiheit zu verzichten, wie um der Freiheit willen auf die Gleichheit.

Das ist die Oppenheimersche Utopie.

Man wird zugestehen müssen, daß sich dieses Bild der zukünftigen Gesellschaft von allen seinesgleichen in einem entscheidenden Punkte unterscheidet. Jene wollen sämtlich einen sehr komplizierten Bau errichten (siehe Sowjetrußland), dessen

Schwierigkeit im wesentlichen darauf beruht, daß man an Stelle eines lebendigen, selbstwüchsigen und sich selbst regulierenden Organismus einen toten Mechanismus zu setzen bestrebt ist, der vielleicht funktionieren kann, vielleicht aber auch nicht. Was ich aber will, ist nicht, etwas Kompliziertes aufzubauen, sondern etwas abzubauen; sozusagen den lebendigen Körper von einer Schlinge zu befreien, die ihn drosselt und zu erdrosseln droht. Das ist gewiß nicht so bis zur Unmöglichkeit schwierig; und den Mann möchte ich denn doch sehen, der den Mut hätte zu behaupten, daß eine Gesellschaft ohne massenhaftes privates Großgrundeigentum unvorstellbar sei. Der geläufige und meines Erachtens richtige Einwand, der gegen den Kommunismus erhoben wird, ist gegen meine „Utopie“ nicht anwendbar: daß die Menschen Engel sein müßten, um diese Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten. Man kann höchstens behaupten, daß die Maßnahme nicht ausreicht; darüber läßt sich sprechen, wenn sie erst einmal durchgeführt ist: es ist aber heute, und nicht zuletzt dank meinen Arbeiten, ein Programmpunkt schlechterdings aller Parteien nicht nur Deutschlands, sondern fast der ganzen Welt geworden, daß das Großgrundeigentum stark zurückgeschnitten werden muß. Das Agrarprogramm der deutschen Sozialdemokratie ist von zwei Männern entworfen worden, von denen der eine, Staatssekretär Krüger, ein unmittelbarer Anhänger von mir ist, während der andere, Baade, meinen Anschauungen zum wenigsten sehr nahe steht. Und in Polen, Jugoslawien und der Tschechoslowakei stehen Schüler von mir an der Spitze der Bewegung. Die Maßnahme ist als notwendig anerkannt aus politischen Gründen: ohne ihre Durchführung ist echte Demokratie unmöglich, denn der Satz gilt und hat sich im neuesten Deutschland wieder bewährt: „Wer das Land hat, hat die Macht“. Und sie ist als notwendig anerkannt aus den wirtschaftlichen Gründen, die ich zuerst herausgearbeitet habe, wenn auch die wenigsten an eine Wirkung von der Größe glauben wie ich.

* * *

Die ganze großartige Logik der Weltgeschichte enthüllt sich unserem Verstehen: Vor etwa fünf Jahrtausenden drang mit der

Eroberung die Ungleichheit in den Körper der Menschheit ein, und alle Geschichte seither ist der Versuch, des Krankheitsstoffes Herr zu werden. Die Völker des Altertums sind daran zugrunde gegangen, und auch wir leiden aufs schwerste an ihm. Der Kapitalismus ist im feudalen Raum erwachsen; er hat das Großeigentum an dem wichtigsten Arbeitsmittel und die Klassenscheidung aus ihm übernommen; und nichts ist klarer — es ist der Grundgedanke Saint-Simons —, als daß demjenigen der Ertrag der Arbeit zufließen muß, dem die Arbeitsmittel gehören. Keine Ausflucht der sogenannten Wissenschaft kann diesen evidenten Satz erschüttern.

Der Kapitalismus ist ein Bastard von Knechtschaft und Freiheit. Alles, was groß an ihm ist, verdankt er der Freiheit: die Beseitigung der Stände, die großartige Entwicklung der Arbeitsteilung, die Herrschaft über die Elemente, den Reichtum, den sich frühere Zeiten nicht einmal hätten vorstellen können. Alles aber, was an ihm häßlich und gefährlich ist, hat er von seinem Vater, der Gewalt: die Ungleichheit mit allen ihren furchtbaren wirtschaftlichen und politischen Folgen, die herzzermalmende Armut der Unterklasse namentlich in den Anfängen, die grauenhafte Unsittlichkeit, die nie ausbleiben kann, wo, um mit Rousseau zu sprechen: „einer reich genug ist, um viele kaufen zu können, und viele arm genug sind, um sich verkaufen zu müssen“; den Kampf um die Weltmärkte, der unvermeidlich ist, weil die Arbeitenden aller Länder mit ihrem Arbeitseinkommen nicht zurückkaufen können, was sie erzeugt haben, und die daraus folgende Nebenbuhlerschaft der kapitalistischen Mächte, die Krisen und die vernichtenden Kriege.

SOZIALE EXPERIMENTE

Auf Grund des Hertzkaschen Romans „Freiland“ hatten sich vielerorts Gruppen zusammengeschlossen, um für den phantastischen Plan, an dem die meisten selbst teilzunehmen beabsichtigten, zu werben. Die Berliner Gruppe leitete der edle Landgerichtsrat Krecke, ein Charakter von seltener Reinheit, ein

wahrer Menschenfreund. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit den Werken Eugen Dührings und, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, auch mit denen von Henry George; auch George zähle ich zu meinen großen Meistern, und sein berühmtes Buch „Fortschritt und Armut“ zu den bedeutendsten Schöpfungen meiner Wissenschaft, wenn ich auch, gerade wie bei meinem Meister Marx, vieles an der theoretischen Grundauffassung ablehnen muß. Namentlich seine Lehre vom Kapitalprofit ist völlig unhaltbar, ist „naive Produktivitätstheorie“. Als ich 1914 in Amerika war, hatte ich die Freude, mit dem Kreise von Männern zusammen zu sein, die noch unter dem persönlichen Einfluß des genialen Menschen gestanden hatten; niemals habe ich an einem runden Tisch so viele geprägte Gesichter versammelt gesehen wie bei Bolton Hall, der mich ihnen vorstellte als einen Kopf, der Neues über George zu sagen wußte. Das war in Newyork; in jede Stadt des Landes, in die ich dann kam, waren mir Depeschen vorangeflogen, die mich anmeldeten, und der Debatten war kein Ende. Es wurde verabredet, daß ich im nächsten Jahre wiederkommen sollte, um in einer Rundreise über das ganze Land meine Auffassung vorzutragen: der Weltkrieg hat auch diesen Plan zerstört. Ich will bei dieser Gelegenheit gleich bemerken, daß ich damals auch mit einer ganzen Anzahl der anderen sozialistischen Gruppen und Grüppchen in Berührung kam, die sich drüben um den Sozialismus bemühen; am eindrucksvollsten ist mir die Bekanntschaft mit „Big Bill“ geblieben, der einer der extremsten Richtungen, meiner Erinnerung nach den I. W. W. (International Workers of the World), angehörte.

Ähnliche Gruppen und Grüppchen schwärmten zwanzig Jahre zuvor auch in Berlin um den großen Heerkörper des Sozialismus, die Sozialdemokratische Partei, die im übrigen damals ebenso wenig wie heute durchaus einheitlich war. Der alte Gegensatz zwischen den Anhängern Lassalles und den orthodoxen Marxisten ist ja niemals ganz verschwunden; er hat sich heute in der erbitterten Feindschaft zwischen der großen Partei und dem gewaltig vordringenden Kommunismus wieder aufs schärfste zugespitzt. Er führte damals zum Ausschluß ganzer Gruppen aus der Partei, z. B. der „Anarchosozialisten“, die mein guter Freund, der

praktische Arzt Dr. Friedeberg, ein Ostpreuße von ungeheurer Körperkraft, leitete. Einem der Führer, der unter einer politischen Anklage stand, haben damals — das Verbrechen ist längst verjährt und so darf man es öffentlich eingestehen — Schleich und wir zur Flucht in die Schweiz verholten. Er war schwerkrank. Ich wurde ein sehr aktives Mitglied der Berliner Freilandgruppe; ich hatte mir damals bereits eine ganz nette theoretische Ausbildung verschafft und war in unseren Meinungskämpfen mit den Sozialdemokraten und den übrigen Gruppen, als ein im Ethischen Klub wohlgeschulter Debatter, einer ihrer ersten Wortführer. Man wählte mich denn auch zum zweiten Vorsitzenden. Wir vertraten unsere Gedanken gegenüber den Bodenreformern, deren Führer schon damals Adolf Damaschke war; er und ich sind durch jahrzehntelange gute Kameradschaft verbunden, aber ich habe ihm immer den Vorwurf gemacht, den ich ihm noch heute machen muß, daß er die von Henry George eingeleitete große Menschheitssache zu einer bürgerlichen Steuerangelegenheit verniedlicht hat; was bei George nichts als das Mittel war, die Grundrentensteuer (und gerade das war der schwächste Punkt seiner Lehre), ist ihm zum Ziele geworden; alle notleidenden städtischen Finanzgewaltigen haben denn auch den Aufschluß dieser neuen Geldquelle freudig begrüßt, und die bürgerliche Gesellschaft hat es dem wackeren Manne gegenüber an Ehrungen nicht fehlen lassen. Da war ferner die kleine Gruppe der Anarchisten, geführt durch Busch, der zu jener Zeit die Propaganda der Tat abgeschworen und sich zu der Idee bekehrt hatte, die soziale Frage durch „Organisation der Kundschaft“, also vom Konsum her, zu lösen. Da war der warmherzige Sanitätsrat Konrad Küster, ein Onkel meines Freundes Schleich, da war der „Verein für ethische Kultur“ und nicht zuletzt der grundbrave, schwärmerische ehemalige Husarenoberstleutnant von Egidy. Auch mit einigen versprengten Anhängern Eugen Dührings kam ich in Berührung, einem sehr kleinen Kreise, der sich um die beiden reichen Sonderlinge Benedikt und Emanuel Friedländer gruppierte. Seltsam: Dühring war Antisemit von extremstem Fanatismus, und dennoch sind es fast nur Juden gewesen, die seine Lehre weitertrugen

und ihren Meister öffentlich vertraten. Einer der hervorragendsten unter ihnen war Eduard Bernstein, der ihn noch in Berlin gehört hatte und willig zugab, durch ihn entscheidend angeregt worden zu sein. Benedikt Friedländer schrieb ein Buch voll des höchsten Lobes über ihn; auch Hermann Schwarzwald, der Treueste der Treuen, ist Jude, und meine Wenigkeit ist der einzige akademische Fachmann, der meines Wissens die Lehre in ihren Grundzügen übernommen und weiter ausgebildet hat.

Aber wir Freiländer wollten mehr als nur theoretische Klärung, wir wollten die rettende Tat. Und wie aus dem Kreise der ersten Saint-Simonisten eine ganze Anzahl bedeutender praktischer Werke hervorgegangen ist: die Eisenbahn von Paris nach Lyon, der Crédit Lyonnais und der Suezkanal —, so sind auch aus diesem Spät-Saint-Simonistischen Kreise verschiedene praktische Organisationen hervorgegangen, die Bestand gehabt haben und wohl geeignet sind, Vorbilder und Kerne einer weitgreifenden und wirklich bessernden Reform der ganzen Gesellschaft zu werden.

Hermann Krecke gründete, wohl mit unter dem Einfluß von Busch, 1894 einen Konsumverein „Hülfe“. Die Absicht war, eine Organisation von der ungeheuren Größe und Kraft der britischen Konsumgenossenschaften zu schaffen, die damals bereits ungefähr jeden vierten Briten umfaßten, einen Umsatz von über $\frac{1}{2}$ Milliarde Mark erzielten und etwa 300 Millionen Mark jährlich als Einkaufsdividende ausschütteten. Mit so ungeheuren Mitteln ließ sich auf friedlichem Wege Großes erreichen, wenn sie nur richtig zusammengehalten und angewendet wurden, anstatt sie in kleinsten Beträgen zu zersplittern. Die „Hülfe“ sollte diesen Fehler vermeiden, sollte die Gewinne zusammenhalten und für die soziale Umformung verwenden. Ich warnte vergeblich; ich sagte, und die Entwicklung gab mir leider recht, daß die britischen Vorbilder ja nur dadurch zu ihrer großen Mitgliederzahl und Finanzmacht gelangt waren, daß sie den privaten Egoismus der Genossen durch die Auszahlung der Dividende befriedigten, und ich riet, diesem Egoismus zunächst entgegenzukommen und das Statut erst zu ändern, wenn der Verband zu genügender Kraft gelangt sei.

Der fast asketische Idealist Krecke, der an die anderen gerade so unerbittliche Ansprüche stellte wie an sich selbst, glaubte an die Uneigennützigkeit der Menschen — und scheiterte. Der Verein blieb, wie ich es vorausgewußt hatte, winzig klein, machte keine Fortschritte und wurde liquidiert.

Das war aber auch der einzige Mißerfolg. Um mit den kleineren Dingen zu beginnen, so wurde aus unserem Kreise heraus auf Anregung Gustav Lilienthals, des Bruders und Mitarbeiters Ottos, des berühmten ersten Gleitfliegers, der auch Mitglied unserer Gruppe war, ca. 1894 eine Baugenossenschaft „Freie Scholle“ in Berlin-Tegel begründet, die heute noch blüht und wächst. Viel bedeutsamer war die Begründung der zu ungeheurer Größe und Kraft emporgewachsenen Hamburger „Produktion“, einer gewaltigen Konsum-, Produktiv- und Baugenossenschaft, die auf Grund der Organisation der Kundschaft auch weithin zu großartiger Eigenerzeugung vorgeschritten ist; ihre Bäckerei und Fleischerei gehören zu den größten und modernsten Anlagen ihrer Art, und die von ihr errichteten Baublocks in allen Teilen der Stadt sind wahrscheinlich die Vorbilder der heute überall aufschießenden „Siedlungen“ gewesen, wie sie namentlich die sozialistische Stadtverwaltung Wiens in so vorbildlicher Weise errichtet hat. Die Führer dieser Bewegung waren einige Mitglieder der Hamburger Freilandgruppe; es gelang ihnen, die mächtigen Gewerkschaften unter dem bekannten Abgeordneten von Elm zu gewinnen, und der Großkaufmann Rafael Ernst May, ein Sozialstatistiker von hohem Rang, der uns nahestand, beteiligte sich führend an der Ausarbeitung des Organisationsplanes. Hier wurden meine Ratschläge befolgt; den Mitgliedern wurde zwar nicht der ganze Gewinn, wohl aber eine erhebliche Dividende ausgeworfen, und der stattliche Rest wurde für die sozialen Zwecke des Ganzen kapitalisiert. Die Folge war, daß der Verband schnell wuchs und zu höchster Blüte gelangte.

Ich beteiligte mich an all diesen Dingen, obgleich sie nicht mein eigentliches Ziel erstrebten; sie stellten von meinem Gesichtspunkte aus nur Hilfsorganisationen dar, deren ich mich später zu bedienen hoffte. Mein Ziel konnte kein anderes sein, als die Agrarfrage unmittelbar anzufassen. Denn das war und

ist ja der Kernpunkt meiner wissenschaftlichen Einsicht, daß die „Terra libera“, das Freiland, wieder hergestellt werden muß, um alle die furchtbaren Schäden der kapitalistischen Wirtschaft zu beseitigen und ihre ungeheuren Vorteile, vor allem den durch sie geschaffenen Reichtum, nicht nur zu erhalten, sondern noch gewaltig zu vermehren. Wie aber dieses Ziel erreichen? Eine Revolution, gewaltsame Enteignung und nun gar ohne Entschädigung, hielt ich und halte ich noch heute für die ultima ratio der Völker, für ein Mittel, das nur dann in Erwägung gezogen werden darf, wenn jeder andere Weg zum Ziele versperrt ist. Es mußte und muß also der friedliche Weg bis zur Erschöpfung der letzten Möglichkeit versucht werden; da es aber kein anderes Mittel der wirtschaftlichen Selbsthilfe gibt als die Genossenschaft, so war die landwirtschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft das vorgeschriebene Mittel, und ich bemühte mich, die Mittel für einen ersten Modellversuch aufzubringen.

Die Geschichte der Genossenschaftsbewegung, die ich zu dem Zweck auf das genaueste durcharbeitete, gab mir den Mut zur Tat. Ich konnte zunächst feststellen, daß die üble Prognose irrig war, die man der Genossenschaft meiner Hoffnung aus dem Grunde stellte, weil alle industriellen Produktivgenossenschaften entweder, und zwar die Mehrzahl, sehr schnell zugrunde gegangen waren oder sich im Falle des Gelingens in kapitalistische Geschäfte umgewandelt hatten: die beiden Formen sind nur dem Namen nach, nur dem Scheine nach Geschwister, sind aber in Wirklichkeit voneinander verschieden wie Tag und Nacht; während die ganze Situation bei der einen zur Katastrophe treibt, ist die andere gegen alle Gefahren immun; und so ergab denn auch eine sorgfältige Zusammenstellung aller Versuche der Wirtschaftsgeschichte, daß die landwirtschaftliche Genossenschaft ausnahmslos, und um so glänzender gelungen war, je vollkommener sie das Ideal ihrer Gattung verkörperte. Der einzige ganz reine Versuch, Rahaline in Irland (1830—32), hat technisch wie moralisch ein geradezu fabelhaftes Ergebnis gehabt, bis die Genossenschaft leider mitten im glänzendsten Gedeihen durch einen von außen kommenden Unglücksfall, an dem sie nicht im

geringsten mitschuldig war, vernichtet wurde: der Begründer, ein wohlmeinender, aber leichtsinniger Landlord, Vandeleur, ein Schüler des großen Robert Owen, verspielte sein Vermögen, flüchtete vor dem Schuldgefängnis, und die Gläubiger bemächtigten sich des Gutes mit allen seinen Verbesserungen. Es gab damals noch kein Genossenschaftsgesetz in Großbritannien, und die Behörden erkannten den Vertrag zwischen dem flüchtigen Besitzer und seiner Arbeiterschaft nicht an. Dieser Fall Rahaline war der Wissenschaft bis dahin ein vollkommenes Rätsel geblieben; es war meine erste wissenschaftliche Leistung, ihn vollkommen aufzuklären, indem ich den polaren Gegensatz zwischen der industriellen und der landwirtschaftlichen Genossenschaft aus der psychologischen Situation der Beteiligten vollkommen ableitete: ein glücklicher Fund allerersten Ranges, die reichste Goldader, die seit Adam Smith in der Gesellschaftswissenschaft angeschlagen war, der Ausgangspunkt für eine vollkommen neue, vollkommen sichere, gleich einer Naturwissenschaft exakte Soziologie, da es hier zum erstenmal gelungen war, die Handlungsweise unzähliger Menschen, städtischer wie ländlicher Arbeiter, „nach mathematischer Art“ aus der Lagerung ihrer Gruppe zu deduzieren.

War ich in dieser Beziehung also völlig beruhigt, so gab mir den Mut, im Kleinen anzufangen, die ganze Geschichte des Genossenschaftswesens. Wo immer eine neue Gestaltung dieser Art sich in ihren ersten kleinen Anfangsformen als konkurrenzfähig oder gar als überlegen erwiesen hatte, war ein berausches Wachstum schnellster Art gefolgt. Das gilt von den Kreditgenossenschaften sowohl der Schulze-Delitzschschen wie auch der Raiffeisenschen Richtung, gilt von den landwirtschaftlichen Produzentengenossenschaften, namentlich den Molkereien, in aller Welt, gilt von den englischen und amerikanischen Building-Associations und gilt vor allem für die grandiose Entwicklung der britischen Konsumgenossenschaften. Sie wurden Anfang der fünfziger Jahre in Rochdale von einer Hand voll verhungertes Baumwollweber, den „gerechten Pionieren“, mit wenigen Pfunden Grundkapital begründet und hatten schon dreißig Jahre später das ganze Land überspannt, einen gewaltigen Teil

der Arbeiterschaft ergriffen und mächtig gehoben, sich in den beiden „Großeinkaufsgenossenschaften“ eine großkommerzielle und großindustrielle Spitze gegeben, die an Kapitalkraft und Organisation mit den allergrößten kapitalistischen Konzernen wetteifern kann, und ergossen alljährlich einen Goldstrom von Hunderten von Millionen Mark in die Taschen ihrer Mitglieder.

Wenn der erste Versuch ergab, daß meine Rechnung richtig war, und daß die bisherigen guten Erfahrungen nicht auf einem Zufall beruhten, wenn also die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft, wie ich sie plante, sich der privaten Gutswirtschaft als überlegen erwies, dann durfte damit gerechnet werden, daß auch sie sich schnell ausdehnen, ein Privatgut nach dem andern durch ehrlichen Kauf erwerben und so allmählich, ohne gewaltsame Erschütterung, ohne Verletzung erworbener Rechte, im vollen Frieden, das deutsche Land in die Hände des deutschen Volkes zurückbringen würde. So sah ich nicht nur das ferne Ziel der Erlösung, sondern auch den Weg zum Ziele von seinem ersten bescheidenlichen Anfang bis zu seinem glorreichen Ende mit voller Klarheit vor mir und war, aus tiefster sittlicher Verpflichtung heraus, entschlossen, ihn zu beschreiten.

Ich rechnete dabei mit der Möglichkeit, die große Arbeiterpartei der Sozialdemokratie für meine Pläne zu gewinnen. Bot ich ihr doch das Mittel, um auch das Landproletariat hinter sich zu bringen, bei dem ihre Agitation bis dahin einen schweren Mißerfolg gehabt hatte. Sie war an dem „antikollektivistischen Bauernschädel“ gescheitert: der Landarbeiter, der der letzten Ursache der sozialen Not am nächsten steht, weiß ganz genau, wo ihn der Schuh drückt und wie allein ihm geholfen werden kann. Er pfeift auf alle Konstruktionen und Deduktionen und verlangt entweder Eigenland, das für bäuerliche Selbständigkeit ausreicht, oder, und das ist sogar die Regel, nur ein paar Morgen Boden, groß genug, um ein paar Schweine und eine Kuh zu unterhalten, anständigen Lohn und den Fortfall seiner gebräuchlichen Verpflichtung, seine Frau regelmäßig auf Gutsarbeit zu schicken. Mit dieser Psychologie ist er das geborene Mitglied der Produktivgenossenschaft, und die Partei,

die dieser Psychologie entgegengekommen wäre, hätte ihn und damit die Landkreise gewonnen. Das wäre um so wichtiger gewesen, als im vorrevolutionären Deutschland und Preußen den schwach bevölkerten Landkreisen bekanntlich durch die Wahlordnung das Übergewicht über die städtischen Kreise gesichert war. Der Arbeiterpartei half ihr riesiges Wachstum parlamentarisch sehr wenig; sie konnte nur dadurch zur Mehrheit und zur Macht gelangen, daß sie sich ein Agrarprogramm gab, das den Landarbeiter und Kleinbauern gewann. Darauf rechnete ich, und das, ich muß es eingestehen, war die einzige „Utopie“, deren ich mich je schuldig gemacht habe. Der Buchstabe der „Arbeiterbibel“ war stärker als alle politische Vernunft, und es hat über dreißig Jahre gedauert, bis meine ketzerischen Gedanken das Agrarprogramm der Partei gestalteten.

Ich korrespondierte damals mit Eisner, dem späteren bayerischen Ministerpräsidenten; er veröffentlichte regelmäßig unter den Decknamen „Sperans“ und „Spectator“ ausgezeichnete Aufsätze in einer Zeitschrift, ich glaube im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“. Ich entsinne mich, daß ich ihm schrieb, ich „dächte nicht daran, meine Turbinen in ein schwaches Rinnsal zu stellen, während dicht dabei der Amazonasstrom der großen Partei fließe“. Ich glaubte damals nicht, ein volles Menschenalter warten zu müssen.

SIEDLUNGEN

Die erste genossenschaftliche Siedlung, die aus dem Kreise der „Freiländer“ hervorging, war die noch heute blühende „Obstbausiedlung Eden“ bei Oranienburg in der Mark. Ihre Begründer waren „Lebensreformer“, Anhänger des Vegetarismus und der Antialkohol- und Antinikotinbewegung, die sich unserer leitenden Gedanken bemächtigten, um sich aus dem kapitalistischen Ozean auf eine selbstgeschaffene Insel zu retten. Ihre Führer waren ein glühender Schweizer namens Sponheimer, ein gewisser Schirrmeister und mein lieber lebenslanger Freund

und bis auf den heutigen Tag getreuer Mitarbeiter Otto Jackisch, der „Bismarck von Eden“, der seine Genossenschaft fünfundzwanzig Jahre hindurch mit sicherer Hand durch alle Klippen gesteuert hat. Ich war an der Abfassung der Statuten mit Krecke richtunggebend beteiligt, konnte aber der Gruppe nicht aktiv beitreten, weil ich die lebensreformerischen Anschauungen zwar achte, aber nicht teile. Ich bin kein Vegetarianer, verachte gelegentlich einen guten Tropfen nicht, wenn ich auch im allgemeinen ein Wassertrinker bin, und bin leider ein passionierter Raucher: nur mit der Zigarre kann ich arbeiten.

Die Aussichten der jungen Genossenschaft erschienen anfänglich jedem als sehr trübe, der nicht, wie ich, von der zauberhaften Kraft dieser Art von Einungen Kenntnis hatte. Es waren lauter sozusagen pflastermüde Städter, eine ganze Anzahl von Sonderlingen und Sektierern aller Art dazwischen; sie wollten ihre Existenz auf den Obstbau stellen, von dem kaum einer von ihnen die geringste Ahnung hatte. Noch heute leiden die älteren Obstanlagen der Genossenschaft daran, daß die Bäume in viel zu geringen Zwischenräumen gepflanzt worden sind. Ferner hatten sie sich in der sandigen Mark den allersandigsten Platz ausgesucht, schon aus dem Grunde, weil ihre Mittel zum Ankauf guten Bodens nicht hinreichten: im Urstromtale der Havel, ein Boden, von dem der Landwirt verächtlich sagt, man müsse sich darauf legen, damit der Wind ihn nicht zum Nachbar hinübertrage. In diesen schrecklichen Sand warfen sie noch mehr Sand: irgend jemand hatte ihnen eingebildet, gemahlener Granit sei das beste Düngemittel; soviel ist daran richtig, daß dieses Gestein die wertvollsten Bodenbestandteile enthält, nur dauert es unendliche Zeit, bis Regen, Schnee und Frost in Verbindung mit den Bodenbakterien sie aufschließen.

Trotz alledem hat die Siedlung sich glorreich entwickelt; sie hat alle Stürme der Konjunktur und des Krieges überwettert, ist wohlhabend, genießt des besten Kredits, hat aber nicht nur wirtschaftlich, sondern auch ethisch, politisch und hygienisch ein Ergebnis gehabt, das Staunen erregen muß. In den ganzen etwa fünfunddreißig Jahren seit der Begründung ist hier nicht ein einziges schulpflichtiges Kind gestorben; die Säuglingssterb-

lichkeit ist auf eine Ziffer herabgedrückt worden, die der erreichbaren Mindestziffer wahrscheinlich sehr nahe steht: während zur Zeit der Gründung von je hundert in Deutschland geborenen Kindern vierundzwanzig im ersten Lebensjahre starben, und es aller öffentlichen Hygiene nur glückte, diese Unglückszahl bis zum Kriege auf 18 Prozent herabzudrücken, betrug die durchschnittliche Säuglingssterblichkeit in Eden während der ganzen Zeit nur 3,8 Prozent. Und, wie überall, so wohnt auch hier die gesunde Seele im gesunden Körper. Nicht ein einziges uneheliches Kind wurde geboren; kein Mitglied der Genossenschaft ist jemals in einen Strafprozeß auch nur verwickelt worden. Der jetzige Heidelberger Professor Levy, der früher als Amtsrichter in Oranienburg wirkte, atmete jedesmal auf, wenn Edener vor ihm erschienen. Er wußte, es seien redliche Leute, von denen er nichts als die Wahrheit hören werde. Der Gendarm sagte: „Ich komme bloß nach Eden, wenn ick Äppel koofen will.“ Und wer eine rechte Herzensfreude erleben will, mag einem der Feste in Eden beiwohnen. Er wird noch niemals so viele rotwangige, klaräugige Kinder auf einer Stelle zusammen gesehen haben; und er kann sich überzeugen, daß echte Fröhlichkeit auch bei Kaffee und alkoholfreien Fruchtsäften möglich ist. Was aber die Politik anlangt, so sind hier alle Parteien und Richtungen vertreten, vom Hakenkreuzler bis zum extremen Kommunisten, und so gut wie jede geistige Bewegung Deutschlands wirft hierhin ihre Wellen; ich habe z. B. in Eden den „neuen Christus“, den berühmten Häußer, kennen-, aber nicht gerade lieben gelernt. Aber das alles führt zu keiner Disharmonie, sondern ergibt im Zusammenklang aller der Stimmen eher eine Harmonie; es bringt Leben in die kleine Dorfschaft, ohne ihre Einigkeit je ernstlich zu bedrohen; denn sie ruht auf der unerschütterlichen Grundlage des gemeinsamen Grundbesitzes und der sicheren Versorgung durch ihn. Hier gehört alles der Genossenschaft, nicht nur der Boden, sondern auch die Häuser. Jeder der Genossen hat sein eigenes Obstgärtchen, und die Genossenschaft als Ganzes hat sich eine größere Reserve zu eigener Bewirtschaftung vorbehalten, um arbeitslos werdenden Genossen Arbeit geben zu können. Sie hat die Fabrikation von

Marmeladen und Fruchtsäften, neuerdings mit großem Erfolge auch von Pflanzenbutter, aufgenommen, hat sich zu dem Zwecke ein vorbildliches Fabrikgebäude errichtet und mit ihren Produkten den Markt erobert: ein völlig typischer Zug, der in der Geschichte dieser landwirtschaftlichen Genossenschaften immer wiederkehrt; da sie ehrliche Menschen sind, die nach keinem ungerechten Gewinn jagen, liefern sie ein vollkommenes Erzeugnis, dem es niemals an Absatz fehlt.

Es ist ein Zeichen für die greuliche Verwahrlosung unserer öffentlichen Meinung und nicht zuletzt auch der soziologischen Wissenschaften, daß ein Erfolg von dieser Größe unbekannt oder wenigstens trotz aller meiner wiederholten Hinweise unbeachtet geblieben ist. So klein die Genossenschaft ist: hier ist der Beweis erbracht, daß Bedingungen geschaffen werden können, unter denen Menschen in leiblicher und seelischer Harmonie zu wirklicher Kultur aufleben können. Und es ist völlig gewiß, daß diese hocheufreuliche Entwicklung durchaus keinen andern Grund hat als die gesunde wirtschaftliche Grundlage: den gemeinsamen Besitz aller Existenzbasis, des Grund und Bodens. Alle Siedlungen auf dieser Grundlage haben die gleichen günstigen Ergebnisse gezeitigt, und gerade bei Eden kann gar nicht die Rede davon sein, daß der Erfolg einer gemeinsamen starken religiösen Überzeugung verdankt ist. Diese kleine Siedlung blüht wie eine Oase inmitten der kapitalistischen Wüste mit ihrer Häßlichkeit, Verderbtheit und körperlichen Degeneration; wenn die soziologische Wissenschaft der Neuzeit wäre, was sie sein sollte, die Wegweiserin zur Rettung, so müßte diese erste vollgereifte Frucht des liberalen Sozialismus in jedem Lehrbuche der Ökonomik und sozialen Psychologie mindestens ein ganzes Kapitel füllen, von rechts wegen aber den Ausgangspunkt der gesamten Betrachtung bilden. Aber kein Wort davon! Es sieht wahrhaftig beinahe so aus, als dürfe es nicht bekanntwerden, daß es möglich ist, Menschen in Wohlstand, Frieden und sittlicher Zucht zusammen zu ordnen; dann könnten ja vielleicht die anderen unverschämt genug sein, es auch so gut haben zu wollen! Der berüchtigte Gentz, Metternichs böser Geist, soll einmal ausgesprochen haben: „Wir wollen gar nicht, daß es den

Menschen gut geht; wie sollten wir sie dann beherrschen?“ Was hier zynisch eingestanden wurde, ist uneingestanden, unter allen möglichen Masken, der religiösen, der wirtschaftlichen, der moralischen, die Ursache gewesen, daß alle Ansätze zu wahrer menschlicher Ordnung gewaltsam zertreten wurden: der Jesuitenstaat in Paraguay ebenso wie der Mormonenstaat in Utah. Ich habe eine Anzahl dieser Dinge in einem Aufsatz zusammengetragen: „Verwirklichte Utopien“, den ich später in die Sammlung meiner Reden und Aufsätze „Wege zur Gemeinschaft“ aufgenommen habe.

Eden verwirklichte meine grundlegenden Gedanken nicht völlig. Ganz abgesehen davon, daß es nur vegetarische Gesinnungsgenossen aufnahm, war es von Anfang an viel zu klein und viel zu sehr auf die allerintensivste Art der Bodennutzung angelegt, als daß es eine volkswirtschaftliche Wirksamkeit durch Absaugung der Arbeiter der Nachbarschaft und durch Hebung des allgemeinen Lohnniveaus hätte erreichen können. Mein Gedanke war und ist, auf relativ großer Fläche mit den extensiveren und daher wenig Arbeit erfordernden Betriebsarten zu beginnen, und allmählich mit der Vermehrung der Mitglieder zu immer intensiverer Nutzung vorzuschreiten: der Weg ging also, grob ausgedrückt, von der üblichen Ackerwirtschaft zur Gartenkultur, Kleinviehzucht und dem damit verbündeten Handwerk. Ich versuchte daher 1884—85, im Kreise der Freiländer die Mittel für den Ankauf eines Großgutes aufzubringen, zunächst auf dem Wege über die Gründung einer Genossenschaft kleinster Sparer; es kamen nur wenige tausend Mark zusammen, die ich nach einigen Jahren zurückzahlte, weil auf diesem Wege das Ziel unerreicht war.

Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bis es meiner rastlosen Agitation gelang, eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit einem Kapital von etwa 250 000 Mark zusammenzubringen; ich selbst steuerte bei, was ich besaß und von Freunden gegen meine Garantie erlangen konnte.

Nach langem Suchen entschloß sich die Gesellschaft, die ich leitete, 1905 auf den Vorschlag unserer Sachverständigen zum Ankauf des Gutes Wenigenlupnitz bei Eisenach. Der Unstern,

der früher über all diesen genossenschaftlichen Siedlungen fast ohne Ausnahme leuchtete, wie schon der Fall Rahaline beweist, wirkte auch hier. Zwei der Sachverständigen, die sich zuerst zur Verfügung gestellt hatten, zogen sich zurück, als es ernst wurde, wahrscheinlich aus Furcht, ihren agrarischen Freunden unangenehm zu werden, und die beiden noch verbleibenden, an sich ausgezeichnete Praktiker, fielen auf einen Boden herein, der in Deutschland nur an ganz wenigen Stellen zu finden ist: der Hauptteil des Gutes, ein ehemaliger Exerzierplatz der Eisenacher Garnison, besteht aus schwerem Tonboden. Die beiden Herren glaubten, er werde sich durch systematische Dränage in fruchtbaren Acker verwandeln lassen, aber der Versuch auf einem Teile zeigte erstens, daß die Arbeit den Kostenanschlag weit überstieg, und zweitens, daß die Dränage nicht „zog“. Der Boden war so feinschlammig, daß sich die Haarröhrchen nicht bilden konnten; nur über den Röhren trocknete der Acker einigermaßen aus, während er zwischen ihnen so schwer und naß blieb wie zuvor. Um das Unglück zu vollenden, herrschte während der ganzen Zeit unserer Bewirtschaftung das ärgste Wetter, das diesen Boden überhaupt treffen konnte. Es regnete durch Mai und Juni hindurch ohne Ende, und das Winterkorn verdarb. Dann folgte eine Periode der fürchterlichsten Dürre, unter deren Einfluß auch die Sommerung schwer litt; der Boden riß in tiefen Spalten auf und wurde steinhart. Es gelang dann, trotz alledem eine vielversprechende Winterbestellung ins Land zu bringen: aber dann zerstörte ein furchtbarer Kahlfrost Anfang Februar 1907 die gesamte Ernte Mitteldeutschlands; die Temperatur sank bei völlig fehlender Schneedecke in einer einzigen Nacht von 2 Grad Wärme auf unter 20 Grad Kälte, und die Felder waren schwarz wie nach einem Sommerbrande.

Diese letzte Katastrophe besiegelte das Geschick der Gesellschaft, deren Mittel erschöpft waren. Wir hatten längst eingesehen, daß sich das Gut für unsere Zwecke nicht eignete, und hatten infolgedessen den sozialpolitischen Versuch gar nicht erst begonnen, d. h. wir hatten den Arbeitern von unseren Absichten keine Mitteilung gemacht. Die einzige Einrichtung, die

wir schufen, war ein kleiner Konsumverein, der sich auch erfreulich entwickelte. Aber wir suchten schon seit Beginn 1906 nach einem reichen Käufer, der das wunderbar gelegene und mit sehr schönen Wohngebäuden versehene Gut als Luxusobjekt zu übernehmen imstande wäre. Das glückte 1907, aber nur unter einem beträchtlichen Verlust. Ich konnte immerhin nach Ablauf der gesetzlichen Frist fast genau drei Viertel des Gesellschaftskapitals zurückzahlen. Zu einem neuen Versuche fehlten der Gesellschaft die Mittel und meinen Freunden wohl auch der Mut. Sie wurde liquidiert.

Ich habe über die Unternehmung gleich darauf in der „sozialen Praxis“ berichtet und ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß hier zwar von dem Mißerfolg einer kapitalistischen Landwirtschaft, durchaus nicht aber von einem Mißerfolg meiner Gedanken die Rede sein konnte, da der Versuch nicht aufgegeben, sondern nicht einmal begonnen wurde. Alles, was geschehen war, war, daß eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung durch entschuldbaren Irrtum ihrer Sachverständigen ein unbrauchbares Objekt erworben hatte. Dennoch hieß es natürlich überall, die „Oppenheimersche Utopie“ sei gescheitert.

Mich traf der Ausgang sehr schwer; ganz abgesehen davon, daß ich mehr als mein ganzes kleines Vermögen zugesetzt hatte, da ich einer Anzahl von Verwandten und Freunden für das Kapital haftete, hatte ich während der ganzen Zeit die schwersten Sorgen gehabt und mußte mir eingestehen, daß vorläufig von einer Wiederaufnahme des Planes kaum die Rede sein könnte. Es dauerte lange, bis ich mich von dem Schlage erholte, der, wenn auch nicht ein Mißerfolg meiner Gedanken, so doch gewiß ein persönlicher Mißerfolg schwerster Art gewesen war.

Einen zweiten Versuch unternahm ich vier Jahre später (1911) in Palästina, in der schlachtenberühmten Ebene Jezreel, bei der jetzigen Bahnstation Afuleh, südlich von Nazareth unweit des Berges Tabor. Theodor Herzl und der Zionistenkongreß zu Basel hatten auf meine Anregung hin beschlossen, das heilige Land mit der einzigen Waffe zu erobern, die es wirklich einer Nation gewinnen kann: mit dem Pfluge, und hatten sich davon überzeugt, daß, wie die Dinge lagen, vorläufig nichts anderes als eine ge-

nossenschaftliche Großlandwirtschaft möglicherweise Erfolg haben könnte. Das erforderliche Kapital wurde aufgebracht, die notwendigsten Gebäude errichtet und ausgestattet, mein Schüler und Freund, der heute noch als Leiter meiner letzten und endlich erfolgreichen Versuche fungiert, Salomon Dyk, zum Administrator eingesetzt. Die Siedlung erhielt den Namen Merchawjah, was „Gottes Weite“ bedeutet.

Auch hier waltete jener Unstern von Anfang an. Auch hier hatten sich die Sachverständigen, die besten Kenner des Landes, über die Qualität des Bodens täuschen lassen, wenn auch entfernt nicht in so schwerer Weise wie in Wenigenlupnitz. Dazu kamen schwere Mißhelligkeiten, Blutfehden, mit den benachbarten Arabern namentlich des Dorfes Solem, der Heimat der aus dem „Hohen Liede“ berühmten Sulamitin, und mit einem Pascha der Nachbarschaft, einem ehemaligen kurdischen Räuberhauptmann, der sich die ganzen Dörfer des Gebietes wie ein Feudalherr des Mittelalters unterworfen hatte; er erkaufte sich die Duldung der türkischen Beamten dadurch, daß er sie mit seinen blendend schönen Töchtern vermählte. Als er einst seinen Besuch angemeldet hatte, erwartete ihn der Arbeiterausschuß — Dyk war auf einer Geschäftsreise in Damaskus — mit dem üblichen Kaffee und Zubehör im Verwaltungsgebäude. Er erschien nicht, aber in der darauffolgenden Nacht ließ er den besten Weizenacker des Gutes, etwa fünfzig Morgen, durch seine Leute und Tiere zertrampeln. Nach dem Grunde befragt, ließ er erwidern, einem Manne wie ihm habe man den Kaffee aufs Feld hinaus entgegenzubringen. Volles Mittelalter! Und zwanzig Kilometer westlich davon volle Neuzeit mit Fabriken, Banktresors usw., und wenige Kilometer weiter östlich die volle Urzeit; bei meinen Ritten durch das Land stieß ich öfters auf das Lager eines Beduinenklans von genau der gleichen Gestaltung, wie sie schon zur Zeit des Hammurapi und vielleicht lange vor ihm in diesen Gegenden gelebt hatten: schwarze Zelte aus Kamelhaar, unverschleierte rüstige Frauen mit dem blauen, eintätowierten Stammeszeichen, dem „Schem“, auf der Stirn, das nach der Vermutung Eduard Meyers der ganzen Völkergruppe der Semiten den Namen gegeben haben mag, nackte braune wildäugige Kin-

der mit einem bis auf die schwarze Stirnlocke kahl geschorenen Schädel, und bissige, wolfsähnliche Hunde.

Ich hatte meinen Freunden vom Zionismus gegenüber diesen Versuch ausdrücklich als sehr zweifelhaft bezeichnet, weil hier gleichzeitig mit drei unbekanntem Dingen zu experimentieren war: mit einem unbekanntem Boden, mit einer auf diesem Boden noch nicht erprobten Art der Kultur und mit einer unerprobten, aus kaum oder gar nicht vorgebildeten Städtern bestehenden Arbeiterschaft. Man mußte hoffen, ohne dessen sicher zu sein, daß der nationale Eifer der Arbeiter ersetzen würde, was ihnen an beruflicher Fähigkeit abging. Diese Hoffnung hat denn auch nicht ganz getäuscht; die jungen Menschen haben mit einer Hingabe geschafft, die geradezu wunderbar war, trotzdem sie zuerst in alten arabischen Lehmhütten schlimm genug untergebracht waren und vielfach an leichter Malaria litten. Aber die europäischen Verwicklungen griffen mit ungeheurer Störungskraft in den Gang der Arbeit ein. Zunächst äußerlich; fast vom ersten Augenblick der Begründung an lag die Türkei im Kriege, und war Palästina von der See her blockiert: zuerst im Kriege mit Italien, dann im Balkankriege, zuletzt im Weltkriege. Merchawjah mit seinen inzwischen errichteten europäischen Gebäuden war dauernd Kriegsquartier, u. a. auch einer deutschen Fliegerabteilung; bald nahmen die Türken Angehörige der Ententemächte, bald die Engländer Untertanen der Gegenseite aus der Arbeiterschaft heraus, um sie zu internieren, und beide Seiten requirierten rücksichtslos Ernten und Tiere. Fast noch ärger war der psychologische Einfluß, der von Rußland und dem orthodoxen Marxismus her auf die Arbeiter einwirkte. Obgleich sie mir persönlich mit warmer Liebe anhängen, waren sie doch nicht dazu zu bringen, die genossenschaftliche Organisation, die ja das genaue Gegenteil des Kommunismus und des Kapitalismus darstellt, mit dem Kopfe und dem Herzen zu verstehen. Sie faßten den Eigentümer, den Nationalfonds, als den „Kapitalisten“ und den technischen Leiter als seinen „Schweißtreiber“ auf, obgleich der Betrieb unter den schweren bestehenden Verhältnissen selbstverständlich Zuschüsse forderte, obgleich ferner der rein gemeinnützige Nationalfonds sich auch für den Fall des

vollkommenen Erfolges mit einer sehr bescheidenen Verzinsung begnügt hätte, die wieder dem Werke selbst zugute gekommen wäre, und obgleich Dyk, selbst ein Sozialist meiner Richtung, von dem reinsten Wollen und der humansten Gesinnung war. Die Dinge wurden noch verschlimmert durch die zweite Geisteskrankheit, an der unsere ganze Zeit leidet, und die auch meine sonst sehr lieben Genossen von Merchawjah ergriff: den Nationalismus, wohlverständlich für junge Leute, die die schwerste Arbeit auf sich genommen hatten, um ihrem Volke ein neues Heim aus dem Boden zu stampfen, aber an sich verwerflich und kostspielig. Arbeiten, die überall in der Welt von Kindern ausgeführt werden, mußten hier von vollreifen Männern besorgt werden, weil die Arbeiter noch unbeweibt und kinderlos waren, arabische Kinder aber nicht herangezogen werden durften, ohne Konflikte mit der Arbeiterschaft heraufzubeschwören. Handwerksarbeiten, für die in der Nachbarschaft tüchtige und billige arabische Werkleute hätten gewonnen werden können, mußten von weither geholt, viel weniger tüchtigen und viel teureren Handwerkern jüdischen Glaubens ausgeführt werden. Die ganz und gar phantastische Vorstellung war nicht auszurotten, „daß jüdisches Geld nur in jüdische Hände kommen durfte“: und dabei bauten wir mit Ziegeln, die in Marseille gekauft, von Engländern nach Haifa gebracht und von arabischen Kameltreibern an Ort und Stelle geführt worden waren, und die Arbeiter verausgabten ihr geringes Lohneinkommen zum Teil für Orangen und Zigaretten, die damals zum großen Teil auch noch arabischer Produktion waren!

Dennoch hielt sich die kleine Genossenschaft unter den geschilderten Verhältnissen, unter denen jede private Unternehmung binnen kürzester Zeit zusammengebrochen wäre, dank der unerhörten Bedürfnislosigkeit und dem ebenso seltenen Fleiß der Belegschaft. Sie wurde schließlich nur aus einem Grunde aufgelöst, den ich vorausgesagt hatte: die jungen Leute beweiteten sich, bekamen Kinder, aber es war nicht möglich, ihnen unter den Verhältnissen des Krieges gesonderte Wohnungen mit eigenen Eingängen zu geben. Wo das aber fehlt, da sprengen nach den Erfahrungen aller Wirtschaftsgeschichte die Zwistig-

keiten der Frauen jeden solchen Verband. Heute wird Merchawjah, an das sich noch eine größere Gruppe genossenschaftlich verbundener, aber selbständig wirtschaftender Bauern angeschlossen hat, die „Produzentengenossenschaft“ an die „Produktivgenossenschaft“, von einer kommunistischen Gruppe, einer „Kwuzah“, bewirtschaftet, die sich eines, für solche Gruppen und für palästinensische Verhältnisse ganz leidlichen Ergehens erfreut.

BÄRENKLAU

Volle zwölf Jahre gingen darüber hin, bis ich die Mittel aufbrachte, um meinen niemals aufgegebenen Plan der sozialen Praxis in Deutschland wieder aufnehmen zu können, und dieses Mal mit vollem Erfolge.

Überall in der Welt gibt es einzelne Menschen und kleine Gruppen, die an meine Gedanken glauben. Eine solche bestand und besteht in Holland; sie haben dort sogar den wenig aussichtsvollen Versuch gemacht, eine eigene Partei, die „Grondpartij“ (Bodenpartei) zu gründen, und versuchen, ins Parlament zu gelangen. Ich habe immer auf dem Standpunkt gestanden, daß ein solches Unternehmen sehr geringe Aussichten hat; selbst Ferdinand Lassalle, einer der gewaltigsten Redner der Geschichte, hat in einer Zeit, in der solches Unterfangen noch viel mehr Aussichten zu bieten schien, weil damals die großen Parteien noch nicht so bis zur Verkalkung starr organisiert, und weil die politische Presse noch nicht fast durchweg so sehr von ihnen abhängig war — selbst Lassalle hat in einer mehrjährigen Agitation, der er sich als reicher Mann völlig widmen konnte, doch nur wenige tausend Mitglieder für seinen „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ gewinnen können. Ich habe denn auch Friedrich Naumann, der seine „Hilfe“ in dem gleichen Hause der Zimmerstraße redigierte, wie ich die „Welt am Montag“, den Mißerfolg seines Bemühens mit aller Sicherheit vorausgesagt, große Teile der Arbeiterschaft von den Mammutparteien abzuspalten und hinter seine nationalsoziale Partei zu bringen. Ich

selbst habe mich solchen Bestrebungen jederzeit ferngehalten: vielleicht der schwerste Verzicht, zu dem mich meine Arbeit zwang. Denn ich habe einige Male die fast unvorstellbare Kraft-erhöhung und Seligkeit kennengelernt, die der erfolgreiche Redner verspürt, wenn er auf einer Riesenversammlung spielt wie der Künstler auf seinem Instrument. Die von ihm ausstrahlende Kraft kehrt vertausendfacht zu ihm zurück und entbindet in ihm Gewalten, die er nie in sich vermutet hätte. Aber ich widerstand der Versuchung: erst mußte meine Arbeit vollendet, der letzte Zweifel beseitigt, die letzte Lücke meiner Beweiskette ausgefüllt sein, und so zwang ich mich zurück in die Einsamkeit meiner Bücherei und an meinen Schreibtisch.

Jene holländische Gruppe führte ein greiser Jüngling, Jan Stoffel aus Deventer, ein Mann von glühendem Optimismus, von unzerstörbarer Gläubigkeit, dem die Erlösung der Menschheit aus den Schlingen des Kapitalismus seines Lebens bester Inhalt war. Er hatte ursprünglich dem engsten Kreise der Bodenreformer um Henry George angehört, mit dem er noch persönlich befreundet war. Als er aber meine Schriften kennenlernte, überzeugte er sich von der Richtigkeit meiner kritischen Bedenken gegen die an sich großartig konzipierte und mit erschütternder Kraft dargestellte Lehre des Amerikaners und wurde mein glühender Anhänger. Er hat zwei meiner kleineren Schriften, „Die soziale Frage und der Sozialismus“ und „Der Ausweg“ in seine Sprache übertragen. Im Vorfrühling 1920 wurde ich auf seine Vermittlung hin aufgefordert, an den sämtlichen holländischen Universitäten: Amsterdam, Utrecht, Leyden, Groningen, an der Handelshochschule zu Rotterdam und der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Wageningen Vorträge zu halten. Ich kam als Gast in das Haus eines der Mitglieder der Gruppe, des Reeders Jaakob Christian Dewijs, eines wohl-situierten, aber nicht entfernt reichen Mannes, eines der nicht seltenen hochgebildeten und hochstrebenden, von bester Gesinnung erfüllten Kaufleute, mit denen das Leben mich zusammengeführt hat, Männer, die in jeder Beziehung, intellektuell wie ethisch, hoch über so vielen akademisch Gebildeten und sogar über manchem Gelehrten stehen. Ich war spät angelangt; wir

saßen, er, seine prächtige Gattin, meine hochverehrte Freundin Lizzie, und ich bis lange nach Mitternacht in ernstem Gespräch zusammen, in einer der seltenen Feierstunden des Herzens, und noch am gleichen Abend stellte er mir für die Ausführung meines Planes die Summe von einer Million Papiermark zur Verfügung, damals noch eine immerhin beträchtliche, für ihn sogar bedeutende Summe, etwa fünfzigtausend Goldmark. Ihn, wie den wackeren Stoffel, deckt längst der Rasen; ich habe dem in innigster Liebe verbundenen Ehepaar in herzlicher Dankbarkeit einen Band meines „Systems der Soziologie“ zugewidmet. Ich will gleich hinzufügen, daß ich in den folgenden Jahren mehrfach an der Hochschule für Weltweisheit in Amersfoort, deren Säckelmeister Dewijs war, Kurse über Soziologie abgehalten habe.

Ich wendete mich sofort (März 1920) an den damaligen preußischen Landwirtschaftsminister, den jetzigen Ministerpräsidenten Otto Braun, den ich schon seit längerer Zeit kannte, mit der Bitte, mir für meinen Versuch eine Domäne zur Verfügung zu stellen. Der erste Versuch dieser Art war mir viele Jahre zuvor in einer Weise mißglückt, die mich tiefe Blicke in das Wesen der Bürokratie tun ließ. Ich war noch in den neunziger Jahren an den sehr bekannten Unterstaatssekretär im Preußischen Landwirtschaftsministerium, Geheimrat Thiel, mit der gleichen Bitte herantreten. Er sagte mir: „Ich kenne Ihre Absichten und würde sehr wünschen, daß Sie den Versuch machen.“ Ich antwortete: „Ich bin ein Mann ohne Vermögen, geben Sie mir eine Domäne.“ Worauf er mit einem etwas bitteren Lachen: „Sie können doch von einem Bürokraten nicht erwarten, daß er neue Dinge unternimmt.“ Mir blieb nichts übrig, als meinen Hut zu nehmen und zu gehen. Aber jetzt herrschte im Ministerium ein neuer Geist, und zu meinem Glück vertreten durch einen Mann, der es seither bewiesen hat, daß er neuen Gedanken zu dienen den Mut und die nachhaltige Kraft besitzt. Otto Braun hat den Versuch in Bärenklau, von dem jetzt zu reden ist, von Anfang an genau beobachtet, wozu er als Sohn einer ostpreußischen Landfamilie die Eignung mitbrachte, und ist ihm ein Gönner, ja ein Freund geblieben. Wenn im letzten Jahre

der Preußische Staat sich trotz aller Finanznot dazu entschlossen hat, sich an der von mir begründeten Trägerin des Siedlungswerkes, der „Gemeinnützigen Siedlungs-Treuhandgesellschaft m. b. H.“, mit einer halben Million Mark zu beteiligen, so haben wir außer dem Preußischen Landwirtschaftsminister Steiger und seinem vortrefflichen Staatssekretär Krüger vor allem auch Otto Braun dafür zu danken.

Damals wurde gerade eine große „Begüterung“ frei, die bisher vom Landwirtschaftsfiskus an den Militärfiskus verpachtet gewesen war, sogenannte „Remontegüter“, auf denen junge Pferde für das Heer fertiggemacht wurden. Das Hauptgut mit den Wohnungen für die Tierärzte, mit der Schmiede, der Stellmacherei und Sattlerei und dem Wohnhause des obersten Leiters, außer der Wohnung für den örtlichen Inspektor, war Bärenklau, das mithin mit Gebäuden aller Art überreichlich versorgt war und sich daher zu Zwecken der Ansiedlung vorzüglich eignete. Es besaß außer den notwendigen Wirtschaftsgebäuden drei mächtige Remonteställe, von denen, um es gleich vorauszuschicken, wir den einen zu einem ausgezeichneten Kuhstall umwandelten und die beiden Flügel eines zweiten in sehr schöne Arbeiterwohnungen umbauten. Das Mittelstück, das bisher nur einen kleinen provisorischen Versammlungs- und Festraum enthielt, bleibt weiteren gemeinnützigen Unternehmungen — wir denken z. B. an eine Konservenfabrik — vorbehalten. Wir haben inzwischen in einem der alten Gebäude den wirklich sehenswerten Laden der Konsumgenossenschaft und einen großen Versammlungssaal mit alkoholfreiem Gasthaus und den nötigen Nebenräumen geschaffen und werden in kurzer Zeit noch eine genossenschaftliche Wäscherei, Räucherammern, Badeeinrichtung, Schwesternwohnung, ein Krankenzimmer und ein Ledigenheim einrichten. Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß die rund 440 Einwohner des jetzigen Bärenklau, die wir in wenigen Jahren mehr als zu verdoppeln hoffen, in ihrem Laden monatlich bereits für mehr als 7000 Reichsmark Waren kaufen, beste Waren zum vollen Gewicht und zu billigen Marktpreisen. Der sehr stattliche Reingewinn wird zum einen Teil als Einkaufsdividende rückvergütet und zum anderen Teil für die Zwecke

der Siedlung in Reserve gestellt, um namentlich billige Hypotheken auszugeben. In dem dritten Stall sind vorläufig die genossenschaftliche Mühle und Bäckerei untergebracht; später soll hier eine gute Schule mit Lehrerwohnung ihre Stelle finden; der über einen Hektar große Raum dieses alten Remontehofes soll gärtnerische Anlagen und Spielplätze für die Jugend erhalten. Zu all dem fehlten bisher noch die Mittel.

Die Siedlung Bärenklau besteht in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, schon fast elf Jahre. Sie hat die üblen Prophezeiungen Lügen gestraft, mit denen sehr hervorragende Vertreter der Agrarwissenschaft sich an ihre Wiege gestellt hatten. Binnen sechs Wochen, spätestens sechs Monaten würde der Versuch an der Unmöglichkeit scheitern, die Disziplin unter der Arbeiterschaft aufrechtzuerhalten. Nun, trotz aller Revolutionsstimmung der ersten Zeit, trotz der nahen Nachbarschaft der sehr „roten“ Fabrikstadt Velten, haben wir von solchen Schwierigkeiten nichts zu verspüren gehabt; unsere Arbeiterschaft ist nach dem Zeugnis der Sachverständigen mindestens so fleißig und sorgsam wie sonst nur auf alpatriarchalischen Gütern. Dieser erste Beweis für die Lebensfähigkeit des ganzen Planes ist völlig erbracht. Ebenso ist bewiesen, daß es möglich ist, ein arg vernachlässigtes Gut zur Musterwirtschaft emporzuheben, während gleichzeitig die Ansiedlung recht zahlreicher selbständiger Elemente vor sich geht, und drittens ist bewiesen, daß diese Methode der Ansiedlung wesentlich billiger ist als die bisherigen und daß sie die Ansiedler dauernd in eine gesichertere Lage dadurch versetzt, daß sie sie in genossenschaftliche Organisationen aller Art eingliedert, denen auch das verbleibende, unter intelligenter Leitung kapitalstark bewirtschaftete Hauptgut als Musterwirtschaft angehört. Auf einer Werbeversammlung, die am 25. Juni 1929 im Hause meines verehrten Freundes Albert Einstein stattfand, äußerte sich der Ministerpräsident Braun wörtlich folgendermaßen: „Erstens ist der siedlungsbürokratische Apparat hier kleiner als bei der alten Methode, und dadurch die die einzelne Siedlung belastende Unkostenquote geringer, zweitens wird die Auswahl des Siedlermaterials viel zweckmäßiger durchgeführt . . . Der Vorteil des Oppenheimerschen Systems schien mir von vornherein darin zu

liegen, daß das Siedlungsgut zunächst mal intensiv weiterbewirtschaftet wird, daß der Administrator Gelegenheit hat, eine Auslese der Siedler zu treffen, die Ertragsmöglichkeiten des Bodens zu studieren, und daß auch später eine gewisse Verbundenheit der Angesiedelten mit dem restierenden Großbetriebe bleibt. Das alte System mit der völligen Aufteilung der Güter, wobei jeder Siedler sich selbst überlassen bleibt, ist gerade bei der heutigen schwierigen Lage der Landwirtschaft gefährlich. Die Bemutterung durch das Hauptgut, die sozusagen die neue Methode mit sich bringt, ist unzweifelhaft sowohl bei der Bestellung als vor allem beim Absatz der Produkte von Vorteil für den Siedler.“

All das sind aber nur verhältnismäßig unwichtige Vorzüge der neuen, von mir ausgearbeiteten und endlich durchgesetzten Methode der inneren Kolonisation. Sie ist die erste, die es in Aussicht nimmt und durchzusetzen imstande ist, den Landarbeiter im Lande zu verwurzeln, indem man ihm ein Eigentum gibt und ihm die Möglichkeit eröffnet, allmählich immer mehr Land dazu zu erwerben und so in den ländlichen Mittelstand aufzusteigen. Hier liegt die eigentliche Aufgabe der inneren Kolonisation, wie sie seit einem halben Jahrhundert nicht nur von mir, sondern von allen großen Volkswirten Deutschlands, mit Schmoller und Wagner an der Spitze, gefordert worden ist: denn es ist die nach dem Goltzschen Gesetz erfolgende Massenwanderung der Landproletarier in die Industriebezirke, die den städtischen Lohn niederhält und die Industrie treibhausmäßig entwickelt, während sie gleichzeitig ihren inneren, landwirtschaftlichen Markt schwächt. Das ist die große „Forderung der Stunde“, ist „die“ Aufgabe der Gegenwart: so hat Exreichskanzler Luther vor einigen Jahren die einhellige Überzeugung fast aller Parteien Deutschlands mit Recht gekennzeichnet; ich darf mir vielleicht ein bescheidenes Verdienst daran zuschreiben, daß diese Überzeugung sich endlich allgemein durchgesetzt hat. Und es bleibt nur noch zu wünschen, daß die Parteien aus ihr nun auch die praktischen Folgerungen ziehen möchten. Mein hochverehrter Freund, der Staatssekretär Krüger vom Preußischen Landwirtschaftsministerium, den ich wohl als

meinen Schüler bezeichnen darf, hat in der gleichen Versammlung wörtlich gesagt: „Wir stehen vor der Tatsache, daß das alte Verfahren zunächst die ansässigen Landarbeiter vertreibt. Nun liegt der Vorteil des neuen Systems darin, daß man keinen Landarbeiter zu vertreiben braucht, daß ihm die Wahl gelassen wird, hier eine kleine Arbeiterstelle zu bekommen, und wenn er sich gut macht, daß es ihm möglich ist, allmählich in die Reihe der bäuerlichen Besitzer aufzusteigen. Ich sehe also den Hauptvorteil darin, daß die ansässige Arbeiterschaft gehalten wird.“

Wir haben inzwischen, und zwar 1928, ein zweites Großgut, Lüdersdorf bei Wriezen, und soeben, 1931, ein drittes, das der Herrnhuter Gemeinde gehörige, dicht bei Gnadau belegene Gut Döben erworben. In dem ersten ist die Siedlungstätigkeit schon weit vorgeschritten; 12 Bauernstellen zu je 50—60 und 15 Arbeiterstellen zu je 4 Morgen sind ausgelegt und fast sämtlich bereits bezogen. Auch hier ist bereits ein Konsumladen geschaffen, und eine Gemeindeschwester, die zugleich den Kindergarten leitet, betreut die Kranken und Wöchnerinnen. Hier wohne ich zur Zeit als bescheidener Mieter in einem Teil des leerstehenden Herrenhauses.

Aber der Unstern, der über all diesen Gründungen waltet, war doch auch in diesem Falle noch nicht völlig vom Firmament verschwunden. Das vergangene Jahrzehnt hat die schwersten Erschütterungen der deutschen Wirtschaft und insbesondere der deutschen Landwirtschaft gebracht, die sie je erlebt haben: die Inflation, die Deflation und zuletzt die heute noch fortbestehende schwere Preiskrise, die gerade die ostelbische Landwirtschaft, und hier vor allem denjenigen Typus der Großgüter betroffen hat, dem unsere beiden ersten angehören: Liegenschaften mit durchschnittlich leichterem Sandboden, deren Hauptfrüchte der Roggen und die Kartoffeln sind.

Die Inflation hat unsere praktische Siedlungstätigkeit auf mehrere Jahre hin völlig lahmgelegt. Unser Kapital war klein; zu der Papiermillion meines holländischen Freundes steuerte meine erste Siedlung, Eden, das sich erweitern wollte, um für seinen jungen Nachwuchs Raum zu haben, weitere zwei Papiermillionen bei, aber in einer damals schon noch mehr verschlechterten

Währung; als wir auf Gold umstellten, ergab sich, daß unser Gesamtkapital nur etwa 83 000 Goldmark betragen hatte. Weit mehr als diese Summe hatten wir gleich in der ersten Zeit in Siedlungsbauten investiert, in der Gewißheit, diese Mittel wie üblich Zug um Zug im Rentengutsverfahren in Gestalt von Pfandbriefen vom Staate zurückzuerhalten. Aber der Pfandbriefmarkt brach vollkommen zusammen, unser Geld war „festgefroren“, wir waren gezwungen, zu den furchtbar harten Bedingungen jener Zeit eine Hypothek aufzunehmen, und meine beiden Freunde Dyk und Jackisch ebenso wie ich haben Jahre hindurch den Betrieb nur mit den schwersten Sorgen und mit beträchtlichen eigenen Opfern durchgehalten. Als diese Schwierigkeiten endlich überwunden waren, kam jener Preissturz unserer Haupterzeugnisse, der auf Gütern von dieser Beschaffenheit eine Rentabilität unmöglich macht. Und dieser Umstand hat mich bisher verhindert, auch noch die letzte und größte Hoffnung zu erproben, die sich für mich mit diesen Modellversuchen verknüpft:

Das Statut meiner Gesellschaft sieht eine Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten von einer Höhe vor, wie sie bisher in aller Wirtschaftsgeschichte niemals annähernd versucht worden ist. Sonst hat immer der Besitzer sich vorweg eine mäßige Verzinsung seines Grundkapitals vorbehalten und die Arbeiter erst an dem danach verbleibenden Reingewinn beteiligt. Trotzdem hat sich immer und immer wieder gezeigt, daß die Arbeit außerordentlich viel intensiver und gleichzeitig sorgfältiger wurde, so daß der Reinertrag beträchtlich stieg. Nach unserem Statut erhalten die Arbeiter bereits eine Beteiligung an dem Gewinn, der vor der Verzinsung des Kapitals sich als Überschuß der Einnahmen über die reinen Kosten ergibt; und dieser Gewinnanteil wächst immer stärker mit jedem Prozent Verzinsung, das das Gesellschaftskapital erhält, bis zu seinem Maximum von fünf Prozent. Ich erwarte von dieser Gewinnbeteiligung im Laufe der Jahre eine Erhöhung des Fleißes und namentlich der Sorgfalt der Belegschaft in der Behandlung des Inventars, die den Roh- und Reinertrag sehr erheblich steigern werden; um meine letzten Hoffnungen zu enthüllen, so erwarte ich von diesem System die

Vereinigung der Vorteile, die bisher der Großbetrieb und der Kleinbetrieb, jeder für sich, allein besaßen; ich erhoffe einen unter intelligenter Leitung stehenden, mit den neuesten Methoden kapitalstark betriebenen Großbetrieb, in dem mit annähernd so großer Hingabe und Schonung geschafft wird wie im bisherigen Bauernbetrieb.

Um dieses Ziel zu erreichen, muß der „psychologische Hebel“ einer mehrfachen erheblichen Gewinnausschüttung erst gezogen werden. Dazu müssen aber natürlich erst Gewinne überhaupt, und seien sie auch gering, gemacht worden sein. Solche Gewinne können unsere Güter bei dem bestehenden Preisstande nicht abwerfen, und so bleibt dieses letzte Problem, das mein Versuch zu lösen hat, vorläufig noch ungelöst. Wenn sich, wie zu hoffen ist, die Verhältnisse in der nächsten Zeit wesentlich bessern werden, wird auch darüber Klarheit gewonnen werden, und hoffentlich wird sich auch dieser Teil meiner Voraussage bestätigen: es wird sich herausstellen, daß derart bewirtschaftete Großgüter mit einer so stark am Ertrage beteiligten Arbeiterschaft privatwirtschaftlich dem bisherigen, herrschaftlich-kapitalistischen System überlegen sind, und dann wird die von mir erhoffte und erwartete „volkswirtschaftliche Wirkung“ endlich eintreten: die Verwandlung der feudalen Großwirtschaften in formell oder doch faktisch genossenschaftlich organisierte Betriebe wird sich, sei es durch den Staat, sei es durch die Eigentümer selbst, in großem Maßstabe vollziehen; die Landarbeiter, die dann den Fuß auf der ersten Sprosse einer nach oben führenden Leiter haben, werden auf dem Lande bleiben und der städtischen Industrie einen wachsenden und immer kaufkräftigeren Markt darbieten, während gleichzeitig die städtische Arbeiterschaft, von der erdrückenden Konkurrenz der massenhaft abwandernden Landarbeiter erlöst, für ihre Arbeit einen immer höheren Entgelt und damit eine erhöhte soziale Lage erreichen wird.

Ich könnte von manchen Schwierigkeiten noch berichten, die unserer uneigennütigen Arbeit von außen her bereitet wurden, über die argen Schwierigkeiten der Konjunktur noch hinaus. Manche Beamte der untergeordneten Behörden und viele Nachbarn haben unverständigerweise dieses „kommunistische“ Ex-

periment mit ihrem Hasse beehrt, obgleich sie sich sagen sollten und könnten, daß hier der einzige Weg beschritten ist, der uns vor wirklicher kommunistischer Zerstörung erretten könnte. Mir wurde einmal zugetragen, daß man unsere Arbeiter in Bärenklau vor der „Judenwirtschaft“ gewarnt habe. Ich erklärte in der nächsten Versammlung, hier solle allerdings eine Judenwirtschaft aufgebaut werden „im Geiste des Juden Jesus Christus“. Ein andermal hat ein junger Beamter des Landeskulturamts, der eine gewisse, aber nur sehr äußerliche Ähnlichkeit mit dem jungen Bismarck aus der Göttinger Korpsburschenzeit hat, am hellen lichten Tage gegen den Willen des Administrators den Versammlungsraum erbrechen und die Arbeiterschaft zusammenrufen lassen, um ihr zu erklären, sie brauche sich an unser Statut nicht zu halten. Ich schrieb dem Minister, und die Wirkung blieb nicht aus, ob er denn nicht bemerke, daß dieser junge Mensch sich über ihn lustig mache. Aber all das wurde überwunden, und wir sind jetzt in voller erfolgreicher Tätigkeit der Siedlung. Schon heute ist die Bevölkerung der beiden Güter, namentlich des näher und günstiger zu Berlin gelegenen Bärenklau, ungleich zahlreicher und wohlhabender als zur Zeit, wo wir sie übernahmen. Und ich hoffe, im Kleinen noch vor meinem Tode zu sehen, was der alte Faust im Großen vor dem seinen sah und als die höchste Aufgabe erkannte, die dem Manne gestellt sein kann: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“.

Mehr als ein volles Menschenalter, sechsunddreißig Jahre, habe ich an dieses Werk gewandt. Ich bin darüber ein alter Mann geworden und kann die Last nicht mehr lange tragen. Und habe auch nicht mehr das Gefühl, daß ich verpflichtet bin, sie noch lange zu tragen. Ich habe das Bewußtsein, alles getan zu haben, was man von einem Bürger fordern kann: ich habe ohne jede Hoffnung auf Gewinn oder persönliche Ehre, unter Einsetzung meiner ganzen Persönlichkeit und meiner geringen Mittel, ohne Rücksicht auf die Gefährdung meines wohl erworbenen wissenschaftlichen Namens, eine Sache unternommen und zu gutem Ende geführt, die die größten Autoritäten für unmöglich erklärt hatten. Ich habe den Weg zu dem großen Ziele gewiesen, in den Hauptlinien abgesteckt und in seinem schwierigsten Teile, auf

der Anfangsstrecke, auch gebahnt. Jetzt ist es die Sache der Öffentlichkeit, das Werk weiter und zu seiner letzten Vollendung zu führen. Darf ich dieses Kapitel mit den Versen schließen, die ich meiner lieben zweiten Frau in ein Exemplar meines ersten Buches „Freiland in Deutschland“ schrieb?

„Vor zwanzig Jahren senkt' ich den Keim ins Land
und pflegte ihn, zwanzig Jahre, mit Herz und Hand.
Die rasche Jugend verging und mein Haar ward weiß:
Wann wächst aus dem Baume Frucht? Wann lohnt der Fleiß?
Wann sammelt mein Volk sich, froh des erfüllten Traums,
im Schatten meines, von mir gepflanzten Baums?
Und sterbe ich drüber hin, und erleb' es nie:
Nicht pflanzt' ich den Baum für mich; für sie, für sie!“

SCHRIFTSTELLER

Als das neue gewaltige Interesse mich bis zur „Besessenheit“ eingenommen hatte, war es mir unmöglich, die Praxis als Arzt beizubehalten. Sittlich unmöglich: ich hatte das Interesse an meinen Patienten nicht mehr wie früher, ich empfand ihr Erscheinen geradezu als Störung meiner Arbeit. Aber ich konnte nicht so ohne weiteres abrechnen. Ich hatte Weib und Kind und für meine Familie zu sorgen, und so mußte ich mir erst eine andere bescheidene Existenz schaffen. Wie die Dinge lagen, konnte vorerst nur die Tätigkeit als freier Schriftsteller in Betracht kommen; die Möglichkeit, durch meine neue Wissenschaft genügend zu erwerben, erwog ich gar nicht; und selbst wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich mir sagen müssen, daß es Jahre brauchen würde, bis ich auch nur zur Privatdozentur gelangen könnte. Und so war ich denn eine Zeitlang, etwa zwei Jahre hindurch, nebeneinander Arzt, Schriftsteller und Student der Nationalökonomie als Autodidakt, bis ich es wagen durfte, mich von der Praxis ganz zurückzuziehen.

Auch hier wieder war mir das Glück hold. Ich hatte mir schon durch meine „Wanderbriefe“ einen hübschen Erfolg errungen

und mir selbst bewiesen, daß das Publikum meine Plaudereien gern aufnahm. Und so beteiligte ich mich mit einem gewissen Vertrauen an einem Preisausschreiben, das eine Feuilletonkorrespondenz ausgeben ließ. Zwei Preise von je fünfhundert Mark waren ausgesetzt für die beste Plauderei und die beste Novelle, die beide den gleichen Gegenstand, „Norddeutsch und Süddeutsch“, behandeln sollten. Die Arbeiten waren wie üblich mit einem Kennwort und einem verschlossenen Briefumschlag einzureichen, der außen das gleiche Kennwort und in der Einlage Namen und Adresse des Verfassers enthielt. Ich beteiligte mich an beiden Konkurrenzen; vorsichtshalber ließ ich das eine Manuskript von einem Freunde schreiben, damit nicht etwa die Gleichheit der Handschrift auffiele. Ich erhielt beide Preise. Es soll eine große Sensation gewesen sein, als aus den beiden Briefumschlägen der gleiche, in der Schriftstellerwelt so gut wie völlig unbekannt Name hervorging. Die beiden kleinen Arbeiten wurden sehr viel abgedruckt, und ich war mit einem Schläge ein begehrter Autor geworden. Die Familienblätter bestürmten mich um Beiträge, und die Sicherheit einer bescheidenen Existenz als freier Schriftsteller war mir geboten. Ich habe diese Brotarbeit viele Jahre hindurch ohne großes inneres Widerstreben, ja sogar mit einer gewissen Arbeitsfreude geleistet, habe es mir aber zum Grundsatz gemacht und ihn ehrlich durchgeführt, auch nicht eine Stunde mehr, als für ein bescheidenes Auskommen durchaus erforderlich war, ihr zu widmen. Alle Zeit, die nur irgendwie zu erübrigen war, gehörte und gebührte meiner Wissenschaft. Ich habe diese Scheidung auch vor meinem eigenen Gewissen und Bewußtsein sehr streng aufrechterhalten: als Schriftsteller empfand ich mich als einen Handwerker, von dem man nicht mehr verlangen kann, als daß er anständige markt-gängige Ware liefert, als Gelehrter aber konnte ich mir niemals genug tun; jedes meiner Bücher ist immer wieder durchgearbeitet, umdisponiert und stilistisch gefeilt worden, bis ich es widerstrebend in Druck gab, in der Erkenntnis, daß ich es zu der gegebenen Zeit doch nicht mehr besser machen könnte.

Maximilian Harden schrieb damals von meiner Tagesschriftstellerei, daß ich auf jeden Hasen schösse, der mir in den Weg

liefe. Er hatte nicht so ganz unrecht, ich schrieb, um einen alten Kulissenausdruck anzuwenden, „alles, was Gott verboten hat“: volkstümliche Aufsätze über Medizin, Sport, Schilderungen von Wanderungen und Reisen, ja sogar in einzelnen Fällen unverantwortlicher Weise Märchen und Novellen, und zwar unter den verschiedensten Pseudonymen, die noch heute im „Kürschner“ paradiere, obgleich ich seit etwa dreißig Jahren keines von ihnen mehr benutze. Wenigstens zwei dieser Jugendsünden haben literarische Folgen gehabt. Ich hatte eine Allegorie unter dem Namen „Ali der Löwe“ verbrochen. Eine junge Löwenweise wird von einer Rehfamilie aufgenommen und lebt als Rehbock, bis er einer Löwin begegnet, die gerade ein Stück Wild gerissen hat. Die Moral ist ebenso klar wie hausbacken: ein junger Mensch, der unter seiner spießbürgerlichen Umgebung litt, wollte sich gerne einreden, daß er von ganz anderer, von edlerer, von Raubtierart sei. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Gustav Meyrink aus diesem literarischen Stück Unglück die Anregung zu seiner köstlichen Humoreske „Alois der Löwe“ empfangen hat. Ebenso vermute ich, daß Georg von Ompteda die Anregung zu einem seiner Bergsteigerromane, dessen Titel ich vergessen habe, durch meinen Sketch „Die Führerlosen“ erhalten hat. Ich will beileibe hier keine literarischen Prioritätsansprüche anmelden oder Anklagen wegen Plagiats erheben.

Inzwischen arbeitete ich mich immer tiefer in die ökonomische Theorie und Praxis hinein und konnte bald diese Tätigkeit als besserer Tintenkuli für die, wie man begreifen wird, von mir nicht besonders hochgeschätzten lammfrommen Familienblätter mehr und mehr hinter der Tätigkeit als politischer Schriftsteller zurücktreten lassen. Ich schickte zuerst der „Volkszeitung“ einige Leitartikel ein, die sofort abgedruckt wurden; das Blatt, das damals von Vollrath redigiert wurde, war mir am nächsten gesinnungsverwandt; es lehnte den Kommunismus ab, war aber entschlossen demokratisch und im höchsten Maße arbeiterfreundlich. Nach einer gewissen Zeit nahm Vollrath aber nichts mehr von mir an; ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß der regierende Herr in mir den möglichen Ersatzmann fürchtete. Dann gewann mich der alte Ullstein für seinen Verlag,

für „Berliner Zeitung“ und „Morgenpost“, als gelegentlichen Mitarbeiter. Auf diese Weise kam ich zu einem nicht üblen Ruf als politischer Schriftsteller.

Ich vertrat die mir eigene Synthese von Liberalismus und Sozialismus mit einer in Journalistenkreisen nicht gerade alltäglichen Beherrschung der Theorie und der Tatsachen; und wenn auch die gegnerischen Parteiblätter mich notgedrungen ablehnten, so war die Stellung der Personen mir gegenüber sehr bald eine ganz andere, sehr achtungsvolle. Ich konnte diese Wirkung einmal an einer Persönlichkeit oder Person beobachten, die damals sich auf kurze Zeit in den Vordergrund der politischen Bühne gedrängt hatte. Es war im Jahre 1895; Herr von Kupfer, der Chefredakteur des damals noch ziemlich jungen „Berliner Lokalanzeigers“, der meine Wanderbriefe schätzte, hatte mich als „Künstlerfeuilletonisten“ zur Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Kanals entsandt. Nach Beendigung der Feierlichkeiten in Kiel fuhren wir, Parlamentarier und Pressevertreter, mit der „Trave“ des Norddeutschen Lloyd als dessen Gäste durch Kattegatt und Skagerrak nach Bremen. Als ich zum ersten Diner in den Speisesaal kam, fand ich einen Platz neben einem mir unbekanntem wohlbeleibten Herrn, dessen offenbar nicht nach Maß gearbeitetes steifgestärktes Oberhemd sich in sehr komischer Weise aus dem Ausschnitt der Frackweste emporwölbte: ein besonders kleinbürgerlicher Kleinbürger in jedem Zuge! Man kam in ein allgemeines politisches Gespräch, der dicke Mann äußerte sehr seltsame Ansichten über die soziale Frage, und ich erfuhr, es sei Ahlwardt, der Verfasser der berüchtigten Schrift: „Judenflinten“, der „Rektor aller Deutschen“. Ich griff mit allem Schneid und aller Angriffslust, die mir damals schon eigen waren, in die Debatte ein, die Tafelrunde hörte immer gespannter zu, und Ahlwardt fragte zuletzt mit groß geöffneten Augen und dem Tone des tiefsten Respekts: „Wer sind Sie denn? Ich kenne Sie ja nicht.“

Um die Schilderung meiner kurzen Laufbahn als politischer Tagesschriftsteller in einem Zuge darzustellen, so habe ich zu erzählen, daß ich im Jahre 1897 die Chefredaktion der jungen „Welt am Montag“ übernahm. Sie war von Karl Ploetz und Felix

Holländer begründet worden; jener hatte die Politik, dieser das Feuilleton geleitet. Aus irgendeinem Grunde kam es zu einem Konflikt zwischen den Herausgebern und dem Verleger Martin Langen, einem reichen Rheinländer, dem Bruder des erfolgreicheren Verlegers Albert Langen in München; sie traten zurück, und ich übernahm die Redaktion. Das Feuilleton leitete der sehr vorgeschrittene August Schulz, für den Handelsteil warb ich Georg Bernhard, der mir als sehr sachverständiger und unerschütterlich ehrenhafter Mann empfohlen war. Er war damals noch ein kleiner Bankangestellter; die bescheidene Stellung an unserer Zeitung wurde für ihn das Sprungbrett zu der gewöhnlichen Laufbahn, die ganz Deutschland kennt.

Es gelang mir, das Blatt in kurzer Zeit in die Höhe und zu einer befriedigenden Rentabilität zu bringen. Jung, furchtlos und von der Wahrheit meiner Gedanken überzeugt, richtete ich meine Schläge nach allen Seiten: gegen den Marxismus, gegen das allzu zahme Bürgertum, selbstverständlich vor allem gegen die Großagrarien, in Leitartikeln, die, wie Professor Erik Nölting zur Feier meines sechzigsten Geburtstages schrieb, „von Geist und Angriffslust funkelten“. Ich scheute auch nicht davor zurück, meine spitzen Pfeile auf die höchste Stelle des Reiches abzuschließen. Ich habe den letzten Kaiser Deutschlands von allem Anfang an richtig eingeschätzt und seine Politik für verderblich gehalten; ich habe schon damals gewußt und gedruckt, daß die unglückselige Flottenpolitik Deutschland mit Notwendigkeit in einen Krieg mit England verwickeln müsse, den wir zu vermeiden hätten, ehe wir nicht vor Rußland völlig sicher wären. Ich habe das persönliche Regiment und die philisterhafte Kulturpolitik des Mannes mit heißer Inbrunst angegriffen und bin damit nach oben hin sehr unangenehm aufgefallen, wie ich aus sicherster Quelle erfuhr. Aber ich habe niemals mit Keulen zugeschlagen, sondern mich immer der feinen und eleganten Waffe des Floretts zu bedienen vorgezogen, und bin derart einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung mit ihren Folgen entgangen: so unzweideutig meine Angriffe auch waren, so waren sie doch in einer Form abgefaßt, die für einen Zugriff des Staatsanwalts nicht recht die Handhabe boten; die Lacher wären allzusehr auf mei-

ner Seite gewesen. Ich habe Wilhelm II. damals viel schärfer angegriffen als je nach seinem Sturze; es ist mir immer als unvornehm erschienen, einem toten Löwen einen Fußtritt zu geben, womit ich nicht gesagt haben will, daß ich den Gegenstand meiner Abneigung für einen Löwen hielt oder halte.

Die Tätigkeit gefiel mir eine Zeitlang nicht übel. Ich hatte ein Sprachrohr für meine Gedanken, dessen Reichweite ich freilich stark überschätzte, und niemand hinderte mich oder konnte mich hindern, mit allem Freimut auch das letzte zu sagen, was mir nötig schien. Es war ja eine recht anstrengende Arbeit. Der Sonntagsruhe wegen durfte der Druck erst um zwölf Uhr nachts beginnen; zwei Stunden vorher trat ich zur Redaktion des Hauptblattes an (die anderen Blätter waren selbstverständlich in der Woche vorher gedruckt worden), ordnete und kommentierte die eingelaufenen Depeschen, und war einige Male gezwungen, in aller Eile einen anderen Leitartikel zu schreiben, weil irgend etwas sehr Wichtiges sich ereignet hatte. So zum Beispiel am Abende jenes Sonntags, wo eine Straßenrevolte in Wien den Grafen Taaffe zum Rücktritt zwang. Dann hieß es, wie im Fieber zu schaffen: denn um drei Uhr morgens spätestens mußte alles gesetzt, stereotypiert und gedruckt sein, um die Morgenpostzüge noch zu erreichen. Bei all dieser Hetze durfte doch die nötige Kritik nicht außer acht gelassen werden. So habe ich einmal eine mir verdächtige Wolffsche Depesche nicht gebracht, die von einem Attentat berichtete, das im Zoologischen Garten von Athen ein Österreicher auf den König von Griechenland verübt haben sollte. Am nächsten Tage stellte sich denn auch heraus, daß es ein Strauß gewesen war: ein schwacher Übersetzer hatte das französische Wort „autruche“ mit „Autrichien“ verwechselt! So wenigstens habe ich die einzig mögliche Lösung des Rätsels gefunden.

Ich habe diese Redaktion etwa einundeinhalbes Jahr hindurch geführt, mit entschieden starkem Erfolge. Zunächst rein journalistisch. Ich galt allgemein als der „kommende Mann“; wo immer der Gedanke auftauchte, für Berlin die große, entschieden arbeiterfreundliche und dennoch nicht marxistisch orientierte Zeitung etwa nach Art der „Frankfurter“ zu schaffen, war ich

als der leitende Mann ins Auge gefaßt; ich wäre auch dazu zu haben gewesen, mußte aber auf Grund meiner Erfahrungen die Bereitstellung eines Millionenkapitals fordern, das nicht aufgebracht werden konnte. Auch von seiten der beiden Parteien, zwischen denen ich stand, und die in einen einzigen gewaltigen, ja unwiderstehlichen Stoßkörper zu verschmelzen mein wichtigstes Lebensziel war und ist, der entschiedenen bürgerlichen Linken und der Sozialdemokratie, wurden mir Avancen gemacht; ich hätte sehr leicht ein parlamentarisches Mandat haben können. So zum Beispiel ließ sich August Bebel mit mir zusammen durch einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Redakteur Neustädter, einladen und fühlte, selbstverständlich mit äußerster Vorsicht, aber doch unzweideutig bei mir an. Ich sagte ihm offen, daß ich nicht glaubte, der Partei viel nützen zu können, wenn ich mein Bestes nicht einsetzen könnte: meine wissenschaftliche Überzeugung. Soweit war aber damals die Partei noch nicht und ist sie auch heute noch nicht. Noch immer steht zwischen ihr und dem politischen Siege die Marxsche Lehre, die zur Zeit ihrer Veröffentlichung eine großartige wissenschaftliche Leistung war und in vielen ihrer Teile das unerläßliche Fundament aller weiteren Entwicklung, auch meiner Lehre, geblieben ist, die aber längst in das Pantheon der großen wissenschaftlichen Leistungen gehörte. Sie ist in sich so widerspruchsvoll, daß sie den verschiedensten, einander feindlich gegenüberstehenden Gruppen gleichzeitig als Gedankengrundlage dienen kann; und sie ist gerade in bezug auf ihre Zukunftsprognose vollkommen und hoffnungslos widerlegt. Erik Nölting, ein hervorragendes Mitglied der Partei, durfte von ihr als einer „spukhaft ragenden Bruchstückgröße“ sprechen. Die Partei wird sich, vermutlich erst zehn Jahre nach meinem Tode, doch endlich dazu entschließen müssen, mein System anzunehmen, das einzige vollausgestaltete und rechtsphilosophisch wie universalgeschichtlich breit unterbaute System, das besteht. Sie kann unmöglich auf die Dauer mit einem kommunistischen Programm den immer stärker werdenden kommunistischen Gegner abwehren, der sie von links her bedroht. Sie hat mit dem Agrarprogramm A gesagt und wird einmal B sagen müssen.

Als der große Streit zwischen dem Revisionismus unter Eduard Bernstein und der Marx-Orthodoxie unter Karl Kautsky ausbrach, schrieb ich an Bernstein, damals noch nach London, der als der einzige seiner Partei und fast als der einzige überhaupt meine bis dahin vorliegenden Schriften ernsthaft würdigte, ich erwäge, mich der Partei offiziell anzuschließen; wenn für ihn in ihr Platz sei, so auch für mich. Er riet mir ab, und ich bin ihm dankbar dafür; ich könne, so schrieb er, der Partei „als Einlanze“ mehr nützen denn als Mitglied. Es wäre denn wohl auch meines Bleibens nicht lange gewesen; ich hätte nicht geschwiegen und das schwere Verdammungsurteil des Dresdner Parteitages über die Intellektuellen, die „roten Primadonnen“, hätte mich wohl an erster Stelle betroffen und mich zum Wiederaustritt gezwungen, wie das auch Georg Bernhard traf.

Ich erkannte immer klarer, daß meine Hoffnung, in naher Zeit eine der großen Parteien zur Annahme meines Programms zu bewegen, eine Utopie war, wie gesagt, die einzige Utopie, die ich mir vorzuwerfen habe. Die sogenannte wissenschaftliche Presse der Sozialdemokratie, nicht nur Kautskys „Neue Zeit“, sondern auch die revisionistisch gerichteten „Sozialistischen Monatshefte“ ließen jedes meiner Bücher auf das unverständigste verreißen. Der Pole Marchlewski, der als Volkskommissar der Sowjets starb, hat mir gegenüber offen ausgesprochen, daß er es sehr bedaure, unter seinem Pseudonym Karski mein Erstlingswerk „Die Siedlungsgenossenschaft“ so unverdient schlecht behandelt zu haben, aber die anderen Schwertgenossen Kautskys, der jetzt selbst zu spüren hat, was eine feindselige Kritik bedeutet, behandelten mich nicht anders, sondern schlachteten mich nach dem bekannten Schema regelmäßig ab, das mit größerem Wissen und unendlich mehr Geist Marx selbst gegen Proudhon, und Lassalle gegen Schultze-Delitzsch, aber schon ganz plump und roh Friedrich Engels gegen Dühring angewendet hatten. Mein alter Kampfgenosse, der spätere badische Staatspräsident Hellpach, der unter dem Namen Ernst Gystrow über die psychologischen Dinge das Referat in den „Monatsheften“ hatte, schrieb damals gegen einen der größten Fanatiker der Orthodoxie, gegen Mehring, einen bekehrten Demokraten, der wie jeder Apostat

zum Extremismus neigte, es sei nachgerade eine Ehre geworden, „in die Galerie von Idioten und Sykophanten aufgenommen zu werden“, die er sich angelegt habe. An dieser üblen Praxis haben auch die folgenden Jahrzehnte noch nicht viel geändert; noch 1919 hat kein Geringerer als Adolf Braun mich in seiner Kritik meines „Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus“ als einen schurkischen Karrieremacher denunziert, der sich durch seine „Marxtötere!“ emporgeschoben hätte. Und dabei war ich soeben erst durch seinen eigenen Parteigenossen Hänisch als Mann von fünfundfünfzig Jahren zum Ordinarius in Frankfurt berufen worden!

Noch viel weniger war von der bürgerlichen Linken zu erhoffen. Freilich brachte 1896 das Berliner Tageblatt aus der Feder seines landwirtschaftlichen Sachverständigen, des späteren Ökonomierats Dr. Lothar Meyer, eine Anzeige meiner Siedlungsgenossenschaft, die mich für einige Tage in St. Moritz, wo ich zufällig weilte, zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des internationalen Kapitalistenpublikums machte. Aber selbst ein so naher Freund wie der tüchtige liberale Volkswirt Dr. Gustav Levinstein wollte und konnte nicht verstehen, daß mein System durchaus nichts anderes darstellte als die konsequente Ausgestaltung des echten alten Liberalismus, wie Adam Smith selbst ihn begründet hatte, und lehnte mich in der „Nation“ Theodor Barths freundlich, aber energisch ab. Und als ich einmal zu dem freisinnigen Abgeordneten Pachnicke kam, um ihn um die Förderung meiner praktischen Pläne zu bitten, strich er sich den „eitlen Vollbart“ und hielt mir ein Kolleg von der Art, daß ich aufstand und mich mit den folgenden Worten empfahl: „Ich muß um Entschuldigung bitten, ich sehe, daß ich mich in der Adresse geirrt habe; ich dachte, zu einem freisinnigen Politiker zu kommen und sehe, daß ich zu einem konservativen geraten bin.“

Diese Erfahrungen verleideten mir meine Tätigkeit als Schriftleiter der „Welt am Montag“. Ich mußte erkennen, daß ich durch sie meinem letzten, ja einzigen Ziele, der rettenden Praxis, dem unmittelbaren Angriff auf die Wurzel aller Übel, die Bodensperre, nicht näherkam. Ich hatte mehr und mehr das Ge-

fühl, von dem Publikum, das jeden Montag meinen mit „Janus“ unterzeichneten Leitartikel verschlang, als eine Art von Löwenbändiger eingeschätzt zu werden; man wartete nur darauf, daß ich doch einmal von der Staatsanwaltschaft für meine Keckheit gefaßt würde. Das aber war nicht die Rolle, die ich auf die Dauer zu spielen gedachte. Dazu war es mir denn doch viel zu ernst; ich führte meine Streiche nicht, um meine Fechtkunst zu zeigen, sondern um zu siegen, um meine Gedanken zum Siege zu führen. Und so gab ich die Schriftleiterschaft auf. Ich hatte eingesehen, daß es, wenn überhaupt, nur einen einzigen Weg zu meinem Ziele geben konnte: den der Wissenschaft. Ich mußte meine Theorie positiv derart aus- und unterbauen, und negativ, durch die Kritik der entgegenstehenden Lehrmeinungen, derart sichern, daß ich alle Opposition zum Schweigen brachte. Diesen Weg bin ich seitdem ohne jedes Schwanken gegangen; er war freilich länger und mühsamer, als ich damals dachte.

So war ich denn wieder auf freie schriftstellerische Tätigkeit angewiesen, um mich zu ernähren. Damals gründete Scherl den „Roten Tag“ mit der guten, allerdings bald wieder aufgegebenen Absicht, eine Plattform zu schaffen, von der aus Politiker aller Richtungen zu der Öffentlichkeit sprechen könnten. Es war fast selbstverständlich, daß man mir die Vertretung der schärfsten demokratischen und zugleich arbeiterfreundlichen Richtung übergab. Als das Blatt immer mehr in die staatsfromme und kapitalistenfreundliche Richtung einbog, beschränkte ich meine Mitarbeit auf gelegentliche Buchkritiken und auf die Verfertigung satirischer Verse, die ich mit dem Kriegsnamen „Gottlieb“ zeichnete. Leider habe ich mir das Recht auf diesen Namen nicht vorbehalten, und so sind denn später eine ganze Anzahl solcher Verse unter diesem Namen erschienen, für die ich die Verantwortung nicht zu tragen habe. Zuletzt wurde meine Stellung bei dem Verlage eine reine Sinekure; August Scherl, der das größte Vertrauen zur Graphologie hatte, hatte sich in meine Handschrift verliebt; außerdem hatte ich ihm bei der Redaktion seiner berühmten Broschüre über die Sparlotterie Dienste geleistet, die er über Gebühr einschätzte. Er stellte mich mit einem für meine damaligen Begriffe fabelhaften Gehalt an, unter der

einzigsten Bedingung, für keine andere Tageszeitung zu schreiben und ihm gelegentlich für seine philanthropischen Pläne schriftstellerische Hilfe zu leisten. So war mir Jahre hindurch die sehr erwünschte Möglichkeit gewährt, mich sorgenfrei nur meiner wissenschaftlichen Arbeit zu widmen.

KRITIK UND KRITIKER

Die Büchlein haben ihre Geschichte.“ Man kann als Schriftsteller auch in der Wissenschaft Glück oder Unglück haben, je nachdem die Gedanken, die man vorträgt, von einer Welle der Zeitströmung emporgetragen oder im Wellental begraben werden. Drei der besten Namen meiner Wissenschaft traf das letztgenannte Schicksal: Der erste war der wohl bedeutendste aller Merkantilisten, Sir James Stewart, dessen Werk von 1766 von dem zehn Jahre später erschienenen berühmten „Völkerwohlstand“ des großen Schotten Adam Smith überstrahlt und in Vergessenheit gebracht wurde, von einem Werke, das im übrigen auch einen Teil seines ungeheuren Erfolges sicherlich der Konjunktur verdankt. Der zweite war Friedrich List, den die Verständnislosigkeit seiner Zeit zuletzt zum Selbstmordtrieb, und der dritte Hermann Gossen, der Schöpfer der „Grenzwertlehre“, der verzweifelt sein Buch*) zurückzog und einstampfen ließ. Er starb an gebrochenem Herzen. Hätte sich nicht zufällig das einzige gerettete Exemplar an der Stelle gefunden, wo alle Bücher sich finden, in der Bibliothek des Britischen Museums, so würde niemand heute von dem Manne und seinem Buche etwas wissen, das dreißig Jahre später, bei günstiger Konjunktur, die Gedankengrundlage einer Schule geworden ist, die dann mehrere Jahrzehnte hindurch die Hochschulen fast monopolistisch beherrscht hat, der „Grenznutzenschule“.

Meine Bücher, die ich in einer meiner nunmehrigen Fachgenossen geradezu unheimlichen Fruchtbarkeit Schlag auf Schlag erscheinen ließ, fanden für sich die schlechteste Konjunktur vor,

*) Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs. 1853.

die sich wohl erdenken läßt. Die drei Eigenschaften, die ich mitbrachte, waren ebenso viele Hindernisse für einen Erfolg. Ich war Theoretiker, Synthetiker und als solcher parteilos. (Und daß ich Jude war, hat mir sicherlich auch nichts genützt. Fontane bemerkte, daß die Sortimentler fast durchweg nur die unter dem unzweideutigen Namen Oppenheimer erscheinenden Bücher seines Verlages nicht bestellten.)

Ich war Theoretiker. Gerade zu der Zeit aber war die Theorie, und vor allem in Deutschland, in eine Verachtung gesunken, von der man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann. Das hatte geistesgeschichtliche und konjunkturelle Ursachen, die wieder miteinander zusammenhingen und sich gegenseitig verstärkten. In der Zeit der Klassiker, etwa mit dem Höhepunkt Hegel, hatte das theoretische Denken einen Ikarusflug gewagt, bei dem es verunglückte. Diese Philosophie und die in ihr wurzelnde klassische Nationalökonomie hatten, weil sie kosmopolitisch waren, schon an sich den Widerstand der nationalistisch gestimmten Gruppen hervorgerufen, die man mit der sehr allgemeinen Bezeichnung der „Romantik“ zusammenfaßt. Ihre Wortführer suchten nicht, was richtig gewesen wäre, in den Voraussetzungen und im Schlußverfahren der ihnen verhaßten Theorie die Ursachen der klar zutage liegenden Fehlschlüsse, sondern machten, was falsch war, die Theorie als solche dafür verantwortlich. Sie setzten der unhistorischen Auffassung der Klassiker die historische entgegen. Diese Revolution vollzog sich zuerst in der Jurisprudenz, als die historische Schule unter Savigny gegen die Naturrechtler auftrat, und hatte ihre Fortsetzung in der Rebellion der Schule gleichen Namens der Nationalökonomie, unter Führung zuerst von Roscher, Knies und Hildebrandt, dann von Gustav Schmoller. Sie verwarf ursprünglich alles theoretische Denken überhaupt und setzte sich das Programm, zunächst einmal alle nur erreichbaren Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte und der zur Zeit bestehenden Wirtschaftsordnung genau festzustellen, mit der Hoffnung, aus ihnen die Gesetze auffinden zu können.

Diese Bestrebungen, als geistesgeschichtliche Reaktion gegen Ausschreitungen einer nicht genügend fundierten Theorie wohl

verständlich, aber an sich aussichtslos, was im Lande eines Kant jeder sofort hätte sehen müssen, gelangten nun zu einer fast terroristischen Herrschaft über die Hochschulen durch eine eigentümliche Gunst der Konjunktur. Die bürgerliche Theorie der Nachklassiker hatte mit dem sensationellen Abschwenken ihres Parteipapstes John Stuart Mill zu einer Auffassung, die dem Sozialismus außerordentlich nahekam, um 1860 ihren Bankerott erklärt. Fast zur gleichen Zeit meldete sich mit Marx ein Kopf, der mit ungleich größerer Genialität als seine Vorgänger, als selbst ein Proudhon, mit der Methode der Klassiker und von den Grundvoraussetzungen ihres größten Meisters, Ricardo, aus eine vortrefflich aufgebaute und verschanzte sozialistische Theorie vortrug. Dieser staatsfeindlichen Lehre konnte der Staat seine Lehrstühle nicht ausliefern. Unter diesen Umständen boten sich ihm die Wirtschaftshistoriker als die prädestinierten Ersatzmänner an. Untersuchungen über eine mittelalterliche Rheinzoll- oder Zunftordnung oder statistische Untersuchungen über das Wachstum irgendeines Gewerbes in irgend-einer Stadt waren für den Staat und für die in ihm herrschende gesellschaftliche Gruppe vollkommen ungefährlich, während die noch bestehenden Theoretiker, z. B. Adolf Wagner, sich doch in sehr peinlicher Weise den sozialistischen Anschauungen und Forderungen näherten.

Diese Schule hat in ihrer mehr als dreißigjährigen absoluten Herrschaft über die deutschen Universitäten nicht nur die Theorie, sondern auch die einzig mögliche Grundlage jeder Theorie, die Methode, so gut wie völlig ausgerottet. Was dies für Folgen gehabt hat, das habe ich soeben in einer für den engsten Kreis der deutschen Theoretiker bestimmten Untersuchung über den Wert mit folgenden Worten dargestellt: „Unsere Theorie befindet sich in einer geradezu verzweifelten Lage, wie kaum ein Sachkenner bezweifelt. Ihre Vertreter finden sich in allen denkbaren politischen und wirtschaftlichen Lagern, rechtfertigen alle denkbaren politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen mit einander schnurstracks widersprechenden theoretischen Argumenten, und so ist unsere Wissenschaft heute um jeden Kredit gekommen; sie sollte die Führerin sein und ist

zur verachteten Magd geworden . . . Das liegt daran, daß der deutschen Fachwissenschaft die Methode in einem geradezu schauerlichen Maße verlorengegangen ist; . . . ich habe zeigen können, daß selbst die elementarsten Begriffe heute von fast allen Vertretern der Theorie nicht mehr richtig aufgefaßt werden. Und es gibt fast niemanden mehr, der einen so grundlegenden Autor wie Ricardo richtig auszulegen wüßte.“

Die historische Schule ist nach dem Tode Schmollers plötzlich nicht nur zusammengebrochen, sondern sozusagen spurlos verschwunden wie eine Seifenblase, die geplatzt ist. Es war endlich doch klar geworden, daß es ohne Theorie nicht geht. Die Wissenschaft erstickte in dem massenhaft zusammengebrachten Material; ein Spötter durfte in bezug auf die statistischen Untersuchungen von „Zahlenfriedhöfen“ reden, in denen die Veröffentlichungen schlummern, ein anderer durfte mit einiger Übertreibung behaupten, daß die Veröffentlichungen des „Ver eins für Sozialpolitik“, des Organs der Schule, nur von drei Menschen gelesen würden: von dem Autor, dem Korrektor und dem Kritiker. Als ich aber mit meinen ersten Büchern auftrat, war die Schule auf der Höhe ihrer Macht und ihres Selbstbewußtseins, und schon der Umstand, daß hier Theorie vorgetragen wurde, genügte zu ihrer Verurteilung. Dazu kam noch, daß ich gezwungen war, scharf anzugreifen: ich konnte der Schule nachweisen, daß sie den Hauptwendepunkt ihres Hauptarbeits gebiets, der deutschen Gewerbege schichte, um hundertachtzig Jahre zu spät angesetzt hatte, auf 1550 anstatt auf 1370, weil sie weder den historischen noch den ökonomischen Zusammenhang richtig verstanden hatte. Da war verächtliches Stillschwei gen die beste Abwehr. Der einzige Karl Lamprecht, der zwar selbst ein ausgezeichnete r Wirtschaftshistoriker, der Schule aber verdächtig war, weil er seinen Stoff theoretisch zu beherrschen versuchte, stimmte mir bei. Ich habe in der zweiten Auflage meines Buches „Großgrundeigentum und soziale Frage“ seinen Brief abgedruckt. Aber auch er wagte es nicht, um eines unbe kannten Outsiders willen den Zorn der Allmächtigen auf sich zu ziehen: als Julius Wolf ihn aufforderte, in seiner „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ mein Buch anzuzeigen, lehnte er ab.

Dieses Buch hat denn auch meines Wissens in zweiunddreißig Jahren noch nicht eine einzige Kritik von wirtschaftshistorischer Seite erfahren*).

Nicht minder stand meinem Erfolge im Wege, daß ich ein Synthetiker bin. Wäre ich nur ein Theoretiker der üblichen Art gewesen, der irgendeinen Lehrsatz oder irgendein älteres Buch zum Gegenstand seiner Lebensarbeit macht, wäre ich, kurz gesagt, ein Spezialist gewesen, so hätte ich mich doch etwas schneller durchsetzen können. Es gab ja noch eine Anzahl von Gelehrten, die sich derart mit Theorie beschäftigten und sogar unter ihnen einige, die wirklich etwas davon verstanden. Aber ein Theoretiker von Format kann nun einmal nicht Spezialist sein. Er stößt notgedrungen überall an den Grenzen seines Gebiets auf Nachbarwissenschaften, die er heranziehen muß, entweder weil sie ihm die Voraussetzungen seiner Arbeit zu liefern haben, oder weil nur mit ihrer Hilfe seine Gedanken weiter entwickelt werden können. Es gibt nämlich nur eine einzige Wissenschaft; wer einmal einen ihrer Zipfel erfaßt hat und zu sich heranzieht, der bringt das ganze Tuch in Bewegung und muß erkennen, daß es natürliche Grenzen nicht gibt, daß alle zwischen den einzelnen Teilwissenschaften gezogenen Grenzen nur künstliche sind. Nun brachte ich schon in meine ersten Bücher ein gutes Stück der naturwissenschaftlichen Methode und der medizinischen Fragestellung ein und griff über die engeren, künstlichen Grenzen der ökonomischen Theorie unbekümmert überall dort hinaus, wo die Probleme mich dazu aufforderten: auf Ethnographie, Geschichte, Psychologie, Soziologie, Ethik usw. usw. Das aber war die zweite Todsünde gegen den Geist der Zeit. Der Synthetiker weiß den Spezialisten zu schätzen, denn er ist sich darüber klar, daß sicheres Wissen nur durch die spezialistische Bemühung gewonnen werden kann. Aber er weiß auch, daß noch so sicheres und noch so massenhaftes Wissen noch keine Wissenschaft ausmacht. Denn Wissenschaft heißt einheitliches, unter möglichst wenig Gesetze geordnetes und derart beherrsch-

*) Seit ich dies schrieb, hat Otto Hintze, Berlin, in einer sorgfältigen Anzeige meines Systems der Soziologie dieses Buch wenigstens achtungsvoll erwähnt, aber ohne sich näher darauf einzulassen.

tes Wissen. Das aber will und kann der Spezialist nicht zugeben, und darum haßt er den Synthetiker, den Universalisten aus Herzensgrund. Die Männer, von deren Urteil der zeitliche Erfolg meiner Arbeit damals abhing, die Wirtschaftshistoriker, waren nun zum Teil Spezialisten im allerengsten und allerkleinsten Sinne. Es ist charakteristisch, daß Ibsen in seiner „Hedda Gabler“ einen Gelehrten dieser Schule auswählte, um ihn als einen „Fachmann“ im verächtlichsten Sinne dem genialen Löwborg gegenüberzustellen. Die Franzosen haben für jenen den Begriff „érudit“, für diesen das Wort „savant“.

Drittens aber war ich parteilos, da ich ja behauptete und behauptete, die versöhnende Synthese im Hegelschen Sinne der scheinbar unversöhnlichen Gegensätze Liberalismus und Sozialismus gefunden zu haben, jene „Aufhebung“ im dreifachen Sinne, daß erstens der Gegensatz verschwindet, daß zweitens die kontrastierenden Gedanken aufbewahrt und daß sie drittens auf eine höhere Ebene emporgehoben werden. Da nun in unserem Deutschland noch mehr als anderswo das schöne Wort in Geltung ist: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein“, so war es ein wahres Spießbrutenlaufen für mich. Es fiel niemandem ein, meine Gedanken nachzudenken; es war jedem ohne weitere Untersuchung klar, daß alles Unsinn sein müsse. So bekam ich von den Bürgerlichen meine Schläge, weil ich ein Spezialist, und von den Sozialisten, weil ich ein Bürgerlicher sei. Ich muß herzlich lachen, wenn ich das Sprichwort lese, wonach „der Weg der Mitte der der höchsten Sicherheit ist“.

Dazu kam nun schließlich noch ein viertes: ich warf meine Gedanken dem wissenschaftlichen Publikum sozusagen mit Gewalt, sogleich in zwei starken Bänden, an den Kopf. Mein Schwager Steindorff, damals schon seit einem Jahrzehnt akademischer Lehrer, der die Psychologie der Universitätsbürokratie vortrefflich kannte, gab mir vergeblich den ausgezeichneten Rat, meine Ergebnisse sozusagen im Kleinverkauf auf den Markt zu bringen, d. h. in den verschiedensten Zeitschriften zu publizieren. Dann wären sie bestimmt gelesen worden und hätten, an sich, außerhalb ihres systematischen Zusammenhanges, scheinbar

politisch sehr harmlos, wohl auch ihren Eindruck nicht verfehlt. Denn ich hatte ein paar wirklich neue, wichtige und interessante Dinge z. B. über das Genossenschaftswesen herausbekommen. Aber ich konnte den guten Rat nicht befolgen. Ob mit Recht oder Unrecht: ich hatte das Bewußtsein, das ungeheure Problem gelöst zu haben. Als ich an meinem dreißigsten Geburtstage auf dem Petersplatze in Rom stand und auf dem Obelisken die Inschrift las: „Den entscheidenden Sieg hat errungen der Löwe vom Stamme Juda“, da hämmerte mir das Herz in der Brust: bin ich doch vom Stamme Juda! Es war zwecklos, einem jungen feurigen Manne, der davon überzeugt war, der Welt eine neue „frohe Botschaft“ zu bringen, die Vorsicht eines Karrieremachers anzuempfehlen. Ich mußte meinen Weg gehen, wie ich ihn gegangen bin.

ALPENFAHRTEN

Von meiner Jugend an habe ich immer gewußt, daß mein starker Körper genau so gut der Arbeit bedurfte wie mein Gehirn. Schon als Knabe fühlte ich, ohne es mir klar zu Bewußtsein zu bringen, daß die starken Pubertätsspannungen eines heftigen Temperaments in gesunder Weise nur durch Ableitung auf energische Muskelanstrengung entladen werden könnten. Mein erster Sport in der Zeit waren lange Ruderfahrten, zumeist auf der Oberspree, die mich oder vielmehr uns, eine kleine Schar gleichgesinnter Mitschüler, oft bis in den Müggelsee oder nach Grünau brachten. Dort habe ich zuerst die köstliche Entspannung kennen und bedürfen gelernt, die, während der Körper selig müde ist, dem Geist die Flügel freigibt, um sich in freudiger Kraft emporzuschwingen. Als Student reagierte ich die innere Schwüle auf dem Fechtboden ab, den ich, fast immer Fechtwart, mit der größten Regelmäßigkeit zu besuchen hatte, um selbst auf der Höhe zu bleiben und die jüngeren Semester „einzupauken“. Dazu kamen dann die langen Wanderungen in der Nähe von Berlin und in den Ferien durch die deutschen Mittelgebirge. Später wurde ich ein eifriger Radfahrer; ich habe mit meinem um zehn

Jahre jüngeren Bruder große Radreisen gemacht, wobei unser Programm selten weniger als hundertfünfzig Kilometer Tagesleistung vorsah. Auch in der edlen Fechtkunst suchte ich mich weiterzubilden; ich habe unter dem leider soeben verstorbenen Meister Schiavoni im Berliner Fechtklub eifrig und mit einigem Erfolge Florett gestoßen. Und ich war unter den ersten Skifahrern in Deutschland.

Aber das große heilsame Gegengewicht gegen die angespannte Geistesarbeit fand ich doch durch Jahrzehnte hindurch in meinen Bergfahrten, vor allem in den Alpen, die ich in allen ihren Hauptgruppen durchstreifte und in denen ich zwischen zwei- und dreihundert Gipfel bestieg, aber auch in der Sächsischen Schweiz, dem wunderbarsten „Klettergarten“, der sich erdenken läßt. Vom Jahre 1888 an bis 1921 habe ich fast jedes Jahr vier bis fünf Wochen Gipfel auf Gipfel gestürmt; die Berge waren das Paradies meines Mannesalters; hier fiel von mir ab, was mich in einem nicht immer leichten Leben an Kummer und Sorgen bedrängte; hier brach Jugendfrische und Jugendlust immer wieder freudig durch, hier holte ich mir immer wieder die Kraft der Muskeln und des Herzens und das Selbstvertrauen zur eigenen Stärke und Dauer, das vielleicht wichtiger ist als die rein körperliche Kraft. Selbstverständlich hätte ich die zuweilen an die Grenze des Unmöglichen streifenden Anstrengungen nicht ertragen können, wenn mir nicht von meinen Eltern ein starker Körper und ein eiserner Wille mit ins Leben gegeben worden wären: aber auf der anderen Seite bin ich fest davon überzeugt, daß ich mir beides nicht hätte erhalten können ohne diese Fahrten. Wenn ich heute, an der Schwelle des Greisenalters, mit siebenundsechzig Jahren, immer noch, trotz einer peinlichen Familienerbschaft, einer schweren Bronchitis, ein verhältnismäßig frischer Mann von ungebrochener geistiger Schaffensfreude bin, so danke ich das meinem Lieblingssport, dem Alpinismus.

Noch im Jahre 1921 konnte ich recht schwierige führerlose Touren in Tirol mitmachen und teilweise sogar führen. Dann aber traf mich ein schwerer Unfall: als Gast meines Freundes Richard Sichler auf seinem Schloß Bürglen bei Basel verunglückte

ich, als ich in einer klaren Nacht mich einer meiner großen Freuden hingab, der Beobachtung des gestirnten Himmels. Ich vergaß, daß eines Umbaues wegen die Gartenmauer an einer Stelle durchbrochen war, und stürzte durch die Lücke etwa fünf Meter tief auf die nächste Terrasse hinunter. Ein schwerer komplizierter Bruch des linken Oberschenkels war die Folge, der es mir fortan unmöglich machte, so große und schwierige Wanderungen zu unternehmen. Ein schmerzliches Verzichten! Vor einigen Jahren las ich die erschütternden Verse, die der ausgezeichnete englische Bergsteiger Young dichtete, als ihn ein ähnliches Schicksal getroffen hatte; er hatte im Kriege ein Bein verloren. Sie lauten in einigermaßen getreuer Übersetzung:

Nichts raubt der langen Tage Zauber mir.
Auf sternbeglänzttem Pfad
durchwandl' in Träumen ich mein Bergrevier,
Meister von Firn und Grat.
Zerbrach mein Glas, eh halb den Wein ich trank:
Mein sind die Gipfel, mein, die ich bezwang*).

Dieser Trost ist auch mir geblieben. Wenn ich abends zwischen Schlaf und Wachen liege, zieht oft an meinen Augen ein herrlicher Film vorüber, Talschluß nach Talschluß, silberblinkende Gipfel und stolze gleißende Nadeln über engen Tälern, in die die Gletscherzungen hinabdringen. Ich kann fast niemals Ort und Namen bestimmen; es sind Bilder, die sich in mein Unterbewußtsein eingebrannt haben und herrlich wiederkehren, wenn das Wachbewußtsein erschläfft. Und dann träume ich zuweilen, daß ich wieder als rüstiger Steiger unterwegs bin und fühle beim Erwachen nicht den Schmerz des Verlustes, sondern die Seligkeit des Besitzes.

Mein getreuer Begleiter in diesen dreißig Jahren war mein Bruder Carl, den die gleiche Leidenschaft beherrscht, ein ausgezeichneter Steiger in Fels und Eis und mir weit überlegen

*) I have not lost the magic of long days, I feel them, dream them still. Still I am master of the starry ways and freeman of the hill. Shattered my glass, ere half the wine had run, I hold the heights, I keep the heights, I won.

durch die große Fähigkeit, sich zu orientieren, die mir nicht gegeben ist. Wir sind uns mehr als nur leibliche Brüder geworden in dieser echten Kameradschaft; wir haben Gefahren und Freuden, wir haben das letzte Stück Brot und den letzten Tropfen Tee redlich miteinander geteilt, wir haben uns mehr als einmal in schwerer Gefahr das Leben gerettet. So waren wir einmal nach langer schwieriger Kletterei auf einem neuen Wege auf den Grat der Spritzkarspitze gelangt, und unser Führer, Georg Futterer, sagte: „Jetzt können wir Rucksäcke und Seil hierlassen, von hier bis zum Gipfel ist es ein Spaziergang.“ Als wir aber auf dem breiten Grate etwa hundert Meter weiter westlich gegangen waren, fanden wir uns vor einer tief eingerissenen Scharte, die zu überklettern war. Futterer sagte: „Herrgott, bin ich nun das letztmal näher zum Gipfel heraufgekommen oder ist die Scharte inzwischen ausgebrochen? Soll ich das Seil holen? Ach, die Herren klettern so ausgezeichnet, es geht auch so.“ Wir gingen, Futterer voran, ich in der Mitte, mein Bruder als letzter, rechts und links gewaltige Abgründe. Als wir etwa auf der tiefsten Stelle angelangt waren, hörte ich hinter mir einen unterdrückten Ruf. Ich stand selbst nicht sehr sicher, konnte aber mit der rechten Hand nach hinten greifen und meines Bruders Gürtel fassen. Ich merkte, wie er sich herumwarf, und fragte über die Schulter zurück, was geschehen sei. Er antwortete mit seiner klassischen Ruhe: „Hättest du mich nicht eben gehalten, so läge ich jetzt im Spritzkar.“ Ihm war ein Block ausgebrochen.

In den ersten Jahren war unser regelmäßiger Begleiter der Privatdozent für mathematische Physik an der Universität Göttingen, später Professor in Turin, Max Abraham. Er ist in jungen Jahren gestorben. Frohe und ernste Erinnerungen verknüpfen sich mir mit seinem Gedächtnis. Zwei davon will ich erzählen. Jeder von uns hatte zum gemeinsamen Vorrat ein Kilo bester Dauerwurst mitzubringen gehabt; meines und meines Bruders Beisteuer war längst verzehrt, aber „Abs“ hütete die seine mit Argusaugen, für einen Notfall, wie er meinte. Eines schönen Abends stahl ich ihm die Wurst aus dem Rucksack und schleppte sie unverdrossen die Rosengartenspitze hinauf und wieder her-

unter. Als wir am Gart'l zum Frühstück niedersaßen, sagte ich „Na, Abs, ich will es nur gestehen, ich habe noch eine Wurst.“ „Heraus damit!“ Als wir mit Wilhelm Busch sagen konnten: „Die Wurst ist fort bis auf die Schläue“, machten wir ihm ohne viel Schonung die notwendigen Eröffnungen. Seine Empörung war grenzenlos, und wir rollten uns vor Lachen. Diese Episode hieß seitdem in unserem Kreise „das Opfer Abrahams“.

Ein anderes Mal hatten wir die Weißkugel überschritten und stiegen auf einem unendlichen Wege zum Wirtshaus am Südende des Hochjochs ab. Wir waren vom frühen Morgen bis nach Anbruch der Dämmerung unterwegs, und Abraham hatte nicht ein Wort geäußert oder ein Zeichen gegeben, daß er litte. Aber nach der Ankunft bat er mich, doch einmal nachzusehen, und ich fand, daß ihm der Darm herausgetreten und bereits eingeklemmt war. Es war mir unmöglich, ihn noch zurückzubringen. Schnelligste Operation war geboten, aber bis zur ersten Talstation, wo ein Wagen zu erlangen war, waren es noch mehrere Stunden Wegs talaus. Um ihm den Marsch zu erleichtern, ließen wir unsere Rucksäcke durch einen Träger befördern. Er muß furchtbare Schmerzen ausgehalten haben, aber er trug sie mit dem Stoizismus eines Indianers am Marterpfahl. Kein Wort der Klage, kein Zucken des Gesichts! Ich wollte ihn durch ein interessantes Gespräch ablenken und hielt ihm einen Vortrag über die mathematische Nationalökonomie, namentlich über den sogenannten „Grenznutzen“. Ich war damit noch nicht ganz fertig und vollendete meine Auseinandersetzung, während wir im Wirtshaus auf den Wagen warteten, der uns nach Naturus führen sollte. Inzwischen kam der Träger herein, ich entlohnte ihn und sagte warnend: „Also, Sepperl, denken Sie daran: nicht schnell bergauf laufen, vor allem nicht schwer bergauf tragen!“ Da blickte der einzige Tourist, der außer uns in der Gaststube saß, mir mit so intensiver Frage ins Gesicht, daß ich unwillkürlich die Antwort gab: „Der Bub hat eine Mitralstenose.“ (Eine Herzkrankheit.) Da sprang der Mann auf und rief: „Grenznutzen und Mitralstenose? Sie sind Franz Oppenheimer aus Berlin.“ Es war der Privatdozent Wlassak aus Wien, ein bekannter Vorkämpfer der Antialkoholbewegung.

In späteren Jahren gingen wir zumeist mit meinem Vetter, dem jetzigen Justizrat Adolf Nassau in Hagen, einem kaum mittelgroßen, aber fabelhaft zähen, muskel- und herzstarken Manne, einem geborenen Bergsteiger: schwindelfrei, kniefest und trittsicher. Er kam als Radfahrer nach einem unserer Lieblingsplätze, St. Anton am Arlberg, wir ließen ihm Bergstiefel machen, kauften ihm einen Rucksack und nahmen ihn in die Mache. Hatten wir beide lange Jahre gebraucht, ehe wir uns an die schwierigeren Berge wagten, so übersprang er diese ganze Periode im Vertrauen auf unser Urteil. Schon seine dritte Tour war die Überschreitung des Paterjöl im Gebiete des Ferval, und noch im gleichen Jahre bezwang er in unserer Gesellschaft Tödi, Jungfrau und Finsterarhorn. Von da an war seine wie unsere Grenze nichts anderes mehr als die Führertaxe; wir konnten uns die allzu teuren Gipfel nicht leisten: aber er war mit auf Bernina, Roseg und Matterhorn und in den Dolomiten auf der Fünffinger- und der Grolmannspitze und auf sehr vielen anderen bedeutenderen Hochgipfeln. Ein immer froher, nie ermüdender Kamerad, voll kaustischen Witzes, der es namentlich verstand, Zitate aus Wilhelm Busch an passender Stelle anzubringen.

An diese Kerngruppe schlossen sich häufig für ganze Reisen oder einzelne Gipfel andere Freunde: der bedeutende Biologe, jetzt Mitglied des Rockefeller-Instituts in Newyork, Leonor Michaelis, genannt Plisch, ein Ingenieur Schönlank, unser bester Mann im Fels, Walter Hecht, den im letzten Kriegsjahre als Hauptmann der Artillerie die tödliche Kugel traf; auch Schönlank wurde ein Opfer der großen Katastrophe. Dann Junk, der Inhaber des berühmten naturwissenschaftlichen Verlages, dessen Verdienste vor einigen Jahren zwei große Universitäten mit dem Ehrendoktor entlohnt haben, sein Bruder, Auditeur im österreichischen Heere, und später der Berliner Augenarzt Dr. Kann, ein meisterlicher Bergsteiger in Eis und Fels, der auch auf den schwierigsten Touren die Führung übernahm. Von da an gingen wir fast immer führerlos; die Freude des Wegsuchens und Wegfindens, die viel größere Verantwortlichkeit und die Freude an der selbständigen Überwindung aller Schwierigkeiten verdoppeln ja den Genuß an solchen Fahrten.

Vorher hatten wir fast regelmäßig unseren Führer-Freund Heinrich Matt aus Pettneu am Arlberg mit uns. Er war ein kleiner Lokalführer, als wir ihn kennenlernten; aber einige Jahre darauf, nachdem er mit uns mehrfach im Berner Oberland und Wallis und allen Gruppen von Tirol gewesen war, führte ihn das Führerverzeichnis des Deutsch-österreichischen Alpenvereins als einen der Männer an, „mit denen man in Eis und Fels alles wagen kann“. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Techniker, sondern besaß eine ans Wunderbare grenzende Orientierungsgabe, einen Instinkt für die Gestaltung des Berges, der ihn nie täuschte. Er fand auch im unbekanntem Gelände seinen Weg mit unfehlbarer Sicherheit. Wir haben ihn groß gemacht; er ist heute ein wohlhabender Wirt in Landeck, und er hat es uns von Herzen gedankt. Als er mit niemandem mehr ging, für uns war er immer wieder zu haben; er hat noch meine Kinder auf ihren ersten Besteigungen geführt. Nur zweimal haben wir sein Mißfallen erregt, das eine Mal, als wir im Briener See ein Schwimmbad nahmen. Er sagte mißbilligend: „Davon kriegt man nur weiche Füße.“ Und das zweite Mal, als wir ihn mit nach Pontresina genommen hatten. Wir hatten den Bernina gemacht, hatten günstige Eisverhältnisse vorgefunden und kamen noch zum Diner im Hotel zurecht. Als er später kam, um den nächsten Tag zu bereden, fand er uns in Smoking und Krawatte, uns, die er nie anders als in der Leder- oder Velvethose und in einer reichlich abgewetterten Joppe gesehen hatte. Er war tief enttäuscht und betrübt darüber, daß „der Franzl, der Karl und der Adolf“ sich nach so langer Zeit als „Stadtfräck“ enthüllten!

Was waren das jedesmal für reiche, für erfüllte Wochen! Wir teilten nicht nur die Strapazen und die Freuden der Bergfahrten miteinander, sondern gaben uns gegenseitig das Beste, was wir hatten: unser Wissen, unsere Gedanken. Wir waren schweigsam, wenn wir unter dem wuchtigen Rucksack der Führerlosen unsern Weg aufwärts erzwingen und im schwierigen Gelände auch im Abstieg. Aber auf den Wegen zu den Hütten zurück und in den Hütten selbst, namentlich an regnerischen Tagen, wenn uns unerwünschte Rast aufgezwungen war, dann hoben sich die Schleusen, und jeder sprach von seiner Arbeit, von seinem Stre-

ben, von seinen Plänen und Entwürfen. Schon bei meiner allerersten Wanderung von 1888, die ich noch als „Jochfink“ machte, hatte ich das Glück, in meinem späteren Schwager, dem jetzigen Professor Paul Oppenheim, einen der Geologie und Botanik gleich kundigen Begleiter zu haben, der mir über die Struktur der Alpen unvergeßliche Vorträge hielt. Das freilich ist ihm nicht gelungen, über meine stupende Unbegabtheit für die Botanik den Sieg zu erringen; mir fehlt das Formengedächtnis fast vollständig. Es wäre ein Wunder zu nennen, daß einer meiner Söhne Botaniker geworden ist, wenn die Natur in ihrer Weisheit nicht die „Mischänderung“ erfunden hätte, wenn sich die Anlagen von der mütterlichen Seite her nicht ebenso vererbten wie von der väterlichen. Hier war ich lediglich der Empfangende gewesen, aber in all den späteren Jahren war es ein fröhliches Nehmen und Geben. Zwei Biologen und Mediziner von großem Format wie mein Bruder und Michaelis, ein Jurist von Scharfsinn und Erfahrung wie mein Vetter Nassau, das brachte schon die Grundelemente für ein Gespräch zusammen, das über alle Höhen und durch alle Tiefen der Natur- und Geisteswelt führte. Und es ist öfter als einmal geschehen, daß vom Nebentische her Menschen aufmerksam herüberlauschten, um zu erfassen, was sich die wettergebräunten Gesellen an unserem Tisch alles mitzuteilen hatten.

Nun wolle man aber nicht glauben, daß wir uns dauernd auf so hohem Niveau bewegten. Unsere selige Entspanntheit, die göttliche Freiheit des naturbegeisterten Wanderers in der Bergwelt ließen wenigstens ebensooft die Pforten frei, durch die frischester Übermut und gesegneter Blödsinn karnevalslustig in die Welt sprangen. Oft und oft haben wir uns, wenn eine gar zu norddeutsch-steife Gesellschaft den Gastraum der Hütte frostig machte, in die Küche verzogen, um mit den Führern, den Sennen und Sennerinnen der benachbarten Alp und, um das Wichtigste nicht zu vergessen, der Jungfer Köchin den herben Rotwein zu trinken und uns an Lied- und Zitherklang zu erfreuen. Wir brachten fast von jeder unserer Reisen neue Volkslieder und stachelige, zuweilen nicht ganz stubenreine Schnadahüpfeln mit, und wir verschmähten es auch nicht, gelegentlich eine Partie,

horribile dictu, Poker zu spielen, allerdings nur zu Pfennigsätzen, einen „Kinderpoker“, einen „Juxpoker“, bei dem es darauf ankam, wer am unverschämtesten zu „bluffen“ verstand. Einmal haben wir auf der Spitze des Piz Buin eine Runde dieses edlen Spiels gemacht, um wahrheitsgemäß sagen zu können, daß wir „den höchsten Poker der Welt“ gespielt hätten: der Berg ist über dreitausendeinhundert Meter hoch. Die Fröhlichsten von allen waren mein lieber, längst verstorbener Vetter Berthold Nathusius, mein Begleiter auf der schönen Wanderfahrt von 1893, über die ich in der Vossischen Zeitung in meinen „Tiroler Wanderbriefen“ berichtet habe, und mein Vetter Adolf. Eins seiner lustigen Stückchen mag dieses frohe Kapitel schließen:

Wir saßen bei Regenwetter in Gossensaß am Brenner fest; ich schrieb, da kam er herein und fragte mich in vollem Ernst: „Hast du schon einmal einen Hund geraucht?“ Ich drohte ihm mit Tod und Vernichtung, aber er blieb dabei, daß hierorts Hunde geraucht würden und verschleppte mich, der ich der Lösung des Rätsels gespannt entgegensah, auf das Postamt. Dort wies er mir einen Anschlag: „Das Rauchen und Mitbringen von Hunden ist verboten.“ Dann entzog er sich in feiger Flucht meiner Rache.

PRIVATDOZENT

Meine Schüler sagen von mir, daß ich ein guter Lehrer sei; jedenfalls ist das Unterrichten von jeher eine meiner großen Passionen gewesen. Und so liebäugelte ich denn schon verhältnismäßig früh mit dem Gedanken, mich als Privatdozent für Nationalökonomie und Soziologie zu habilitieren. Der einzige Fachmann der Berliner Universität, zu dem ich etwas engere Beziehungen hatte, war Max Sering. Ihm verdanke ich es und bin ihm noch heute dafür dankbar, daß ich für mein erstes größeres Buch, die „Siedlungsgenossenschaft“, einen Verleger fand: Duncker & Humblot in Leipzig. Ich hatte dann ein Semester hindurch an seinem Seminar teilgenommen, wußte mich seines Wohlwollens versichert, und so fragte ich eines Tages bei ihm an,

wie er sich zu dem Gedanken meiner Habilitation stelle. Er war sehr erstaunt: ich sei doch eigentlich mehr ein „Schriftsteller“ als ein Gelehrter. Die Verständnislosigkeit, die der Spezialist — und Sering ist ein ausgezeichneter Spezialist für sein Sonderfach, die Agrarpolitik — dem Synthetiker, dem Universalisten, entgegenbringt, trat mir hier zum erstenmal in ihrer vollen Kraft vor Augen. Ich ließ es bei diesem ersten Fühler bewenden und begnügte mich damit, in den Studentenvereinen des Fachs gelegentlich Kurse abzuhalten, selbstverständlich vollkommen außerhalb des offiziellen Hochschulbetriebes. Viele Jahre später erfuhr ich, daß nicht alle von mir ausgestreuten Samenkörner in die Dornen und zwischen die Disteln gefallen waren. Als ich 1920 Kurt Rosenfeld, den bekannten Führer der Sozialdemokratischen Partei, in St. Anton am Arlberg traf, erzählte er mir, daß er mich als Student gehört und einen sehr starken Eindruck davon bewahrt habe.

Ich hatte also verzichtet und war auch schon in ein Alter gelangt, in dem man sich im allgemeinen nicht mehr als Privatdozent niederzulassen pflegt, als eine unerwartete Wendung eintrat. Ich war im Vorstand der Berliner Ortsgruppe des „Vereins für soziale Reform“, der Gründung des hochverdienten ehemaligen Ministers von Berlepsch; einer meiner Kollegen war Ernst Francke, der ausgezeichnete Herausgeber der „Sozialen Praxis“. Der überfiel mich eines Tages unvermutet mit der Anfrage, warum ich mich eigentlich nicht habilitiere. Ich berichtete ihm von Serings ablehnender Haltung und fügte hinzu, ich hätte die beiden andern großen Herren im Zentrum ihrer Auffassung angegriffen: Adolf Wagner, der ein unbedingter Anhänger der Malthusschen Theorie war, mit meinem Buch über seinen Meister, und Gustav Schmoller mit meiner von der seinen entscheidend abweichenden Deutung der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Ich könnte nicht annehmen, daß die Herren einem so scharfen Gegner das Tor aufmachen würden. Darauf erklärte Francke, er werde sofort mit Schmoller sprechen, der sein Verwandter war. Nachträglich bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß er den immerhin bedeutsamen Schritt nicht getan haben wird, ohne sich vorher der Zustimmung des Allmächtigen

versichert zu haben. Jedenfalls hatte ich schon vierundzwanzig Stunden später einen Brief, in dem er mir mitteilte, daß Schmoller durchaus für meine Niederlassung sei; ja, er habe sich sofort persönlich mit Wagner in Verbindung gesetzt und auch dessen Zustimmung erlangt. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, den beiden großen Forschern hier noch einmal vor aller Öffentlichkeit meinen Dank für ihre großzügige Haltung auszusprechen. Ich weiß, wie sehr wir Alten geneigt sind, vergangene Zeiten für die besseren zu halten: aber ich glaube doch, daß ein solches Verhalten heute nur sehr selten noch vorkommen dürfte; die Bildung von „Schulen“ und Cliques ist seitdem sichtlich, und nicht zum Vorteil unserer Wissenschaft, vorgeschritten, namentlich seit sich noch stärker als je zuvor der Einfluß der politischen Parteien auf die Besetzung der Lehrstühle, und selbstverständlich vor allem der politisch-bedeutsamen, der staatswissenschaftlichen, durchgesetzt hat. Als ich, damals bereits ordentlicher Professor in Frankfurt, Budge habilitierte, nachdem er mich soeben in einem ausdrücklich gegen mich gerichteten Buche angegriffen hatte, folgte ich bewußt dem großen Vorbild meiner beiden Gegner.

Ich war mit Gustav Schmoller flüchtig bekannt. Er hatte mir gestattet, ein Semester hindurch an seinem Seminar teilzunehmen, wo ich viele fruchtbare Anregungen erhielt, positiv ein überreiches Material an geschichtlichen und statistischen Tatsachen, negativ freilich fast nur die Anregung zu starkem Widerspruch in der theoretischen Deutung. Wir waren dann öfters in öffentlichen Versammlungen zusammengetroffen, an denen er wie ich uns an der Debatte beteiligten, so zum Beispiel in der aufgeregten ersten Versammlung, die der als eine Art von Strafprofessor nach Berlin berufene Wiesbadener Amtsgerichtsrat Reinhold vor den Studenten veranstaltete. Sie gestaltete sich nicht gerade als ein Triumph für den ganz ordentlichen Mann und die einflußreichen Politiker, die ihn nach Berlin gebracht hatten, um dem bösen Drachen Staatssozialismus den Garaus zu machen.

Schmoller war geistig mein vollkommener Antipode, als Historiker gegenüber dem Theoretiker, als Konservativer gegenüber

dem entschiedenen Sozialisten. Er begegnete mir immer mit der äußersten Liebenswürdigkeit, aber ich fühlte doch durch, daß ich für ihn recht eigentlich ein Exemplar einer merkwürdigen zoologischen Spezies darstellte. Ich erfuhr, als ich ihn damals aufsuchte, um mich für sein Wohlwollen zu bedanken — es war im Jahre 1908 —, daß ich mich bei seiner, der philosophischen Fakultät nicht habilitieren könne, ohne vorher den philosophischen Doktorgrad erworben zu haben. Der Gedanke, mich noch einmal einem Examen auszusetzen, war nicht sehr angenehm; ich wußte, daß einige Universitäten Männern von wissenschaftlicher Leistung den Doktorgrad auch ohne diese Formalitäten verleihen durften, wandte mich mit einer Anfrage an den mir aus manchem gemeinschaftlichen Kampf bekannten Lujo Brentano — und erhielt eine prompte Absage. Die Bestimmung sei nur für höhere Beamte und dergleichen berechnet. Ich mußte also in den sauren Apfel beißen.

Meine schon veröffentlichten Werke hätten vollauf als Unterlage für mein Habilitationsgesuch ausgereicht. Aber ich hatte den Ehrgeiz, meiner Universität ein neues Buch mit einzubringen. Seit Jahren und Jahren stand sozusagen das Gespenst Ricardos an meinem Bette, das Gefühl der Verpflichtung, mich mit der entscheidenden Leistung dieses größten Theoretikers unserer Wissenschaft neben dem Deutschen Johann Heinrich von Thünen, mit seiner Theorie von der Grundrente, auseinanderzusetzen. Hatte ich immer Widerstände zu überwinden, ehe ich an eine neue Aufgabe herantrat, so waren sie hier besonders groß. Ich wußte, daß ich es mit dem gewaltigsten Gegner zu tun haben würde, daß es gelte, jedes von dem scharfsinnigen Manne gespaltene Haar noch einmal zu spalten. Jetzt war der psychologische Moment zum entscheidenden Sprung gekommen, und ich vollendete in wenigen Monaten den ziemlich starken Band. Hier geht es, um ein Gleichnis zu gebrauchen, über das Adolf Wagner sich köstlich amüsierte, just so zu wie in dem berühmten Ritterstück, wo zuletzt alle handelnden Personen tot auf der Bühne liegen. Rodbertus hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert Ricardos Theorie mit seinem „Problem von der isolierten Insel“ angegriffen, durch das er ihn endgültig widerlegt zu haben be-

hauptete. Ricardo hatte in zwei der besten Männer der deutschen Theorie, in Lexis und Diehl, Verteidiger gefunden. Ich konnte nun nachweisen: erstens, daß diese beiden Männer den Rodbertusschen Angriff nicht hatten abweisen können; zweitens konnte ich eben diesen Rodbertusschen Angriff selbst mit den Mitteln der Ricardoschen Theorie völlig widerlegen, indem ich als erster jenes Problem löste; und drittens und schließlich konnte ich dann zeigen, daß die Ricardosche Theorie auch falsch ist, und zwar aus dem Grunde, weil sie nur einen Teil der aufgegebenen Erscheinungen erklärt, also nur eine Teiltheorie ist, sich aber selbst für eine volle Erklärung, für eine Volltheorie hält. Ich werde nie die komische Verzweiflung vergessen, in die Adolf Wagner geriet, als ich auf seine Frage, wie ich denn zu Ricardo stünde, die Antwort gab: „Die Theorie wird sich nicht halten lassen.“ Er schlug buchstäblich die Hände über dem Kopf zusammen und schrie: „Die auch nicht? Die auch nicht? Ja, um Gottes willen, was bleibt denn dann noch übrig?“

Das war bei meinem ersten Besuche bei ihm, den ich ihm abstattete, um mich vorzustellen und mich bei ihm zu bedanken. Ich war ihm vorher persönlich unbekannt geblieben. Ich erhielt dann im Sommer 1908 am Misurinasee in Südtirol einen Brief von ihm, an dem ich zwar etwa drei Tage zu entziffern hatte, denn er schrieb eine Handschrift, die, wie man sagte, nur ein einziger Setzer in Deutschland lesen konnte, der mich aber sehr glücklich machte, so voller Anerkennung war er. Ich hörte dann auch durch Schmoller, daß das von seinem großen Kollegen über meine Arbeit erstattete Gutachten so außerordentlich günstig ausgefallen sei, daß eine Ablehnung meines Gesuches als völlig unmöglich erscheine.

Als ich Adolf Wagner dann zum zweitenmal in seinem schmucken Haus in der Lessingstraße, dicht am Tiergarten, besuchte, kam es zu einer charakteristischen Szene, die den Anfang sehr herzlicher Beziehungen bildete. Es ist vielleicht nicht zu kühn, wenn ich sage, daß mich der greise Herr in seinen letzten Jahren einer echten Freundschaft würdigte. Ich jedenfalls habe ihn geliebt und fast wie meinen Vater verehrt, diesen draufgängerischen Kämpfer, diesen Wahrheitsucher ohne Furcht und Tadel. Er

stand damals mit dem Rücken gegen den Ofen, gekleidet in einen langen Schlafrock, die schütterten Haare und den Schnurrbart ein wenig zerzaust, und sagte mit einer gewissen Verlegenheit: „Nun ja, ich habe es Ihnen ja schon geschrieben; Ihre Arbeit ist ganz ausgezeichnet; Sie (er stockte etwas), Sie haben in dieser Art von Untersuchungen Ihresgleichen nicht. Sie haben eben einen jüdischen Kopf.“ Ich konnte mich nicht halten, ich lachte ihm fröhlich und schallend ins Gesicht. Er verstand mich recht und nahm es nicht im mindesten übel, sondern klopfte mir, gleichfalls lachend, auf die Schulter und sagte: „Sehen Sie, ich bin Antisemit, und ich habe auch einen jüdischen Kopf.“

Ich hatte inzwischen Umschau gehalten, wo ich am besten die lästige Formalität des philosophischen Doktorgrades erledigen könnte. Schmoller hatte von Berlin abgeraten; es sei besser, wenn die Fakultät sich nicht zweimal mit mir zu beschäftigen haben würde, und riet mir andererseits, eine preußische Universität zu wählen. Ich fand heraus, daß in Kiel Nationalökonomie und Statistik als zwei gesonderte Fächer betrachtet wurden; daneben wurde nur noch Philosophie gefordert. Ich schrieb demnach an Ludwig Bernhardt, der soeben als sehr junger Ordinarius von Jena nach Kiel berufen worden war, ich hätte eine bestimmte Veranlassung, noch auf meine alten Tage den philosophischen Doktorgrad zu erwerben; ich hätte mich mit theoretischer Nationalökonomie sehr eingehend, mit praktischer auf einigen Gebieten ziemlich genau, mit Finanzwissenschaft ganz und gar nicht beschäftigt. Ob ihm das genügen würde? Einen Tag später hatte ich bereits die Antwort: Er sei als Student durch einige meiner Arbeiten sehr stark angeregt worden, betrachte sich in mancher Beziehung nahezu als meinen Schüler und sehe es als eine besondere Ehre für ihn selbst und seine Hochschule an, wenn ich dort den Doktor machen würde. Nun waren in Kiel damals zwei Philosophen von Rang, Eucken und Deussen, der bekannte Anhänger Schopenhauers. Das war auch ich von jeher gewesen, wenn ich mich überhaupt als den „Anhänger“ eines Metaphysikers bezeichnen darf. Mir ist alle Metaphysik das überaus interessante und reizvolle Gedankenspiel großer Köpfe, an dem ich mich wie an Kunstwerken ergötze, ohne nach der Wahr-

heit zu fragen, der ich auf diesem Felde nicht nachstrebe, weil ich sie für unerreichbar halte. Bei mir heißt es hier nicht entweder — oder, sondern sowohl — als auch. Ich liebe Platon ebenso wie Spinoza und Kants Kritik der praktischen Vernunft ebenso wie Schopenhauer. Immerhin fühlte ich mich auch hier sicher und paukte mehr der Form wegen als aus ernster Besorgnis die griechischen Frühphilosophen und die formale Logik. Die ersteren brachte ich mir, wie das meine Gewohnheit immer war, in mnemotechnische Verse, die hoffentlich für ewig verloren sind. So gewappnet trat ich vor die Prüfungskommission, bestehend aus Deussen, Bernhardt und zwei von der Fakultät entsandten Beisitzern. Bernhardt benahm sich herrlich; er stellte mich den anderen Herren als einen Forscher vor, der schon auf bedeutende Erfolge zurückblicken könne, sagte, einen solchen Mann könne man nicht wie einen Studenten examinieren und ersuchte mich, über die beiden Gegenstände im Zusammenhang zu sprechen, über die ich kritische Bücher publiziert hatte: über Malthus und Marx. Als ich fertig war, kam der alte Deussen an die Reihe. Ich war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, schon damals völlig ergraut, aber er tat genau das, was Bernhardt abgelehnt hatte: er examinierte mich wie einen jungen Studenten. Unter anderem wollte er wissen, wann Sokrates hingerichtet worden sei. Ich erwiderte: Um Vierhundert vor Christi. In der Tat war es Dreihundertneunundneunzig!

Ich mußte dann ziemlich lange draußen auf das Ergebnis warten, wobei mir mein alter Jugendfreund Georg Adler, gleichfalls Professor unseres Fachs in Kiel, Gesellschaft leistete. Endlich erschien Bernhardt lachend und teilte mir mit, er hätte nur mit Mühe für mich das höchste Prädikat *summa cum laude* durchdrücken können, Deussen habe es allzu übelgenommen, daß ich den Todestag seines großen Vorgängers an der Universität Athen nicht auf den Tag genau gewußt habe. Er hätte erst darauf hinweisen müssen, daß es nicht für mich, wohl aber für die Universität Kiel keine Ehre bedeute, wenn ich mit einem geringeren Prädikat fortgeschickt würde. Seitdem weiß ich erst, daß zur Geschichte der Philosophie auch die der Philosophen gehört.

Das war im Vorfrühling 1909. Gleich darauf wurde ich in

Berlin ohne jede Schwierigkeit zur Habilitation zugelassen und hielt bereits im Sommersemester desselben Jahres meine erste vierstündige Vorlesung über theoretische Nationalökonomie vor einem noch sehr kleinen Auditorium. Mein alter Vater hat noch die Freude erlebt, meiner Probevorlesung beizuwohnen; im gleichen Jahre hat ihn im Alter von zweiundachtzig Jahren ein sanfter Tod fortgenommen. Meine geliebte Mutter, die volle neunundvierzig Jahre in glücklichster Ehe an seiner Seite gelebt hatte, konnte und wollte sich mit dem Verlust nicht abfinden: „Ihr seid alle versorgt, ich will liegen, wo Vater liegt.“ Vergebens nahmen wir sie sofort nach Vaters Begräbnis aus dem Hause und brachten sie für den ganzen Winter in Begleitung meiner Schwester Paula nach Bordighera: im November des nächsten Jahres folgte sie ihrem Gefährten. Sie liegen beide nebeneinander in der Ehrenreihe des jüdischen Friedhofs in Weißensee; beiden hat mein Vater die Grabschrift selbst bestimmt. Die seine lautet: „Mein Fuß schritt auf ebener Bahn“, ein rührendes Zeichen für den unverwelklichen Optimismus dieses Mannes, dem das Leben wahrlich Kämpfe genug gebracht hatte. Die Grabschrift für meine Mutter aber fand ich in seinen Lebenserinnerungen, die er ausdrücklich für mich niedergeschrieben hatte. Sie schließen mit der guten Stunde, in der er meine Mutter heimführte, und der Mahnung an mich, in den Sprüchen Salomonis einen bestimmten Vers aufzusuchen. Der steht jetzt auf Mutters Grabstein: „Es loben sie ihre Werke in den Toren“: der schönste Nachruf, der einer vorbildlichen Frau und Mutter gegeben werden kann.

Meine Vorlesungen, abwechselnd über theoretische und praktische Ökonomik, denen ich bald zweistündige, ebenfalls abwechselnd, über die Geschichte der Ökonomik und des Sozialismus hinzufügte, wurden in schnell wachsendem Maße besucht, und meine Übungen im Seminar über die wichtigsten Schriftsteller des Fachs oder über bestimmte Teile der Theorie gestalteten sich sehr bald zu einer echten Gemeinschaftsgruppe, in der Lehrer und Schüler mit heißem Bemühen um die Wahrheit rangen. Um diese meine engeren Schüler und mich schloß sich ein immer festeres Band gegenseitigen Verstehens und Vertrauens; ich habe „meinen Kindern“, wie ich sie nennen durfte,

nicht nur in allen wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in allen menschlichen Dingen als vertrauter Beichtvater und Freund zur Seite gestanden, und dieses Band ist nie gerissen. Ich habe die fünfte Auflage meines Lehrbuchs der Theorie in herzlicher Dankbarkeit „meinen Schülern: meinen Lehrern“ gewidmet; denn ich verdanke ihrer produktiven Kritik, die ich mich immer zu entfesseln bemühte, der gegenüber ich niemals den Versuch machte, mich als „Autorität“ aufzuspielen, viel mehr als aller Kritik meiner Herren Fachgenossen.

Leider hat der Krieg in diesen Kreis leidenschaftlich interessierter junger Menschen die schmerzlichsten Lücken gerissen. Am tiefsten beklage ich, und beklagt unsere Wissenschaft den Tod des jungen Friedrich von Wieser, des Neffen des bedeutenden Wiener Nationalökonomens gleichen Namens, und seines Schwagers, des noch bedeutenderen von Böhm-Bawerk. Er war im Frieden wegen eines schweren Sturzes als dauernd militäruntauglich aus dem Heere entlassen worden, setzte es aber durch, wieder in sein Regiment eintreten zu dürfen und fiel schon im Sommer 1914 als Leutnant der Rathenauer Husaren. Er hinterließ, so jung er war, ein glänzendes Werk über das britische Bankwesen, das Adolf Wagner und ich zu seinen Ehren herausgaben. Aber er war leider nicht der einzige, der nicht wiederkehrte.

Als dieses große Unglück unser Deutschland und die Welt traf, hatte ich mich als Dozent in nie erhoffter Weise durchgesetzt. Schon 1912 im Wintersemester zählte ich in meiner vierstündigen Privatvorlesung über praktische Ökonomik mehr als zweihundertsechzig eingeschriebene Hörer, und meine öffentliche Vorlesung über Karl Marx' ökonomische Lehren war von mehr als tausend Studenten besucht, die das riesige Auditorium maximum nicht aufzunehmen imstande war. Sie saßen auf dem Podium, auf den Fensterbrettern und füllten stehend alle Gänge. Im Dozentenzimmer, wo sich die Sache herumgesprochen hatte, wurde der ergraute Privatdozent mit merkwürdigen Blicken beehrt: „Interessant, aber nicht ungefährlich!“

Ein kleines Ereignis aus dem Dozentenzimmer möchte ich doch hier schildern. Ich las vormittags von elf Uhr an und traf regelmäßig mit den berühmten alten Herren Gierke, Kohler, Brunner,

Lasson und anderen zusammen, hielt mich natürlich, sozusagen als Unteroffizier gegenüber diesen hohen Offizieren der Wissenschaft, sehr bescheidenlich zurück und wurde auch im allgemeinen nicht ins Gespräch gezogen. Aber einmal wandte sich Gierke doch an mich, als ich einem erregten Gespräch über Verfassungsfragen beigewohnt hatte, und fragte etwas ironisch: „Nun, Herr Kollege Oppenheimer, wie denken Sie denn über diese Sache?“ Ich erwiderte: „Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Exzellenz.“ Er, sehr erstaunt: „Sie sind mit mir einverstanden?“ Und ich wieder: „Durchaus! Auch ich bin der Meinung, daß man den Besitzlosen keine politischen Rechte geben darf. Nur ziehe ich aus dieser Voraussetzung wahrscheinlich einen anderen Schluß als die Herren, nämlich den, daß man den Besitzlosen Besitz geben muß, um ihnen politische Rechte ohne Schaden geben zu können.“ Es gab sehr lange Gesichter; dieser Gesichtspunkt schien etwas neu zu sein. Und dann — läutete es zum Beginn der Vorlesung.

ZIONISMUS

Meine erste Berührung mit der zionistischen Vorstellungswelt geschah 1902 im Schnellzuge Berlin-Wien. Hier kam ich mit zweien der Männer ins Gespräch, die dem engsten Kreise Theodor Herzls angehörten, dem längst verstorbenen Wiener Architekten Oskar Marmorek und dem noch heute lebenden, aus Rußland stammenden Wiener Ingenieur und Großindustriellen Kremenetzky. Durch sie lernte ich den Führer der Bewegung selbst kennen und hatte einen starken Eindruck von seiner Persönlichkeit: ein schöner, hochgewachsener Mann vom edelsten Typus des reinen Semiten, wie ihn heute noch die mit Negerblut nicht vermischte obere Klasse der vornehmen Araber verwicklicht, der Typus, den heute sogar stark völkisch eingestellte „Arier“ als eine der ihren nahe verwandte und fast gleichwertige Rasse zu betrachten gelernt haben. Der ihnen verhaßte Typus soll ja nach der neuesten Wendung von den Hethitern stammen, jenem mediterranen Volke bisher unbekannter Herkunft und

Rasse und stark abgewandelter indogermanischer Sprache. Herzl verkörperte mit seinen weit geöffneten, mandelförmigen, dunkelsanften Augen und dem seidenweichen Vollbart das Bild, das wir uns etwa von einem Harun al Raschid zu machen pflegen. Und ein Mann von höchster geistiger Kultur! Ein profunder Kenner des europäischen Geisteslebens, ein geschmackvoller Schriftsteller, ein Mann von Welt, von höchster Urbanität, von der feinsten Lebensart. Wenn ich auch den brennenden Ehrgeiz wohl verspürte, der diese ganze Persönlichkeit antrieb, so hatte ich doch den stärksten Eindruck von der Redlichkeit seines Wollens, und ich konnte einen Teil seiner Bestrebungen zu den meinen machen. Die Lage der Juden in Rußland, zu dem damals ja auch noch der Hauptsitz des Volkes in Polen gehörte, wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Es gelang der verruchten Clique, die das zaristische Rußland hudelte und ausbeutete, immer wieder, die Volksleidenschaft auf diese andersgläubige und sprachfremde Bevölkerung abzuleiten; Pogrom nach Pogrom verwüstete die Städte und Städtchen, viele Hunderte von Opfern fielen dem wütenden Mob. Diesen schaudervollen Ereignissen gegenüber nach Abhilfe zu suchen, war die Sache jedes menschlich Fühlenden und um wieviel mehr des Juden. Die Wanderung über See, besonders nach den Vereinigten Staaten, wurde immer mehr und mehr erschwert; zudem riefen die Unglücklichen, wohin sie immer kamen, auch hier den Haß gegen sich auf, als Konkurrenten der Einheimischen in Handel und Gewerbe, und, man muß es sagen, als besonders gefährliche Konkurrenten. Sie brachten mit, nicht nur, als Volk des Buches, den fast unheimlichen Intellektualismus des Ghetto, den der furchtbare Druck in ihren Stiefvaterländern bis ins Unglaubliche ausgebildet hatte, sondern darüber hinaus noch ihre Nüchternheit: sehr selten ist der Jude ein Trinker und das ermöglicht es ihm, noch Ersparnisse zu machen und sich allmählich emporzuarbeiten bei Löhnen, die dem Konkurrenten nur eben zum Leben ausreichen. Als ich im Jahre 1914 in Newyork mit dem Leiter einer der großen Wohlfahrtsorganisationen sprach, erfuhr ich, daß die eingewanderten Juden aus Rußland selten mehr als ein Jahr ihre Kasse belasteten; nach drei Jahren seien sie in der Regel schon selbst-

ständig und viele würden bald darauf wohlhabend und in die Lage versetzt, ihren Kindern die beste Erziehung zu geben.

Unter diesen Umständen war es in der Tat das einzige Mittel der Abhilfe im großen, diesen schwer leidenden Menschen ein eigenes „Nationalheim“ zu schaffen, in dem sie, ungestört durch den Haß der anderen, sich frei entwickeln könnten. Und es war psychologisch auch durchaus richtig, die nie vergessene, nie verschmerzte Urheimat im Heiligen Lande als die Örtlichkeit dieser Kolonisation im großen ins Auge zu fassen. Hierhin würde nicht nur der Druck in ihren jetzigen Sitzen, sondern auch der Zug des Herzens die Masse in Bewegung setzen, das stärkste Motiv, an das man bei dieser tief religiösen Bevölkerung appellieren konnte. Wurde doch alle Jahre sehnsüchtig gebetet: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“

Noch ein anderes sprach mich in Herzls Gedanken lebhaft an. Er erkannte, daß eine starke Bewegung unter den Juden mit diesem Ziele dazu helfen würde, einer Erscheinung entgegenzuwirken, die auch mir von jeher besonders widerlich gewesen war: dem „Assimilantentum“, das sich seiner Herkunft schämt, oft versucht, sie zu verheimlichen, und allen Anklagen der Judenfeinde womöglich noch mit besonderem Nachdruck zustimmt, in der eitlen Hoffnung, als gute Ausnahme anerkannt zu werden. Ich habe niemals, auch im Kreise des Zionismus selbst, das geringste Hehl daraus gemacht, daß ich vollkommen „assimiliert“ sei: ich fände, wenn ich in mich hineinfühlte, neunundneunzig Prozent Kant und Goethe und nur ein Prozent Altes Testament, und auch das noch wesentlich durch Vermittlung Spinozas und der Lutherbibel. Ich fühlte mich durchaus als Deutschen, aber ich habe niemals verstehen können, warum mein jüdisches Stammesbewußtsein mit meinem deutschen Volks- und Kulturbewußtsein unvereinbar sein sollte, und war darum niemals Assimilant.

Ich schloß mich also dieser Bewegung an, ohne daran zu denken, daß ich selbst einmal Mitglied der neu zu schaffenden Gemeinschaft sein würde oder wollte. Ich hatte auch durchaus nicht die Absicht, wie man damals spöttisch von einigen der Führer der Bewegung sagte, als Gesandter in Paris oder London Europa

treu zu bleiben; ich folgte einfach dem Drange meines Gewissens, das mir überall gebot, die Schulter an den Wagen zu legen, wo mir wenigstens das nächste Ziel als erstrebenswert erschien, ganz unbekümmert um die ferneren oder letzten Ziele.

Herzls Ideen über den Gang der Kolonisation waren ebenso unbestimmt, ja, weil er eben doch überhaupt kein Volkswirt war, noch viel verworrener als diejenigen, die Theodor Hertzka über die Begründung seines Paradieses am Kenia gehabt hatte. Er sah das Ziel, aber nicht den Weg zum Ziel. Er nahm an, es würde ihm durch diplomatische Verhandlungen, zu denen er außer seiner imposanten Persönlichkeit eine kaum minder imposante Sprachenkenntnis mitbrachte, gelingen, einen „Charter“ der türkischen Regierung zu erlangen, und durch Appell an die Judenheit der ganzen Welt sehr große Geldmittel aufzubringen. Dann sollten Zehntausende, vielleicht Hunderttausende von Juden nach Palästina gebracht werden, und damit, glaubte er, würde der Grund zu einem ununterbrochenen freudigen Wachstum gelegt sein. Er verstand aber sofort, als ich ihm auseinandersetzte, daß dieser Plan unausführbar sei. Es müsse zuerst eine Organisation geschaffen werden, stark genug, um die Neuankommenden aufzunehmen und sofort produktiv zu beschäftigen, sonst würden ein fürchterliches Chaos und das größte Elend die notwendige Folge sein. So wurde ich fast ohne meinen Willen plötzlich zum leitenden Volkswirt der Bewegung und hielt auf dem nächsten, dem sechsten Kongreß in Basel (1903) das Referat, das ihr im wesentlichen ihre Bahnen vorschrieb. Ich konnte an dem Beispiel der slawischen Länder mit deutscher Oberschicht und deutscher Städtebevölkerung zeigen, daß es nur ein Mittel gibt, um ein Land wirklich und auf die Dauer einem Volkstum zu gewinnen: den Schweiß des Pflügers, der sich mit der Scholle vermählt. Und hier wurde meine theoretische Auffassung sofort verstanden, daß man ein im wesentlichen aus Handwerkern und Händlern bestehendes Volk nur unter der Bedingung mit Erfolg in ein anderes Land versetzen kann, daß man gleichzeitig den wichtigsten Teil des Binnenmarktes, d. h. die Landwirtschaft und ihre Kaufkraft, entwickelt. Mein Vorschlag wurde angenommen, zunächst ein grobes Netz genossenschaftlicher Siedlungen

über das Land zu spannen, Handel und Gewerbe nur insoweit fördern, wie dieser neugeschaffene Markt unter Hinzuziehung einiger sicherer Exportgewerbe ernähren könne, und dieses Netz allmählich durch Einweben immer neuer Maschen in dem Maße zu verdichten, wie die Mittel an Geld und Menschen zur Verfügung stünden. Selbstverständlich gehörten zu diesem Programm auch die Grundzüge der sogenannten „bodenreformerischen Politik“: den Grund und Boden nur als Dauerbesitz, aber nicht als freiveräußerliches Eigentum auszugeben, um jede Spekulation damit unmöglich zu machen. Diese Vorschrift ist die Grundlage des jüdischen „Nationalfonds“ bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich habe dann im Auftrage der Organisation die erste genossenschaftliche Siedlung des Landes, Merchawjah, begründet, über deren Schicksal ich in dem Kapitel „Siedlungen“ schon berichtet habe *).

Jener Kongreß, der Juden aus aller Herren Länder zusammenführte, war mir ein eindrucksvolles Erlebnis. Was mir besonders auffiel, war die Tatsache, daß meine Glaubensgenossen in Westeuropa sich vielfach in einem Maße, das ich vorher nie für möglich gehalten hätte, äußerlich dem Typus ihrer „Gastvölker“ angenähert hatten. Da war ein hoher englischer Offizier, der, wenn ich mich recht entsinne, dem Generalstab im Burenkrieg angehört hatte, ein großer holländischer Bankier, ein dänischer Arzt, die ich sämtlich unbedenklich als rassereinen Engländer bzw. Holländer bzw. Skandinavier diagnostiziert hätte. Aber noch interessanter war mir die Begegnung mit der großen Masse der Ostjuden, von denen ich bis dahin nur selten einmal einen Vertreter kennengelernt hatte, einen der armen Teufel, die sich an meinen wohlthätigen Vater bittend wendeten. Jetzt wurde mir die überaus starke Rassenmischung unmittelbares Erlebnis, aus der dieses seelisch doch einigermaßen einheitliche Konglomerat hervorgegangen war: vom rein nordischen, hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Typus bis zum gelbhäutigen und schlitzäugigen Mongoloiden, vom rein arabischen bis zum nahezu negroiden Typ waren alle Schattierungen vertreten. Und weiter kam mir

*) S. 159ff.

zu Bewußtsein die ungeheure Kluft, die mich weltanschaulich von vielen dieser durch eine starre Tradition gefesselten, sozusagen noch mittelalterlichen Menschen unterschied. Sie traten mir mit großer Ehrerbietung und einer Art von Liebe gegenüber, durch die doch die Fremdheit klar genug hindurchleuchtete. Irgend etwas ließ einen streng orthodoxen Rabbiner aus dem hintersten Galizien doch sozusagen zurückschauern vor dem Sohn des Predigers einer jüdischen Reformgemeinde. Ich erkannte damals im Gedankenblitz, wie schwer der Prozeß der Angleichung sich gestalten müßte, wenn einmal alle diese höchst disparaten Elemente: West- und Ostjuden, Indifferente und Orthodoxe, Kleinbürger, Kapitalisten und Sozialisten, sich auf gemeinsamem Boden zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben würden. Hier harren noch die schwierigsten Probleme ihrer Lösung, die erst dann in ihrer vollen Stärke vor dem neuen Volke im alten Lande sich aufrichten werden, wenn die Zeit der Propaganda und des Enthusiasmus vergangen ist, wenn die wichtigsten Positionen besetzt sind, wenn die Arbeit aller Tage in ihren monotonen Kreislauf eingetreten sein wird.

Theodor Herzl starb bald nach diesem Kongreß, vernichtet durch die ungeheure Arbeit, die er sich aufgeladen hatte. Ich habe dann noch ein volles Jahrzehnt mit an leitender Stelle der Bewegung gestanden, in naher Fühlung mit Herzls Nachfolger, dem tüchtigen Wolffsohn, mit dem mich gute Freundschaft verband, bis mir nach dessen Tode die Entwicklung der deutschen Landsmannschaft auf Jahre hinaus die Beteiligung unmöglich machte. Ich hatte von vornherein zwei Dinge für geboten gehalten: erstens die Herstellung eines nicht nur toleranten, sondern geradezu brüderlichen Verhältnisses zu den Arabern, und zweitens eine Allgemeinhaltung der Bewegung, die auch solchen Menschen die praktische Beteiligung ermöglichte, die gleich mir selbst allzu tief mit dem Geiste ihrer Geburtsländer verknüpft waren, als daß ihnen die Lostrennung als möglich erschienen wäre. Diese meine Einstellung folgte mit Notwendigkeit aus meiner gesamten wissenschaftlichen und sittlichen Überzeugung: ich habe den Nationalismus, nicht etwa in seiner guten Bedeutung als Nationalgefühl, wohl aber in seiner gefährlichen Bedeutung als Chauvinis-

mus, von jeher mit der gleichen leidenschaftlichen Unerbittlichkeit bekämpft wie den Kapitalismus und den Kommunismus: als die drei großen Gefahren unserer Kultur, ja unseres unmittelbaren Lebens. Ich konnte mir infolgedessen Palästina nie anders vorstellen als unter dem Bilde einer anderen Schweiz: mit der vollen Gleichberechtigung und auf dieser Grundlage der vollen Einigkeit aller im Lande vorhandenen Sprach- und Religionsgruppen. Nun aber gewann eine Zeitlang im deutschen Zionismus jener arge Geist der Zeit ein wenig die Oberhand, machte sich eine Rassenüberhebung breit, die gar nichts anderes war als das photographische Negativ des Antisemitismus nach jenem von Gabriel Tarde entdeckten Gesetz der Sozialpsychologie, das er als „imitation par opposition“ bezeichnet hat. (Es fordert nicht mehr Gehirnschmalz, immer genau das Gegenteil von dem zu tun und zu sagen, was der Gegner tut und sagt, immer dorthin den positiven Wertakzent zu setzen, wohin er den negativen setzt und umgekehrt, als ihn völlig nachzuahmen. Geradeso ist auch der Kommunismus nur die Nachahmung mit umgekehrtem Vorzeichen des Kapitalismus!) Es war meine klare Pflicht als Soziologe, gegen diesen jüdischen Chauvinismus ebenso scharf aufzutreten wie gegen den nichtjüdischen. Aber ich drang gegen den Überschwang der fanatisch begeisterten Jugend in diesem Punkte ebensowenig durch wie in dem anderen. Hier wie überall mußten die Extremisten aus dem einfachen Grunde die Oberhand gewinnen, weil sie nichts anderes dachten und taten als ihre Bewegung, während wir Gemäßigten doch vor allem unsere eigene Lebensarbeit zu fördern hatten. So kam es 1912 oder 1913 zu einem Beschluß der Deutschen Landsmannschaft, durch den sich, wie ich mich damals ausdrückte, die politische Partei in eine Sekte umwandelte: man machte jedem Mitgliede zur Pflicht, die Übersiedlung nach Palästina in sein Lebensprogramm aufzunehmen. Das konnte ich nicht mitmachen, und als ich mit meinem leidenschaftlichen Protest auf dem Parteitage in Leipzig 1913 in einer immerhin beträchtlichen Minderheit geblieben war, zog ich mich zurück.

Die Entwicklung hat mir recht gegeben, und die Bewegung hat sich gezwungen gesehen, in die von mir verlangte Bahn

zurückzulenken, in jene Bahn, in die auch Herzl selbst gewiesen hatte. Auf die Dauer ist das Gute und Wahre doch auch das Kluge! Wie sehr sich die mindestens unklare Haltung gegenüber dem Arabertum gerächt hat, hat das Blutbad des letzten Jahres mit grauenhafter Klarheit gezeigt. Ich hatte damals in Leipzig erklärt, daß ich mich zurückziehen müßte, weil ich für diese, von mir klar vorausgesehenen, schrecklichen Ereignisse nicht mit verantwortlich sein wollte. Heute ist die levantinische Schweiz mit voller Gleichberechtigung der Völkerschaften das fast von allen Gruppen des Zionismus anerkannte Ideal.

Auch in dem zweiten Punkte behielt ich recht. Ich hatte jene sektiererische Politik nicht nur aus prinzipiellen, sondern auch aus praktischen Gründen bekämpft. Sie mußte alle dem extremen Zionismus noch nicht gewonnenen Elemente vergrämen, und das waren gerade die mächtigsten und reichsten Mitglieder der Glaubensgemeinschaft, ohne deren Hilfe das weitausschauende Programm der friedlichen Eroberung des Heiligen Landes gänzlich unerreichbar war. Man weiß, daß in der allerletzten Zeit die Leitung der Kolonisation des Landes in die Hände der „Jewish Agency“ übergegangen ist, in die der Zionismus nur die eine Hälfte der Mitglieder entsendet, während die anderen von nicht zionistischen Gruppen und Institutionen ernannt werden. Was die Toleranz gegenüber dem politisch Andersgläubigen nicht hatte durchsetzen können, das hat die stärkste aller geschichtlichen Gewalten, die Finanznot, zuwege gebracht.

Ich habe mich daher in den letzten Jahren der Bewegung wieder mehr nähern können, die ich immer mit großer Sympathie verfolgt hatte. Ich habe im Frühjahr 1926 meine dritte Reise nach Palästina unternommen und mich der ungeheuren Fortschritte erfreuen können, die der Zionismus dem Lande gebracht hat. Wo früher schreckliche Wege liefen, in denen man im Sommer im Trieblande, im Winter in Wasser und Sumpf zu versinken drohte, bringen heute vortreffliche Chausseen alle Punkte des winzigen Ländchens in die engste Verbindung. Die Judenstadt Tel Aviv bei Jaffa ist fast zu einer Großstadt erwachsen, der Hafen von Haifa ist im Bau, und Herzls Voraussage rückt ihrer Verwirklichung immer näher, daß dieses Ländchen die Ver-

bindungsbrücke und der große Umschlagplatz der drei Kontinente der alten Welt zu werden bestimmt ist. Hier müssen sich die großen transkontinentalen Eisenbahnen kreuzen; wer künftig vom Kap der guten Hoffnung nach London oder Peking oder Kalkutta reisen wird, wird Palästina berühren. Und schon erblüht dort ein neues, erfreuliches Volkstum: die Kinder des Landes wachsen in Freiheit und Selbstachtung auf, sind stark und fröhlich und ohne all die verdrängten Komplexe, an denen so viele ihrer europäischen Religionsgenossen krankten. Was mir fast das erfreulichste war, ist eine Beobachtung, die mir mehrfach bestätigt wurde. Es sind viele Lehrer im Lande, die schon in Deutschland, Österreich, Ungarn, Rumänien usw. gewirkt hatten und die sämtlich ihrer Tätigkeit in Palästina mit hochgespannten Erwartungen entgegensahen: nur jüdische Kinder, das mußte ja unerhörte Gipfelleistungen zeitigen! Es hat sich aber herausgestellt, daß diese jüdischen Kinder drüben auch nicht mehr leisten als nichtjüdische in Europa. Es fehlt hier der Druck, der uns immer zu Gipfelleistungen zwingt, wenn wir das einzige erreichen wollen, wonach der Mensch in seiner Gruppe strebt: Geltung. Dieser Druck fehlt hier, und so fehlen auch die Gipfelleistungen, zum Glück! Denn dieser Intellektualismus ist zwar in der Lage, in der sich der größte Teil der Judenheit heute in der Diaspora befindet, ihre fast einzige Waffe im Daseinskampf, aber er ist nicht gesund, er stellt eine einseitige, nahezu monströse Entwicklung dar, und das Ziel aller Erziehung und allen wahren Menschentums ist die Harmonie von Leib und Seele, ist die gesunde Seele im gesunden Körper.

Es wird drüben überm Mittelmeer entfernt nicht alles so gut verlaufen, wie der Optimismus hofft, und entfernt nicht so schlecht, wie der Pessimismus weissagt. Was die junge Siedlung gefährdet, sind genau die gleichen furchtbaren Gefahren, die die ganze europäische Zivilisation mit Vernichtung bedrohen: der Kapitalismus mit seinem Schattenwurf, dem Chauvinismus, einerseits und der Kommunismus andererseits. Palästina ist ja vorerst nichts anderes als ein Stückchen in den Orient verpflanzten Europas. Wenn Europa dieser seiner Todfeinde Herr wird, wird auch Palästina freudig erblühen; wenn meine Hoffnung

sich bewahrheitet, wird es dem großen Mutterlande einige Schritte auf dem rettenden Wege voraufgehen; in dieser Hoffnung vor allem habe ich kostbare Teile meiner Zeit und meiner Kraft der Bewegung noch zu einer Zeit gewidmet, in der sie den meisten als bare Utopie erschien. Wenn aber Europa als Ganzes der tödlichen Krankheit erliegt, an der es leidet; wenn der Weltgeist wieder einmal, wie schon so oft in der Geschichte, zornig einen seiner Versuche zerschlägt, um auf neuem Lande mit neuem Volke neu aufzubauen: dann mag wohl auch die kleine Siedlung zwischen Mittelmeer und Jordan dem gleichen Schicksal anheimfallen.

IM WELTKRIEG

Ich hatte den Krieg lange kommen sehen. Schon als Redakteur der „Welt am Montag“ kämpfte ich, wie ich erzählte, gegen die Flottenpolitik des Kaisers, weil ich wußte, daß sie uns in einen Konflikt mit England hineintreiben mußte, der für uns mehr als gefährlich war, solange wir nicht vor einem gleichzeitigen Angriff auf unserer Ostgrenze völlig sicher waren. Und im Jahre 1913, in meinem Vorwort zu der deutschen Ausgabe der „Fröhlichen Menschheit“ meines alten Freundes Frederik van Eeden, schloß ich mit etwa den folgenden Kassandraworten: „Vielleicht, sogar wahrscheinlich, muß erst ein böser Sturm des Unheils daherkommen, um die schwere Glocke der öffentlichen Meinung Europas in Schwingung und ihren stummen Klöppel zum Reden zu bringen.“ Daß ich die gesamte Situation völlig richtig einschätzte, das beweist ein gedruckter Satz, den ich im August 1914 niederschrieb und der im gleichen Jahre, im November, im „Süddeutschen Merkur“ erschien: „Dieser Krieg ist der katastrophale Versuch Europas, die politische Form zu finden, die seiner wirtschaftlichen Verflochtenheit entspricht. Wenn ihm dieser Versuch nicht glückt, wird es eine Art von vergrößertem Balkan werden, auf dem vor den schadenfrohen Augen Amerikas eine Anzahl interessanter Völkerschaften um verblaßter Ideen willen sich chronisch die Gurgel abschneiden.“ Wir, die der Fettbürger

als „Träumer“ zu verspotten liebt, sahen damals alle klar in die Zukunft und erkannten den einzigen Weg der Rettung unseres Erdteils. Ganz unabhängig von mir hat damals mein leider so jung verstorbener Freund und Waffenkamerad Leonard Nelson den Plan eines europäischen Völkerbundes ausgearbeitet. Auch Wilson sah das mit größter Deutlichkeit, bis ihm der Pariser Weihrauch die Augen vernebelte. Damals hätte er die Verwirklichung des großen Planes erzwingen können; heute gibt es nur noch einen einzigen Weg zur Rettung, nach dem alten Grundsatz, daß man ein wankendes Gewölbe am besten dadurch rettet, daß man es schwer belastet. Nur wenn sich in Frankreich und in Deutschland gleichzeitig zwei Staatsmänner finden, die die Einsicht, den Mut und die Kraft haben, alle inneren Widerstände zu überreiten und die beiden Länder zu einem engen Wirtschafts- und Wehrbund zusammenzufassen, nur dann kann das Werk werden. Denn dieser Bund ist auf hundert Jahre hinaus militärisch unangreifbar, und ferner würde sich binnen kürzester Zeit herausstellen, daß auf diesem vereinten Markte ein unendlich viel größerer Reichtum erzielt wird als zuvor. „Verdoppelter Markt, vervierfachter Reichtum“, das ist die Quintessenz des Adam Smithschen Gesetzes von der Arbeitsteilung, das ist die Wahrheit, mit der sich all die widerwärtige Schacher-machei dieser sterilen Kongresse platt niederschlagen ließe, wenn nur unsere sogenannte „Wissenschaft“ der Nationalökonomie sie noch kennen und anerkennen würde.

Einer meiner älteren Schüler erzählte mir kürzlich, er habe mich am 3. August 1914 am Tor der Universität getroffen, er selbst hingerissen von dem wundervollen, unvergeßlichen Rausch jener Tage, in dem sich all die zahllosen Individuen urplötzlich nicht mehr als Tropfen, sondern als den Ozean selbst empfanden. Den Künstlern und uns Denkern ist dieses Bewußtsein wohlbekannt: es ist die Seligkeit unserer schöpferischen Stunden und das Glück unseres ganzen Lebens, uns nicht als isolierte Individuen, sondern als wirkende Organe unserer Gemeinschaft zu empfinden, in denen die ganze ewige, ungeheure Kraft dieser Gemeinschaft wirkt. Dieses Glück hatten damals in einem kurzen Augenblick alle die Millionen, und damals schien wenigstens

die Frage noch berechtigt, ob es nicht all das Grauen und Sterben aufwöge, das die nächste Zukunft bringen mußte. Auch ich empfand dieses „Wir-Bewußtsein“, wie ich es genannt habe, in verstärktem Maße, aber ich sah doch das Unheil allzu klar vor mir und habe damals, wie mir der junge Mensch später erzählte, mit bitterernsten Augen gesagt: „Das gibt ein großes Unglück.“

Aber es war selbstverständlich, daß ich mich sofort mit allen Kräften einsetzte, um, da die Katastrophe einmal eingetreten war, meinem Lande nach meinen schwachen Kräften zu helfen. Meine erste große Sorge war die Sicherung der Ernte, die damals erst zum kleinen Teile eingebracht war. Ich suchte meine Freunde von den freien Gewerkschaften auf und unterbreitete ihnen meinen Vorschlag, mit den Landwirtschaftskammern, ihren schärfsten politischen Antipoden, gemeinsam vorzugehen, um, sie selbst als Druckpumpe, jene als Saugpumpe, der Landwirtschaft die notwendigen Arbeitskräfte zuzuführen. Ich fand sie bereit, aber sehr ernst: sie rechneten damit, daß ihre Verbände alsbald aufgelöst werden würden. Ich fuhr zu Drews, der mir versicherte, niemand denke an eine so verkehrte Maßnahme, gab den tröstlichen Bescheid weiter und setzte mich durch Vermittlung des Landwirtschaftsministeriums mit den Landwirtschaftskammern, in Verbindung. Auch hier fand ich großes Entgegenkommen und so wurde wenige Tage später im Reichsministerium des Innern unter Vorsitz von Clemens Delbrück jene Versammlung abgehalten, in der das gemeinsame Vorgehen beraten wurde. Es machte einen ungeheuren Eindruck auf den Minister und die Versammlung, als der oberste Leiter der sozialdemokratischen Gewerkschaften, Robert Schmidt, erklärte: „Ich stelle meine (die Zahl ist mir nicht mehr genau gegenwärtig, aber in der Größenordnung war sie) fünfzehntausend Zahlstellen zur Verfügung.“ Hier schloß die „Gesellschaft“ mit dem „Staate“, ihrem Gegner, zum ersten Male das Bündnis, das allein Deutschland ermöglicht hat, seinen Gigantenkampf gegen die ganze Welt so lange durchzuführen. Ich hatte ganz klar das Bild eines jener gewaltigen Bagger vor Augen, die, wenn sie ins Wasser niedergesenkt werden, sich schließen wie die Kiefer eines ungeheuren Drachen und alles aus dem Schlamme heben, was zwischen ihre

Zähne gerät. Wenn mir diese Erfahrung das Herz hob, so sank es mir gleich darauf ebenso tief, als der Vertreter Preußens in der gleichen Versammlung mit einer wahren Hamsterwut die Rechte seines Ressorts gegen die geplanten Übergriffe des Reiches verteidigte. Es war mein erster Blick in das allzu komplizierte Verwaltungssystem Deutschlands, und er hat mich zum Föderalisten, zum unbedingten Anhänger einer entschlossenen Dezentralisation gemacht, was, bitte, nicht als Partikularismus verstanden werden soll. Ich fühlte heraus, daß hier, in dieser Eifersucht der Instanzen, eine von Deutschlands großen Gefahren liege und habe später das Wort meines verewigten Freundes Walter Rathenau schmerzlich gebilligt: „Das Schiff kann unmöglich fahren, und so sorgen die Beamten dafür, daß es wenigstens nicht schaukele.“

Die Ernte wurde gesichert; stark zu diesem Erfolge trug bei, daß eine sehr große Anzahl von Wanderarbeitern russischer Staatsangehörigkeit teils freiwillig, teils unter sanftem Zwang in Deutschland zurückgehalten wurden; und ich konnte mich anderen Aufgaben zuwenden: ich warf mit fliegender Feder eine Denkschrift auf Papier, betreffend die Versorgung Deutschlands mit den notwendigsten Nahrungsmitteln und Stoffen. Sie ist dann in meine kleine Flugschrift „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft“ hineingearbeitet worden. Schmoller und Wagner, denen ich sie vorlegte, billigten sie ebenso wie Sering; sie wurde im Landwirtschaftsministerium vervielfältigt und an eine Anzahl führender Volkswirte und Vertreter der Wirtschaft verschickt, die gleichzeitig zu einer Beratung im Landwirtschaftsministerium eingeladen wurden. Aus dieser Versammlung ist die Kriegsrohstoffgesellschaft hervorgegangen. Schmoller war krank, der greise Wagner anwesend, lehnte aber den Vorsitz ab, den er Sering übertrug und dieser hat dann die Dinge weitergeleitet. Der Minister ließ mir durch einen seiner Räte den offiziellen Dank seines Amtes aussprechen.

Dann ersuchte mich der Admiralitätsstab um eine Denkschrift über die Nahrungsmittelversorgung des Landes, in der ich zu recht günstigen Ergebnissen gelangte. Freilich glaubte damals kein Mensch daran, daß der Krieg länger als allerhöchstens ein

halbes Jahr dauern würde; ich fand sogar zu meinem Entsetzen unter leitenden Militärs die Auffassung weitverbreitet, er müsse binnen drei Monaten beendet sein. Begründung: Deutschland habe drei Milliarden Gold, der Krieg würde monatlich eine Milliarde kosten, also sei nach drei Monaten kein Geld mehr vorhanden! Ich will hoffen, bin aber dessen nicht sicher, daß dieser heillose volkswirtschaftliche Unsinn nichts zu der verhängnisvollen Anlage des ganzen Krieges beigetragen hat: zu dem rasenden Sturm über die Westgrenze, um Frankreich binnen kürzester Frist niederzuwerfen und damit wahrscheinlich den Frieden überhaupt zu erzwingen.

Meine statistischen Berechnungen zeigten, daß Deutschland auf die längste, damals als denkbar erscheinende Kriegsperiode von zwei Jahren von seinen Vorräten und seinen jährlichen Produkten würde ernährt werden können. Das hat sich ja denn auch so ziemlich bestätigt, obgleich zwei der Voraussetzungen zuschanden wurden, von denen aus ich meine Prognose gestellt hatte. Ich hatte erstens den alten und, wie mir scheint, unzweifelhaften Satz der Theorie als Leitstern der Praxis empfohlen: „Es gibt nur ein Mittel, um die Hungersnot zu vermeiden, nämlich die Teuerung.“ Nichts in der Welt „streckt“ die Vorräte so sicher wie der hohe Preis; selbstverständlich hätte die Allgemeinheit die wirtschaftlich Schwächsten versorgen müssen, aber die Vorräte hätten sicherlich weiter gelangt und unserem Lande wäre viel schwere Korruption erspart geblieben, wenn sich der Staat aller Eingriffe in den Handel mit den Lebensmitteln und ihre Preise enthalten hätte und nur Fälle von notorischem Wucher, womöglich unter Kriegsrecht, als schweren Landesverrat bestraft hätte. Zweitens durfte man damals noch mit dem ungeheuren Überschuß der deutschen Zuckererzeugung rechnen; unsere Ausfuhr davon bewegte sich um eine Million Tonnen, etwa fünfzehn Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Leider fraß die Kriegstechnik auch diese stattliche Nahrungsreserve: man brauchte den Zucker, um daraus Glycerin herzustellen.

Als diese Arbeiten beendet waren, erwog ich ernstlich, ob ich mich nicht als Arzt zur Verfügung der Regierung stellen sollte. Ich war längst nicht mehr dienstpflchtig, fühlte mich aber noch

voll diensttauglich und war dicht daran, mich als alter Alpinist bei einem Alpenkorps zu melden. Aber ich war damals bereits zwanzig Jahre aus aller Praxis heraus und hätte mindestens einige Monate auf Wiederholungskurse verwenden müssen, um nicht mehr Schaden als Nutzen zu stiften; denn ich hätte selbstverständlich die Leitung eines Lazarets übernehmen müssen. Und so war ich denn recht froh, daß sich mir die Gelegenheit bot, die Kenntnisse meines zweiten Berufs im Dienste des Landes auszunutzen. Und zwar in zwiefacher Weise:

Mit einigen zionistischen Freunden, dem Kölner Justizrat Max Bodenheimer und dem Assessor Adolf Friedemann, begründete ich das „Komitee für den Osten“, das in naher Tuchfühlung mit dem Auswärtigen Amte und der Obersten Heeresleitung im Osten sich bemühte, die Lage der dortigen jüdischen Bevölkerung möglichst erträglich zu gestalten. Ich habe schon erzählt, einen wie großen Eindruck es auf unsere nichtjüdischen Mitarbeiter machte, als wir einige Stücke des sogenannten „Jiddisch“ mit deutschen Buchstaben drucken ließen, um den maßgebenden Männern zu zeigen, daß hier in der Tat ein in seinen Grundlagen rein deutscher Dialekt gesprochen wird. Dieses Komitee hat unter anderen Hilfsmaßnahmen die Übermittlung von Geldspenden nordamerikanischer Juden an ihre im besetzten Gebiet lebenden Verwandten organisiert und lange durchgeführt. Es brachte auch eine Zeitschrift heraus, die „Neuen Jüdischen Monatshefte“, zu deren Mitherausgebern kein Geringerer als der große Marburger Philosoph Cohen gehörte.

Etwas später warb mich Richard Sichler zum Mitarbeiter an seiner Abteilung „A.Z.S.“ im Kriegsministerium, die er aus den kleinsten Anfängen heraus zu immer höherer Bedeutung entwickelte; zuletzt wurde es zu einem eigenen, dem Kriegsministerium nebengeordneten Amt, dem „Kriegsamt“. Dieser Abteilung fiel allmählich die zwiespältige Aufgabe zu, das Heer mit Menschen und Materialien zu versorgen. Die eine schien die andere auszuschließen: nahmen wir die Arbeiter aus den Fabriken und von den Feldern, um die grauenhaften Lücken zu füllen, die jeder Tag dieses mörderischen Krieges in unsere Reihen riß, so war der noch ungeheuerlichere Verbrauch von Kriegsmaterial

nicht zu ersetzen. Sichler, ein Organisator von größter Erfahrung, von unfehlbarem Gedächtnis und beispielloser Arbeitskraft, löste diese Doppelaufgabe so lange, wie es überhaupt denkbar war. Die arbeitenden Menschen wurden nach Möglichkeit durch maschinelle Einrichtungen, die deutschen Männer durch Frauen, Kinder, Gefangene, frei angeworbene Ausländer ersetzt, bis dem ausgesogenen Lande die Kraft versagte. Schon lange vor Kriegsende standen wir vor der Wahl, ob wir Granaten oder Tanks produzieren sollten; für beides zusammen hatten wir weder die Menschen noch das Material, und dennoch mußte der Mangel an einem von beiden das große Ringen zuletzt gegen uns entscheiden. Und General von Wrisberg, unser unmittelbarer Vorgesetzter, erzählt in seinen Erinnerungen, daß man noch kurz vor Kriegsende von ihm siebzig neue Divisionen forderte: „Ich konnte nichts tun als die Achsel zucken.“

Herr von Wrisberg war, nebenbei gesagt, der Verfasser der berüchtigten „Judenstatistik“ des Preußischen Kriegsministeriums, in der nachgewiesen werden sollte, daß die Juden sich nach allen Kräften vom Frontdienst im letzten Kriege gedrückt hätten. Ich habe dieser Veröffentlichung eine eigene Broschüre gewidmet, die in den zweiten Band meiner gesammelten Reden und Aufsätze „Soziologische Streifzüge“ aufgenommen worden ist. Ich habe darin nachweisen können, daß es sich um ein Machwerk von unglaublicher Schluderhaftigkeit und Bösartigkeit handelte. Obgleich ich Herrn von Wrisberg durch einen ihm nahestehenden sehr hohen Offizier ein Exemplar zugehen ließ, hat er es nicht einmal für nötig befunden, auch nur den größten aller Fehler richtigzustellen, ein verrutschtes Komma, durch das der Anteil der Juden an den Etappentruppen von 1,1 auf über 11 Prozent erhöht wurde.

Unsere Aufgabe war aber nicht nur eine technische, sondern auch eine volkswirtschaftlich-pädagogische. Wir hatten nach Kräften dafür zu sorgen, daß keine sozialpolitischen Torheiten begangen wurden. Jeder der sich schnell ablösenden Kriegsminister vertrat ursprünglich ungefähr den folgenden Standpunkt: „Was, Streiks?! Stellt man einfach ein paar von den Kerls an die Wand, und die Sache ist ausgestanden.“ Wenn

dennoch wenigstens in Deutschland die Arbeiterschaft behandelt wurde, wie sie behandelt werden mußte, so hat unsere Abtheilung daran ein beträchtliches Verdienst. Leider sind nicht alle unsere Ratschläge befolgt worden: der unglückliche Beschluß, die belgische Zivilbevölkerung zur Zwangsarbeit heranzuziehen, wäre von uns niemals gebilligt worden.

Ich habe in dieser Stellung viel Erfreuliches und nicht weniger Unerfreuliches kennengelernt. Erfreulich war die Bereitwilligkeit sehr vieler Menschen, sich ohne jede Hoffnung auf persönlichen Vorteil der Gesamtheit mit aller ihrer Kraft, all ihrem Wissen und all ihrer Erfahrung zur Verfügung zu stellen. Unerfreulich war, daß vielfach Menschen an Posten gestellt wurden, denen sie nicht gewachsen waren. Besonders in der ersten Zeit wurden vielfach völlig unerfahrene Offiziere mit Einkäufen betraut, deren Wert in die Millionen ging, und wurden von den ausländischen Lieferanten mit den plumpsten Mitteln auf Kosten des Deutschen Reiches hineingelegt. So erfuhr ich von einem Kontrakt mit einem Ausländer betreffend die Lieferung von „Schuhen“; der Offizier hatte natürlich nur an Soldatenstiefel gedacht, der dänische Shylock hielt sich an den Wortlaut und lieferte Kinderschuhe, Damenschuhe usw. usw. in buntester Auswahl. Ein anderer Offizier schloß einen Vertrag mit einem Schweden: Lieferung von soundsoviel Automobilen „frei Trelleborg-Saßnitz“. Es wurde Vorausbezahlung geleistet, aber selbstverständlich wurde die schwedische Regierung benachrichtigt und hielt die Sendung aus Neutralitätsrücksichten zurück. Hier wirkte verhängnisvoll der alte Junkerhaß gegen den Handel, den „Pfeffersack“; und so wurde statt des soliden sachverständigen Fachhandels sehr oft der unsolideste Gelegenheitshandel mit den größten Aufträgen betraut, wobei gute „Beziehungen“ eine arge Rolle spielten.

Ebenso unerfreulich war die bürokratische Schwerfälligkeit des Betriebes, die nicht einmal Sichlers Energie ganz und allerorten überwinden konnte. Es dauerte zuweilen Monate, ehe ein Vorschlag nach Durchlaufen des ganzen Instanzenzuges an mich zurückkehrte, und dann war er in der Regel nicht mehr ausführbar. Die Gerechtigkeit gebietet, hier hinzuzufügen, daß die Büro-

kratie der „Gesellschaft“ sich als kaum weniger beweglich erwies als die des „Staates“: Ich versuchte einmal, die großen Konsumvereine Berlins zur Einrichtung großer Gemeinschaftsküchen zu bewegen; sie hätten der Bevölkerung eine wesentlich schmackhaftere und gehaltreichere Nahrung geben und ihr dabei sehr viel Geld, sehr viel Feuerungsmaterial und sehr viel Zeit sparen können, die für andere Aufgaben hätte ausgenutzt werden können. Auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt; man habe die Menschen nicht; es werde mit den Frauen Schwierigkeiten geben usw. Ich dachte an den Geheimrat Thiel und sein trübes Wort: „Sie können doch von einem Bürokraten keine neuen Dinge verlangen.“ In Wien hat meine verehrte Freundin Eugenie Schwarzwald den Beweis erbracht, daß mein Gedanke praktisch war: sie hat mit ihren „Mittelstandsküchen“ unzählige wertvolle Elemente über Wasser gehalten, ohne doch Almosen zu geben.

Am allerunerfreulichsten aber waren gewisse Erfahrungen mit dem Patriotismus gerade solcher Kreise, von denen man ihn am allerersten erwarten und fordern durfte. Es kam gar nicht selten vor, daß der Sohn eines millionenreichen Fabrikanten als „unentbehrlicher“ Monteur der väterlichen Fabrik reklamiert wurde; und ich erinnere mich eines anderen Falles, wo ein sehr hochadliger Herr, Reserveoffizier eines der feudalsten Reiterregimenter Deutschlands, eine — Fleischereikolonnie zu führen bekam. Wir haben ja kürzlich auch zu lesen bekommen, wie vorsichtig die Gardeducorps geschont wurden und wie es nur einem Zufall zuzuschreiben ist, daß sie einige Verluste erlitten. Bei Balaclava im Krimkriege rief ein junger Leutnant der Garde zu Pferde in höchster Entrüstung aus: „By Jove, diese Kerls schießen auf die Garde!“

OBER-OST

Eines Tages im Oktober 1914 kam die Depesche, die die Leiter des „Komitees für den Osten“ ins Hauptquartier des Ostens berief. Da wir wußten, daß die Verbindung schwierig, und die Mitnahme von größerem Gepäck unmöglich war, so

legte ich mein dunkelblaues Norwegerskikostüm an, das ich durch eine Automobilistenlederkappe ergänzte: viele Leute zerbrachen sich den Kopf darüber, was das für eine neue Uniform sei. Freund Bodenheimer rüstete sich mit einem Sportanzug aus, eine kleine Handtasche mußte für alles übrige ausreichen. Wir kamen ohne wesentliche Schwierigkeiten und Aufenthalte über Breslau bis nach Oberschlesien und erlebten unterwegs den Jubel über die Einnahme Belgrads. Aber dann war es mehrere Tage lang unmöglich, weiterzukommen. Man schickte uns von Pontius zu Pilatus, von Königshütte nach Beuthen, nach Myslowitz und wieder zurück: die Züge, die angeblich abgehen sollten, gingen nicht. Endlich erbarmte sich ein famoser alter General in Pension unserer Not, der in Berliner Autodroschken eine Sendung von Liebesgaben an die Front führte, und ließ uns Platz machen. So kam ich zum erstenmal in meinem Leben nach Rußland hinein; ohne den Krieg und den späteren Sturz des Zarismus hätte ich es nicht wagen dürfen, die Grenze zu überschreiten, denn ich war drüben wegen eines Leitartikels im „Roten Tag“, der sogar die russische Botschaft in heftige Bewegung versetzte, auf die Schwarze Liste gesetzt worden. Er war überschrieben: „Das hungernde Rußland“ und schloß mit den prophetischen Worten: „Bald wird das Mene mene tekel upharsin an den Zinnen dieser Schädelburg erscheinen“.

Ich kannte das österreichische Polen sehr flüchtig; ich hatte einmal in Lemberg mit jungen Anhängern einen längeren Kursus abgehalten und war ein anderes Mal von Rumänien her über Czernowitz—Lemberg—Krakau nach Deutschland zurückgekehrt, war auch im Petroleumdistrikt von Drohobycz gewesen. Der Volkswirt darf mit einer ziemlich großen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Landeskultur in der unmittelbaren Umgebung der Hauptverkehrsader am höchsten steht: unter dieser Voraussetzung hatten mir jene Reisen die Überzeugung bekräftigt, daß ein Land, in dem das Großgrundeigentum eine so überwiegende Rolle spielt, jammervoll arm und rückständig sein muß. Die Dörfer, an denen man von Zeit zu Zeit vorbeikam, glichen eher aneinandergeliebten Wespenstöcken als menschlichen Behausungen: tiefhängende Strohdächer über aussätzigen, krumm

ausgebuchteten Lehmwänden, selten ein Schornstein; die Wege ungepflastert, ungepflegt, kotig, ungeheuer breit, weil offenbar bei schlechtem Wetter jeder Wagen sich über die angrenzenden Felder seine eigene Bahn suchen mußte, um nicht im Schlamm steckenzubleiben. Und diese Felder selbst in vorsintflutlicher Weise bestellt, alles in „Beeten“ aufgepflügt: ein sicheres Zeichen dafür, daß der Boden nicht dräniert war. Der Landwirt rechnete offenbar immer nur auf eine halbe Ernte: in nassen Jahren wuchs das Getreide oben, in trockenen unten. Sehr selten erschien hinter den Bäumen eines riesenhaften Parkes ein Schloß, ebenso selten eine stattlichere Kirche. Im Petroleumgebiet waren der Schmutz und die Verwahrlosung für westeuropäische Nerven unerträglich; ich wagte kaum, mich auf die zerrissenen Polster der Droschke zu setzen, die mich vom Bahnhof ins Hotel führte, so grauenhaft unappetitlich waren sie, und die an sich sehr guten Pferde davor waren mit Wunden und Schwären bedeckt. Am allerdeutlichsten aber zeigte sich der soziologische Charakter des Landes in Lemberg. Hier fand ich eine einzige Straße, die zur Not auch in einer westeuropäischen Hauptstadt hätte gefunden werden können: ein vortreffliches Hotel, prachtvolle Läden mit den kostbarsten Delikatessen, Pelzen, Damenkostümen und Schmuckwaren von höchster Pracht. Aber man brauchte nur wenige Schritte um die Ecke zu gehen und man fand sich in Elendsquartieren, die selbst dem Kenner des Berliner Nordens und Ostens als höllisch erscheinen mußten. Man führte mich in das Quartier der Dirnen; in schielenden Baracken saßen an den Fenstern armselige alte, vom Leben zermalmte Frauen: ein Anblick, der jedem gutgesinnten Menschen und noch dazu einem dezidierten Sozialisten das Herz zusammenschnüren mußte. Die ganze Verfassung des armen Landes spiegelte sich in dem Gegensatz dieser beiden Stadtteile: ein großes Volk auf reichem Boden der Grundlage jeder Selbständigkeit, Freiheit und Wohlfahrt beraubt durch eine kleine Oberklasse überreicher Grundherren, die im Luxus vergeuden, was sie der Armut abgepreßt haben.

Als ich 1914 in Newyork war, führten mich Freunde in die Hester-Street im unteren Teile der Insel, um mir die Elends-

quartiere der dortigen Judenkolonie zu zeigen, die ihnen als die unterste denkbare Stufe schmutziger Armut erschienen. Lieber Gott: den Proletariern und Luftmenschen von Lemberg und Warschau wären sie als Paläste erschienen! Gewiß: alte Häuser, nicht gerade vorbildlich instand gehalten, eine enge Straße mit nicht allzuviel Luft und Licht, aber doch Wohnungen und keine Höhlen! Und die Kinder, die ich in einigen der Behausungen und massenhaft auf der Straße sah, glichen ebensowenig den blutlosen Schatten dort im äußersten Osten Europas, in Halb- oder Dreiviertel-Asien. Sie waren nicht alle besonders rein gewaschen und offenbar nicht alle an den Gebrauch eines Schnupftuchs gewöhnt; aber ich sah keinen zerrissenen Stiefel und kaum einen geflickten Anzug; und es waren gedrungene, rotbäckige kleine Menschen.

Sind denn die Menschen, sind denn die Staatsmänner, ist denn die nationalökonomische Wissenschaft mit Blindheit geschlagen, daß sie nicht erkennen, was die Bodensperre für das Glück und den Wohlstand der Völker bedeutet?! Wo vorwiegend kleine und mittlere Bauern den Boden eignen, da ist Wohlstand, Glück, politische Stabilität. Und nicht nur auf reichem Boden wie in Württemberg, am Rhein, in der Schweiz und in Frankreich, sondern auch auf ganz armem Boden. Kein Land ist von Natur so ärmlich ausgestattet wie Norwegen, das nur im Süden einige fruchtbare Täler besitzt, sonst aber nur auf den schmalen Küstenstreifen etwas Landwirtschaft treiben kann. Und doch sah ich auf einer mehrwöchigen Reise durch das ganze Land bis zum Nordkap nicht einen zerrissenen Schuh oder zerlumpten Anzug; als einst die Interparlamentarische Union in Oslo tagte, das damals noch Christiania hieß, wollten die Gäste dem Stadthaupt ihren Dank für die genossene Gastfreundschaft durch ein Geldgeschenk für die Armen abstaten: er lehnte ab, es gäbe keine Armen! Norwegen ist eben von jeher ein Bauernland; während in dem fruchtbareren Schweden die Urbevölkerung, die schon seßhaft war, von den einwandernden Germanen unterworfen wurde, die sich als grundbesitzender Adel über sie setzten, wichen die Urbewohner Norwegens, noch Jäger, vor ihnen in die Berg- und Eiswüsten zurück, und die stolzen Krieger mußten

sich schon dazu entschließen, mit den wenigen mitgebrachten Sklaven selbst den Acker zu bebauen. Norwegen hat niemals einen eingeborenen Adel und massenhaften Großgrundbesitz gekannt. Das ist die Ursache des hohen Wohlstandes, der ungeheuren Kraft und der Sittlichkeit der Bevölkerung. Eine ganze Anzahl von Kaufleuten, die mit Skandinavien handelten, erzählten mir, unabhängig voneinander, daß der Norweger, sehr im Gegensatz zum Schweden, der zuverlässigste Kunde sei, den es gebe. Genau der gleiche Gegensatz besteht zwischen dem Bauernlande China und dem Adelslande Japan. Der Chinese erfüllt seinen Vertrag immer, auch ohne schriftliche Verpflichtung; er wird Frau und Kinder in die Sklaverei verkaufen, aber er wird seinen Wechsel einlösen. Aber in Japan war bis vor kurzer Zeit der Kaufmannsstand tief verachtet, und die japanischen Banken sollen fast nur Chinesen als Kassierer haben! Gösta Berling und seine Kavaliere sind nur in Schweden und ähnlich in Japan, aber weder in Norwegen noch in China denkbar.

Wer das Ausland kennt und die Augen offen hat, dem können diese Gegensätze gar nicht entgehen. Ja, selbst der Volkswirt, der nur Deutschland kennt, braucht nur einmal von Ost nach West oder umgekehrt durch das Land zu fahren: und er muß vollkommen blind sein, wenn er nicht sieht, daß er auf der Elbelinie in eine völlig andere Sozialverfassung eintritt. Östlich davon große Ackerbreiten, seltene kleine Dörfer, wenige, entweder jämmerlich kleine und arme oder ungesund große, von Proletariern bewohnte Städte, westlich kleine Ackerparzellen in reicher Kultur, große Dörfer, zahlreiche blühende Klein- und Mittelstädte! Schon die Statistik spricht nicht, sondern schreit: der bekannte Statistiker Rauchberg schrieb 1901 in seinem großen Werke über die deutsche Berufs- und Gewerbebeziehung von 1895 wörtlich folgendes:

„Hohe spezifische Dichtigkeit der landwirtschaftlichen Bevölkerung, kräftige Entfaltung von Gewerbe, Handel und Verkehr, und infolge des industriellen Überbaues auch eine erhebliche Steigerung der Besiedelung über die agrarische Basis hinaus sind also die Merkmale einer gesunden und kräftigen Volksentwicklung, wie sie im Westen der Elbe ganz überwiegend zutreffen

und glücklicherweise bestimmend gewesen sind für die Entwicklung des deutschen Volkes überhaupt. Hingegen hat sich die Arbeitsverfassung östlich der Elbe unfähig gezeigt, eine derartige Wirtschaftsentwicklung zu zeitigen, ja, auch nur die Überschüsse der Bevölkerung festzuhalten . . . Die Ziffern lehren eindringlicher, als Worte es vermögen, was die Agrarverfassung des Ostens für die Entwicklung des deutschen Volkes bedeutet. Eine eiserne Fessel ist sie ihm geworden.“

Das wurde vor dreißig Jahren geschrieben, und noch heute verhindert die Blindheit meiner Herren Fachgenossen die rettende Tat, die einzige, die unser Land wieder zur Höhe führen, ja, die allein sie vor der furchtbarsten Katastrophe bewahren kann. Und noch immer gelte ich den Herren als der unverbesserliche „Utopist“. Die Wahrheit ist die Sonne im Winter: sie hat es unendlich schwer, die Nebel zu zerstreuen!

Meine Fahrt durch das westliche Generalgouvernement Warschau bestätigte meine Grundauffassung von neuem. Es stellte sich mir, verglichen mit unserem Deutschland, zwar als arm und verwahrlost dar, aber es stand doch wesentlich höher als Österreichisch-Polen und namentlich als Ostgalizien. Die Ursache? Hier hatte das russische Eroberertum den aufsässigen Adel, der immer wieder in Revolutionen sein schweres Joch abzuschütteln versucht hatte, bekämpft und einen großen Teil seines ungeheuren Besitzes in Bauernhände gebracht: eine weise Politik, die ihm für Jahrzehnte die Ruhe im Lande sicherte, trotzdem der polnische Bauer als Katholik gegen das Regiment des orthodoxen Zwingherrn leicht geneigt war zu reagieren. Ich fand das Land stärker besiedelt, die Städtchen häufiger und weniger jämmerlich, die Wege freilich, mit einziger Ausnahme der großen Haupt- und Militärstraße, die uns über Kielce nach Radom, dem Sitz des Hauptquartiers, führte, in diesem nassen Herbstwetter von unbeschreiblicher Verwahrlosung. Ein besonders kennzeichnender Zug hat sich mir tief eingepägt: wir hielten in einem Dörfchen, um neues Kühlwasser aufzunehmen; einige Kinder, die scheu herumstanden, hatten wohlgeflochtene blonde Zöpfchen, und ihre armselige Kleidung war sauber geflickt, während wir sonst überall zerzauste und offenbar stark belebte Köpfe und

reichlich zerrissene Kleidung gesehen hatten. Es war ein deutsches Dorf!

In Radom angelangt, erhielten wir Stabsquartiere und meldeten uns bei Ludendorff. Als ich mich, pünktlich auf die Minute, bei dem diensthabenden Adjutanten, dem Hauptmann Lüders, einfand, sagte er mir, der General sei überaus beschäftigt und werde kaum mehr als fünf Minuten für uns übrig haben, ich möchte in äußerster Kürze referieren. Ich referierte in drei Minuten. Als ich anderthalb Stunden später ins Vorzimmer zurückkehrte, fragte mich Lüders sehr erstaunt: „Was haben Sie denn mit Exzellenz angefangen?“ Ich hatte ein Examen bestanden, so intensiv und eindringlich, wie ich es nie erlebt hatte. Ludendorff wollte über die Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen informiert sein. Es kam mir zunutze, daß ich soeben erst eine große Denkschrift über den Gegenstand für den Admiralsstab ausgearbeitet hatte; alle Zahlen waren mir gegenwärtig. Damals hatte ich den allerstärksten Eindruck von der Gedankenkraft und Persönlichkeit des Siegers von Tannenberg. Es war ein blitzschnelles Verstehen, und jede neue Frage zielte fehlerlos auf den Kern der noch übrigen Dinge. Daß auch wir keinen schlechten Eindruck hinterlassen hatten, bewies uns die Einladung, die wir sofort nachher zur Tafel des Oberstkommandierenden erhielten.

Toilette konnten wir nicht machen; es gelang mir, wenigstens einen weißen Kragen aufzutreiben, und so erschien ich in meiner Skitracht zur festgesetzten Stunde im Kasino, wo wir dem verehrungswürdigen Hindenburg vorgestellt wurden. Wie ein Fels stand er inmitten seines Stabes, uns alle überragend. Bald darauf wurde zur Tafel gerufen. Zur Rechten Hindenburgs saß der greise General, der den Liebesgabendzug herangebracht hatte, zu seiner Linken ich als der Ältere von uns beiden, mir zur Linken Ludendorff und an dessen Seite mein Kollege Bodenheimer. Mir gegenüber saß ein Herzog von Sachsen, ganz unten an der langen Tafel der jüngste Prinz von Preußen unter den Leutnants. Das sehr einfache Mahl verlief in Fröhlichkeit; ich merkte bald, daß der große Feldherr einen Scherz liebte, und durfte ihm die neuesten Schnurren erzählen. Einmal lachte er so laut auf,

daß die ganze Tafelrunde erstaunt herüberschaute: ich hatte ihm den bitteren Scherz erzählt, der damals in Berlin die Runde machte: „Wissen Exzellenz schon, daß wir beinahe zum Friedensschluß gekommen wären?“ — „Nein, woran ist es denn gescheitert?“ — „Wir haben verlangt, daß die Ententemächte unsere Diplomaten übernehmen.“ Dem Mann des Schwertes ging dieser Witz auf Kosten der Helden von der Feder gut ein!

Bald nach Abschluß des Mahles empfahlen sich die beiden großen Herren, die noch zu arbeiten hatten, und man setzte neben mich den damaligen Oberst Sauberzweig*), die ausgepickteste Kehle des ganzen Generalstabs; offenbar sollte die Probe darauf gemacht werden, ob diese so merkwürdig ausgezeichneten und offenbar israelitischen Zivilisten auch beim Becher ihren Mann stehen könnten. Nun, Bodenheimer ist ein Rheinländer, ansässig in Köln, und versagte nicht. Ich aber dachte an Scheffels „Trompeter“ und an seinen Stabstrompeter Raßmann: „Herr, 's ist Ehrensache, sprach er“, und erlitt wenigstens keine Niederlage. Ich war am nächsten Morgen sehr früh und völlig munter im Gebäude des Gouvernements, mein Zechkumpan, so wurde mir von einem befreundeten Mitglied des Freiwilligen Automobilkorps berichtet, erschien wesentlich später, und man soll ihm den Kampf des Vorabends wohl angemerkt haben.

Es war zur Zeit der Kämpfe um Iwangorod, kurz vor jenem genialen scheinbaren Rückzug unseres Heeres, der es zum siegreichen Flankenstoß in den rechten russischen Flügel führte. Schon vor unserer Ankunft in Radom hatten wir bemerkt, daß wir uns der Front näherten. Wir waren an Schützengräben und Drahtverhauen, an einzelnen zerschossenen und niedergebrannten Häusern vorbeigekommen, und einige Male sahen wir auf den Feldern Bilder wie aus Holzschnitten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges: aufgeschwollene Pferdekadaver, auf denen hackende Raben saßen. Hier nach Radom strömten zu Tausenden die gefangenen Russen ein: eine graue Masse, meist hochgewachsene, breitschultrige, prächtige Gestalten, offenbar nicht

*) Es war derselbe Offizier, der durch die Erschießung der Miß Cavell in Belgien sehr bekanntgeworden ist.

allzu traurig über die Wendung ihres Geschicks, geleitet von einigen deutschen Landstürmern unter Gewehr. Und hierhin kamen die ersten Verwundeten, die ich sah, sauber verbunden, auf dem Verbande die ärztliche Diagnose angesteckt, auf der Rückfahrt in die Heimat. Ich mietete eine Droschke mit einem natürlich jüdischen Kutscher und fuhr stundenlang immer wieder mit den braven Jungen zum Bahnhof und leer wieder hinaus, um neue Gäste aufzunehmen. Sie kamen fast alle so frisch und freudig an — es waren ja auch nur die leichter Getroffenen —, daß ich mit ihnen kaum Mitleid empfand, sowenig wie sie mit sich selbst. Was mich aber tief rührte, waren die verwundeten Pferde, die mühselig auf drei Beinen einherhinkten: das Leid der stummen Kreatur!

Unsere Besprechungen wurden an diesem Tage zu Ende geführt. Am Abend hatten wir noch eine geheimnisvolle Aufgabe. Hindenburg hatte uns geklagt, daß er an einer Darmstörung laboriere und keinen guten Rotwein habe; er wundere sich überhaupt, daß niemand daran denke, dem Hauptquartier auch einmal Liebesgaben zukommen zu lassen. Nun, es gelang uns, an jenem Abend einen Korb alter edler Burgunder- und Bordeauxweine aufzutreiben; wir schafften ihn im Schutz der tiefen Dunkelheit in unsere Behausung, denn es hätte den Spender später den Hals kosten können, wenn er verraten worden wäre.

Die Sendung wurde dankend angenommen und aufs reichlichste vergolten. Man schickte uns im Etappendienst des Freiwilligen Automobilkorps über Kielce und Krakau bis nach Breslau. Hinter Kielce erhielt ich das erste und einzige Mal im Kriege Feuer. Der Weg führt an ungeheuren wunderbaren Waldungen vorbei, die sich meilenweit hinziehen. Ich saß neben dem Führer des offenen Wagens, als plötzlich die Schutzscheibe splitterte. Er gab Vollgas und wir brausten dahin. Es müssen versprengte Kosaken gewesen sein, die sich dort in den undurchdringlichen Dickichten noch verborgen hielten.

Wir sind dann etwa anderthalb Jahre später noch einmal ins Hauptquartier berufen worden, in der Hauptsache, um die Überweisung der von amerikanischen Juden gespendeten Hilfsgelder an ihre Verwandten in Ober-Ost zu regeln; damals war Luden-

dorff bereits der ungekrönte König von Ober-Ost, umgeben von einem ganzen Ministerium von Ressortchefs, ein Herrscher von unbeschränkter Machtvollkommenheit, der sogar sein eigenes Geld drucken ließ. Wir wurden wieder aufs freundlichste empfangen und auch wieder zur Tafel geladen, an der außer uns Heinicke, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds, teilnahm. Das Hauptquartier war damals nicht mehr von ganz so spartanischer Einfachheit wie in Radom. Es befand sich in einer Gartenvorstadt von Kowno, in einer sehr schmucken Villa. Aber das Mahl war immer noch soldatisch einfach, nur daß es diesmal nicht an Wein fehlte. Wir hatten unser Teil dazu beigetragen: wir hatten 1914 von der ersten Poststation aus mit Köln telefoniert, und schon zwei Tage später ging von dort ein ganzer Waggon voll der edelsten Weine und nicht minder edler Zigarren ins Große Hauptquartier des Ostens ab. Und von da an hat Deutschland seine beiden Abgötter nicht mehr dursten lassen.

Ich fand Ludendorff stark verändert, schon äußerlich. Er hatte jene gelbliche Blässe angenommen, die uns an den Bildern Napoleons auffällt, jene „Morbidezza“, und psychisch fand ich ihn bei aller Konzentration doch fahriger; er war in grenzenloser Weise überarbeitet, da er alle Fäden der Militär- und der mit ihr aufs engste verbundenen ungeheuren Wirtschaftsverwaltung in den Händen hielt, und offenbar begann ihm damals schon die Macht zu Kopf zu steigen. Ich hatte ihn außerordentlich hoch verehrt und war recht traurig über diese Veränderung; ich habe mich damals vertrauten Freunden gegenüber sofort dahin geäußert, daß ich an ihm die ersten Zeichen des Cäsarenwahnsinns zu bemerken glaubte, dem er später zu unserem Schmerze immer mehr verfiel. Seitdem habe ich Ludendorff nie wieder gesehen, wohl aber Hindenburg in der Universität in Frankfurt, als die Gedenktafeln für die Kriegsgefallenen der Universität Straßburg enthüllt wurden. Er schien mir nicht im mindesten verändert, dieser Fels der Pflicht und der Treue.

Auf dieser Reise kam ich der Kampffront nicht mehr so nahe; wohl aber fand ich eindrucksvolle Spuren des Krieges in Kowno selbst. Hier hatte die „Dicke Berta“ gearbeitet. Das ungeheure Quaderwerk der für uneinnehmbar geltenden Festungswälle

lag in abgesplitterten Stücken von der Größe einer vierstöckigen Mietskaserne umher, und die Trichter, die die Riesengranate ausgeworfen hatte, waren von dem Umfang eines kleinen Vulkans. Ein Offizier, der uns führte, zeigte uns den Korridor, aus dem unsere Sturmtruppen die russische Besatzung hervorgeholt hatten: eine wehrlose Herde zu Tode erschrockener, in ihren Nerven vollkommen erschütterter Menschen, die jene furchtbare Beschießung erlebt hatten.

Unsere Aufgaben führten uns in alle größeren Städte Russisch-Polens und Litauens, nach Wilna, Lublin und vor allem mehrfach nach Warschau. Hier erst habe ich die letzten Höllentiefen menschlichen Jammers kennengelernt. Das unglückliche Land war durch die Blockade geradeso abgesperrt wie unser Deutschland, hatte aber von Hause aus weniger Vorräte und Hilfsmittel und wurde unter dem Drucke der eisernen Notwendigkeit auch noch von dem sehr zahlreichen deutschen Heere schwer herangezogen. Dabei gab es wenigstens damals noch keine Rationierung der Lebensmittel. Für diejenigen, die Geld hatten, war noch alles in Friedensqualität und in jeder Menge zu haben. Gegenüber dem Hotel Bristol, wo wir abstiegen, war eine vornehme Konditorei, in deren Schaufenster die feinsten Butterkuchen und Schlagsahnenbaisers in Haufen lagen; und vor demselben Schaufenster sah ich einen armen Teufel, einen Juden, verhungert zusammenbrechen. Als ich zusprang und rief, hier sei Geld, man solle ihm Nahrung besorgen, sagte ein anderer alter Jude, indem er sich den langen grauen Bart strich: „Nu, er hat's doch überstanden.“ So starben damals die Menschen massenhaft auf den Straßen und noch massenhafter in den fürchterlichen Wohnhäusern, in denen eine Todeskälte herrschte, weil es weder Kohlen noch Holz mehr für die Armen gab. Nie werde ich die Szenen aus dem tiefsten Inferno vergessen, zu denen mich der soeben verstorbene Reichstagsabgeordnete Ludwig Haas führte: im Winkel dunkler Kellerhöhlen, auf deren Wänden der Reif funkelte, lagen auf Haufen von Lumpen geisterbleiche oder im Fieber glühende Menschen, gekleidet in Lumpen, notdürftig bedeckt mit Lumpen, die Füße statt in Schuhen in Stücke von alten Säcken gebunden. Und dann sah ich noch etwas, was mir noch

heute in der Erinnerung den Schauer über den Rücken laufen läßt: die Poliklinik der „Dropa mleka“ (Tropfen Milch). Hierher brachten in langer Reihe abgemagerte Mütter Kinder, die ihrer Größe nach unter einem Jahre waren, aber den Mund voller Zähne hatten. Es waren zwei-, drei-, vierjährige Kinder, die langsam verhungerten, mit Totengesichtern und Spinnenbeinchen, verkrümmt und verbogen von der Rachitis, verlorene Geschöpfchen, denen man nur einen schnellen Tod wünschen durfte; niemals konnten sie sich von dieser grauenvollen Kindheit wieder erholen. Das ist der Krieg! Hier und im Eitergestank der Lazarette, hier muß man ihn kennengelernt haben, um zu verstehen, ein wie frevelhafter Wahnsinn die Gehirne beherrscht, die nicht schlechthin alles opfern und wagen wollen, um die Wiederholung so furchtbarer Dinge in alle Ewigkeit unmöglich zu machen. Ich habe einmal diese grauenvollen Erlebnisse dem holländischen Minister des Auswärtigen, Loudon, geschildert: wie ich mit eigenen Augen in Warschau gesehen hätte, daß verhungerte Menschen aus dem Eise der Rinnsteine die Reste roter Rüben herausgruben, um sie gierig zu verzehren, und alles das, was ich soeben schauernd zu berichten hatte. Der vornehme Mann, zugleich angewidert und erschüttert, stöhnte ein über das andere Mal laut auf. Ich konnte ihm die Einzelheiten nicht ersparen; wir brauchten seine Hilfe gar zu nötig.

Meine Tätigkeit führte mich bald nach dem Haag, bald nach Bern und häufig nach Wien, um auch das dortige Auswärtige Amt für unsere Arbeit zu interessieren. Ich hatte regelmäßig mit unseren Botschaftern, zuerst mit Tschirschky, dann mit dem Grafen Münster zu arbeiten und wurde auch von den österreichischen Herren, einmal sogar von dem Minister selbst, dem unglücklichen Grafen Stürgkh, empfangen, der später unter der Kugel Friedrich Adlers fiel. Die boshafte Wiener sagten, er sei gestorben, „als wenn er ein großer Staatsmann gewesen wäre“. Dort hatte man mehr Zeit als in Berlin. Er hielt mir eine ausgewachsene Parlamentsrede, fast eine Stunde lang; sie unterschied sich auch in der Qualität nicht wesentlich von den meisten Reden dieser Art. Und ich saß auf Kohlen! Ich hatte eine Abrede mit unserem Botschafter, und mir saß die

preußische Pünktlichkeit denn doch allzu tief in den Knochen. Zuletzt mußte ich mich wohl oder übel entschließen, gegen allen Brauch meinerseits das Gespräch abubrechen, da ich zu Münster bestellt sei. Das nannten die Wiener das „jungstürghische Regiment“.

Damals zirkulierte in Wien, der Metropole aller „Raunzer“, der beste und zugleich bitterste Kriegswitz, den ich kenne: Ein deutscher Leutnant wird von einem österreichischen Kameraden durch Wien geführt; es fällt ihm auf, daß sich auf dem Turm des Stephansdoms kein Kreuz, sondern ein „Viech“ befindet: ein Vogel, den einige für einen Wetterhahn, andere für den Doppeladler halten. Darauf erwidert der Wiener: „Dös is bei uns in Österreich überoll der Foll: überoll ham wir ein Viech an der Spitzen, und dees is unser Kreiz.“

So habe ich denn damals auch einen Blick in die hohe Diplomatie tun dürfen und fand, daß doch einige Wahrheit in dem berühmten Worte des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna steckt: „Du weißt nicht, mein Sohn, mit wie geringer Weisheit die Welt regiert wird.“

REVOLUTIONSTAGE

Ich hatte um die Jahreswende 1916/17 mein Referat im Kriegsamt niedergelegt, weil es für mich eigentlich nichts mehr zu tun gab. Die allgemeinen Prinzipien des Vorgehens waren festgelegt; es ist namentlich Richard Sichlers Verdienst, daß das Verhältnis zwischen den Militärbehörden und den Vertretern der Arbeiterschaft dauernd ein im wesentlichen reibungsfreies blieb; mein Schüler Joachim Tiburtius, den ich ihm zugeführt hatte, war hierbei wie in allen Dingen der unmittelbaren Tagesarbeit sein verlässlicher Mitarbeiter. Ich war also überflüssig geworden und kehrte an meine wissenschaftliche Arbeit zurück. Als ich meinem alten Freunde Walter Rathenau bei Gelegenheit der Feier seines fünfzigsten Geburtstages diesen Entschluß mitteilte, stimmte er mir mit Begeisterung zu; er selbst hätte am liebsten auch damals die Last abgeworfen, die auf seinen Schultern

drückte: aber er, der große Praktiker, der Wirtschaftsführer, der, wie er mir einmal sagte, „für anderthalb Milliarden des deutschen Volksvermögens mit die Verantwortung trug“, war eben unentbehrlich. Ich hatte mit der Firma Veit & Co. den Vertrag geschlossen, ihr ein System der Soziologie zu schreiben; die Bedingungen waren derart, daß ich als damals unbesoldeter Mann eine so weit ausschauende Arbeit in Angriff nehmen konnte; es hat denn auch volle neun Jahre gedauert, bis der theoretische Teil dieses Systems in fünf starken Bänden mit zusammen etwa 3500 Seiten Text vorlag. Ich darf hier gleich hinzufügen, daß ich seitdem an dem historischen Teil arbeite; der erste grundlegende Band ist mit dem Untertitel „Rom und die Germanen“ 1929 erschienen. Wenn mir Leben und Kraft genug bleiben, hoffe ich, das Ganze noch vollenden zu können: eine „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart“, die sich vor allen Dingen bemüht, die letzten Wurzeln des Kapitalismus aufzudecken.

Aus dieser Arbeit riß mich der unglückliche Ausgang des Krieges. Wieder war eine Zeit gekommen, wo der Patriot zum Reden und Handeln verpflichtet war, wo es geboten war, den Versuch zu wagen, ob nicht der Sauerteig neuer Gedanken den fad gewordenen Brei der landläufigen Politik zu nahrhaftem Brote umwandeln könnte.

Die Situation sah sich furchtbar gefährlich an. Schon wimmelte es im Hinterland von Deserteuren, die schon um ihrer Selbsterhaltung und Selbstachtung willen gezwungen waren, einen radikalen Umsturz anzustreben. Das Volk war verelendet und verbittert. Wenn ich nach einer meiner zahlreichen amtlichen Reisen aus der Schweiz oder Holland die deutsche Grenze wieder überschritt, dann fiel mir nicht nur der schroffe Gegensatz in der Bekleidung und dem Ernährungszustande unserer Lands-genossen auf, sondern einen noch viel tieferen und trüberen Eindruck hatte ich von der gespannten Erbitterung, die den Gesichtern einen häufig geradezu wölfischen Ausdruck gab. Kam es zu einer schweren Explosion, so war das Schlimmste zu befürchten. Dazu trat noch die Sorge, daß die rückströmenden Massen des Heeres, die es nicht mehr möglich sein würde, einige Zeit hin-

durch in ausreichender Quarantäne zu halten, den Flecktyphus und andere Kriegsseuchen in die ungeschützte Heimat übertragen könnten. Hier war kaum etwas zu tun. Wohl aber konnte man versuchen, Heer und Heimatvolk durch eine große Hoffnung moralisch zu gewinnen und zu stärken. In dieser Absicht entwarf ich einen Armeebefehl, der den heimkehrenden Kriegern den Erwerb von ausreichendem Grundbesitz in Aussicht stellte. Joachim Tiburtius brachte den Entwurf ins große Hauptquartier; er hat dann dem bekannten Hindenburgschen Armeebefehl zur Grundlage gedient.

Ungefähr gleichzeitig wandte ich mich an Philipp Scheidemann, damals den wichtigsten Führer der sozialdemokratischen Reichstagspartei, mit dem gleichen Vorschlage einer umfassenden inneren Kolonisation. Ich setzte ihm auseinander, daß bisher alle politischen und sozialen Revolutionen zuletzt an der plumpen Tatsache gescheitert waren, daß das Landproletariat sich in ungeheuren Massen in die Städte ergoß, gerade zu der Zeit, wo das Kapital sich ängstlich versteckte, und Handel und Gewerbe stockten. Es gab also weder einen Markt für die im Überfluß angebotene Arbeitskraft noch einen solchen für die Produkte, die sie allenfalls bei voller Beschäftigung hätten herstellen können. Die Folge war selbstverständlich: immer wachsende Arbeitslosigkeit, fruchtlose Versuche, sie zu dämmen, steigende Erregung, lokale Ausbrüche von immer größerem Umfange und immer größerer Gefährlichkeit, und zuletzt der bittere Zwang, durch militärische Gewalt diese Ausbrüche niederzuschlagen; womit denn wieder einmal die Gelegenheit einer wirklich eingreifenden Reform der todkranken Gesellschaft versäumt war. Ebenso klar war die daraus zu ziehende Lehre: die Landflucht mußte nicht nur aufgehalten, sondern wenn irgend möglich in ihrer Strömung umgekehrt werden. Das Mittel dazu: innere Kolonisation, Ansiedlung von Bauern und Landarbeitern im größten Maßstabe. Das dazu erforderliche Land mußte vom Großgrundbesitz erworben werden, nicht etwa ohne Entschädigung, die vorbehalten werden mußte, die der Staat zum vollen Werte zu leisten sich verpflichten mußte. Die Güter waren damals billig zu haben, für kaum mehr als den Wert der Gebäude

und des Inventars, und die Großgrundbesitzer, aufs stärkste eingeschüchtert und fast verzweifelt, wären schon heilfroh gewesen, wenn man ihnen auch nur notdürftig den Substanzwert ersetzt hätte.

Noch eine andere Möglichkeit wollte ich den Besitzern geben. Sie sollten die Freiheit haben, sich mit ihren Angestellten und Arbeitern freiwillig unter der Wahrung gewisser, von mir ausgearbeiteter Bedingungen zu einer „Anteilswirtschaft“ zusammenzuschließen, die den Beteiligten über ihren Lohn hinaus einen Anteil am Gewinn sicherte. Ich war überzeugt und bin es noch heute, daß ihnen damit kein Opfer erwachsen wäre: der Reinertrag wäre, dank besserer Arbeit und größerer Sorgfalt, sicherlich so stark gewachsen, daß das Einkommen der Grundbesitzer trotz der Abgabe sich eher noch vermehrt hätte. Die auf diese Weise in die Vorstufe des genossenschaftlichen Besitzes übergeführten Güter sollten von der Expropriation nicht betroffen werden, sollte solche überhaupt notwendig werden.

Die Folge dieser staatlichen Aktion wäre schon bei verhältnismäßig langsamem Fortschritt des Aufbaues gewesen eine Beschäftigung des Baugewerbes bis an die letzte Grenze seiner Erzeugungskraft; und das hätte, wie jeder Laie weiß, die ganze Industrie zu der lebhaftesten Tätigkeit „angekurbelt“, zunächst die Hilfsindustrien der Erzeugung von Ziegeln, Bauholz, Öfen, Schienen, Gas-, Wasser- und Dränageröhren und diejenigen Gewerbe, die für die neugeschaffenen Höfe Mobiliar und Inventar erzeugen; und dann weiter im guten Zirkel alle deren Hilfgewerbe und alle diejenigen Industrien, die für die Arbeiterschaft die Waren der Notdurft und des Behagens herstellen. Denn unter diesen Umständen würde die städtische Arbeiterschaft sehr hohen Lohn und entsprechende Kaufkraft haben, da der Zustrom vom Lande abgedämmt, und damit die Konkurrenz ausgeschaltet war, die schon in normalen Zeiten den Lohn drückt und ihn jetzt, nach dem verlorenen Kriege und angesichts der drohenden Revolution, ganz und gar in den Abgrund zu reißen drohte.

Das war ungefähr der Inhalt des Vortrages, den ich Philipp Scheidemann hielt. Er ließ mich kaum ausreden: „Ich kann

Ihnen nur sagen: Liebe auf den ersten Blick. Das muß geschehen und sofort.“ In der Tat folgte der zweite Schritt dem ersten mit jener Geschwindigkeit, zu der der bürokratische Apparat des Staates und der großen Parteien nur in solchen Notzeiten gebracht werden kann; zwei Tage später bereits fand eine Sitzung statt, an der außer Scheidemann und mir noch Friedrich Ebert, der spätere Arbeitsminister Bauer und die beiden Sachverständigen der Partei für Genossenschaftswesen und Landwirtschaft, Müller und David, teilnahmen. Es wurde beschlossen, mit möglichster Beschleunigung vorzugehen, und ich ging voller Hoffnungen nach Hause, um die letzten Entwürfe auszuarbeiten. Aber wenige Tage später rief mich Scheidemann telefonisch an: „Da ich doch von den Dingen so wenig verstehe, habe ich es für nötig gehalten, den besten Sachverständigen in diesen Dingen heranzuziehen.“ Ich fragte erschrocken zurück: „Sering?“ Und als er bejahte, mußte ich ihm sagen, daß damit die Angelegenheit erledigt sei. Sering, in der Tat ein ausgezeichnete Kenner der Agrargeschichte und der landläufigen Agrarpolitik, war von jeher ein entschiedener Gegner meiner theoretischen Auffassung und namentlich ihrer praktischen Folgerung, der genossenschaftlichen Siedlung, gewesen: ein schlagendes Beispiel für den ganz allgemeinen Satz, daß niemand in neuen Dingen ein schlechterer Berater ist als der Fachmann. Und dabei hatte ich im Grunde nichts anderes getan, als aus den Tatsachen, die Sering selbst in seinen beiden guten Büchern über die amerikanische Konkurrenz und die innere Kolonisation zusammengetragen hatte, die Konsequenz zu ziehen. Ich hatte das Goltzsche Gesetz der Wanderung durch ihn kennengelernt. Aber dieser vortreffliche Historiker und Beobachter war, wie die meisten von seiner geistigen Anlage, nicht nur kein Theoretiker, sondern als echter Schmoller-Schüler geradezu ein Verächter aller Theorie. Ich habe im Dozentenzimmer der Berliner Universität dagestanden, wie er sich völlig ablehnend äußerte gegenüber der Forderung des Kultusministeriums, größeres Gewicht auf die theoretische Ausbildung der Studenten zu legen. Er sagte ungefähr, dann würden sie eben nur ein paar Sätze auswendig lernen, die ihnen zu nichts nutze wären. Wie damals fast überall der theore-

tische Unterricht betrieben wurde, und leider heute noch immer betrieben wird, hatte er ja leider recht. Aber ich habe gezeigt, daß man ihn auch anders betreiben kann, daß es möglich ist, begabte Studenten soweit zu erziehen, daß sie die Theorie aus der Wurzel heraus verstehen und dadurch die Möglichkeit gewinnen, sich in der Praxis aufs beste zurechtzufinden. Schüler von mir sitzen heute nicht nur auf einigen Kathedern des Fachs, sondern haben auch leitende Stellungen in der Industrie, im Bankgewerbe und im Handel inne und fungieren in vielen Ämtern als einflußreiche Beamte; sie haben sich überall durchaus bewährt und versichern mir immer wieder, daß sie ihre Erfolge vor allem der strengen logischen und theoretischen Schulung zuschreiben, die sie in meinem Seminar erhalten haben.

Bei Sering kam noch seine „persönliche Gleichung“ hinzu, um ihn zum Gegner meiner Vorschläge zu machen. Er ist ein Schüler Schmollers auch in seiner freikonservativen Einstellung; der Gedanke, daß das niedere Volk, für dessen Hebung er ja aus gutem sozialem Herzen heraus, aber immer nach dem Grundsätze eintrat: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“, die Fähigkeiten besitze, um sich selbst zu verwalten: dieser Gedanke muß ihm unannehmbar sein, er bedeutet die Umwälzung seiner ganzen bisherigen Grundauffassung von den wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhängen. Er ist es denn auch vor allem gewesen, der mir den schnellen Zusammenbruch meiner praktischen Versuche prophezeite, weil die Arbeiter, übermütig gemacht, die Disziplin nicht halten würden.

Es kam denn auch genau so, wie ich es vorausgesagt hatte. Sering zog seine agrarischen Freunde, und nicht zuletzt die von der extremsten deutschnationalen Richtung, in die Kommission hinein. Ich hatte mit von Klitzing, mit von Wangenheim und Roesicke und — mit Herrn Kapp zu tagen. Es war mir unmöglich, auch nur das geringste durchzusetzen, obgleich mich die Vertreter der Linken, vor allem der in der Ödlandkultur erfahrene Hans Ostwald und der ausgezeichnete Vorsitzende der Raiffeisen-Genossenschaft Florenz Rang, eifrig unterstützten. Ich konnte nicht einmal erreichen, daß die „Anteilswirtschaft“ im Gesetz auch nur genannt wurde. Die Atmosphäre war geradezu feind-

lich, und ich erregte die tiefste Empörung, als ich die Herren einmal bescheidenlich daran erinnerte, daß doch so etwas wie eine Revolution stattgefunden habe. Unter diesen Umständen mußte ich erklären, daß ich „die Flöte auf den Tisch lege“. Die alte Erfahrung, daß der Starke am mächtigsten allein ist, hatte sich wieder bewährt. Ich habe meine Modellversuche ohne die Hilfe der offiziellen Wissenschaft und der Parteien aufgebaut und zum Erfolge geführt.

Das große Siedlungsgesetz aber mit seinen von Sering erdachten „Landlieferungsverbänden“ ist im wesentlichen dasjenige geblieben, was leider bei allen solchen Konferenzen herauskommt, nämlich Papier. Schon während der Beratungen, solange ich ihnen beiwohnte, merkte ich, wohin die Mehrheit der Sering-Kommission zielte: auf die Vermehrung statt auf die Verminderung der Macht der agrarischen Clique. Das Gesetz hätte in den Händen einer wieder ans Ruder gelangten agrarkonservativen Regierung sehr wohl dazu gebraucht werden können, um politisch unbequeme Elemente vom Lande zu vertreiben: Politiker von anderer Färbung und namentlich Juden.

Von meinen übrigen Erlebnissen während der stürmischen Tage im November und Dezember 1918 ist nicht viel zu berichten. Ich wohnte in einem Vorort und kam bei den schlechten Verbindungen nicht allzuviel in die Stadt. Als die große Razzia im Reichstage stattfand, befand ich mich zufällig darin, um an einer Sitzung teilzunehmen; es gelang mir jedoch durch die Gutmütigkeit eines Postens, herauszukommen. Eine gewisse Zeit hindurch war ich an den Sitzungen beteiligt, die der Schiller-Enkel Freiherr von Gleichen-Russwurm in seinem Hause abhielt; von den Teilnehmern ist mir nur noch der heißerregte Stadtler in Erinnerung geblieben. Es kam einmal, unmittelbar nach dem verhängnisvollen Entschluß zum Waffenstillstande, dort zu einer höchst eindrucksvollen Szene. Ein höherer Regierungsbeamter schnarrte im schönsten Tone der neuwilhelminischen Ära, wir brauchten uns die Köpfe nicht zu zerbrechen; die Regierung würde das alles schon in Ordnung bringen. Da brach es vulkanisch aus mir heraus: „Immer noch? Immer noch? Halt's Maul und sing die Wacht am Rhein? Deutschland liegt auf dem

Sterbebette, und wir sollen immer noch den gleichen Menschen alles überlassen, die uns in dieses Unglück hineingeführt haben?“ Ich hatte es mit der ganzen Kraft meiner Stimme herausgeschrien; der elegante Mensch wurde schneebleich, das Monokel entfiel seinem Auge und er drückte sich in den Hintergrund. Ich glaube, erst in diesem Augenblick ist ihm die ganze Lage klargeworden.

Eine Zeitlang hatte ich auch, ich weiß nicht mehr durch wessen Vermittlung, eine Karte für die Mittagsküche erhalten, die damals für die Linke im ehemaligen Herrenhause arbeitete. Mir ist das alles heute wie ein wirrer Traum. Als ein Mensch, der niemals Parteimann war noch sein konnte, weil er sicher war, die Synthese aller brauchbaren Bestandteile aller Parteiprogramme gefunden zu haben, stand ich fast mit Entsetzen vor der Unbelehrbarkeit des parteimäßigen Fanatismus von allen Seiten. Ein agrarischer Freund, zu dem ich meine liebe Frau und unseren Säugling geflüchtet hatte, stand genau so unentwegt auf dem Bekenntnis seines Lebens wie nur irgendein fanatischer Anarchist oder Kommunist auf dem seinen. Damals begriff ich, daß nur von einer Seite her die Einigung kommen könnte, von der Jugend. Und in dieser Richtung habe ich denn auch in dem verflossenen Jahrzehnt mit einigem Erfolge gewirkt, nicht nur von meinem akademischen Katheder herab, sondern auch in unmittelbarer Berührung mit den verschiedenen Gruppen der Jugendbewegung. Ich habe zum Beispiel bei einer der sogenannten Meißner Tagungen auf dem Ludwigsstein an der Werra vor den vereinigten Gruppen mein Programm entwickelt und erlebe immer häufiger die Freude, es diskutiert und beachtet zu sehen. Die Zeitschrift „Junge Menschen“ hat mir und meinen praktischen Vorschlägen eine ganze Nummer gewidmet, und erst kürzlich bat mich der Bund der Kronacher und Alt-Wandervögel um ein Referat, das mit der größten Aufmerksamkeit aufgenommen wurde und hoffentlich weiter wirken wird. Mein Sohn Ludwig, ein begeisterter Führer der internationalen pazifistischen Jugendbewegung, leistet mir hier die treueste Mitarbeit.

Noch zwei Erinnerungen will ich mitteilen. Die erste zeigt, wie wenig eine moderne Revolution in einer Großstadt wie

Berlin bedeutet. Eines Tages in jener Zeit der Unruhe aß ich mit meiner lieben Frau bei Kranzler und ging dann zu Fuß durch die Linden zum Brandenburger Tor hinaus. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß zur gleichen Zeit am Roten Schloß, keine zehn Minuten Gehzeit entfernt, heftig gekämpft worden war. Wir hatten nicht das geringste davon gemerkt.

Die zweite Erinnerung hat einen etwas tragikomischen Charakter. Die sämtlichen Dozenten der Nationalökonomie waren auf den Nachmittag des 26. Dezember 1918 einberufen worden, um die Verteilung des Lehrstoffes für das Sommersemester zu beraten. Wir saßen im zweiten Stockwerk der Universität, in den Räumen des Staatswissenschaftlichen Seminars. Da erschien bleichen Antlitzes der Diener der Bibliothek: „Man schießt uns in die Fenster.“ Der alte, unerschütterliche Professor Jastrow, der soeben als Offizier von der Front heimgekehrte Professor Günther und ich gingen neugierig nach vorn, in einen Raum, der nach den Linden zu lag. Die Fenster waren zersplittert, an dem oberen Teile der Wände waren Kugelspuren sichtbar. Das Feuer hatte aufgehört; offenbar hatten einen der bewaffneten Revolutionäre die erleuchteten Fenster gereizt. Wer sich nicht gerade ans Fenster stellte, konnte von den in sehr steiler Richtung aufsteigenden Kugeln nicht getroffen werden. Es war also nicht gar so arg. Als wir ins Beratungszimmer zurückkehrten, fanden wir es leer; die anderen Herren hatten es vorgezogen, woran sie vollkommen recht hatten, sich vom Kampfplatze zu entfernen. Wir stiegen die Treppe herab und fanden unten in dem großen Vorraum den Major von Oertzen, umgeben von seinen Offizieren, und das ganze Erdgeschoß von Soldaten im Stahlhelm besetzt. Das Gitter gegen die Linden hin war geschlossen. Oertzen rauchte mit gespannter Miene, offenbar sehr erregt, eine Zigarette nach der andern. Allmählich wurde mir die Sache langweilig und ich erklärte meine Absicht, nach Hause zu gehen. „Ich kann nur dringend abraten“, war die ernste Antwort. „Aber, Herr Major, dort hinten in der Dorotheenstraße fährt ja eine Elektrische nach der andern.“ „Gerade von der Seite erwarten wir jeden Augenblick den Angriff.“ Nichtsdestoweniger bestand ich auf meiner Absicht; ein junger schlanker Leutnant,

Revolver in der Hand, führte mich über den mächtigen Hof, der damals noch ein Bauplatz und außerordentlich kotig war, zu dem Bretterzaun an der Dorotheenstraße. „Wenn es jetzt knallt, schnell hinwerfen, Herr Professor“, riet mein Begleiter. „Was? In den Dr . . .?“ Ich hatte mein kostbarstes Besitztum, meinen Pelz, angelegt. Und der kampferfahrene Jüngling erwiderte trocken: „Ich habe mich schon in ganz andern Dr . . . geworfen.“ Aber es knallte nicht, wir kamen unangefochten an die Tür, der Posten öffnete — und ich fand mich in einer Straße, die ein durchaus alltägliches Gesicht hatte. Die Menschen gingen gar nicht eilig vorbei, und ich konnte in vollster Ruhe an der Ecke der Universitätsstraße auf die Straßenbahn warten, die mich durch den Tiergarten zum Zoo führte. Ich mußte von Herzen lachen: ein wenig von der Spannung hatte ich doch verspürt, die ich von meinen Gebirgsfahrten her kannte, das seltsam beglückende Gefühl, „den Tod am Bart zu zupfen“, wie Mowgli im „Dschungelbuch“ sich ausdrückt. Und ich dachte an die berühmte Geschichte aus dem Rheinlande. Streik drohte, und der Oberpräsident sandte Depesche auf verzweifelnde Depesche nach Berlin um militärische Verstärkung. Die Regierung wandte sich an den kommandierenden General und erhielt die klassische Antwort: „Alles ruhig, mit Ausnahme der Zivilverwaltung.“ Nur daß es diesmal nicht eben die Zivilverwaltung gewesen war.

ORDINARIUS

Im Jahre 1917 überraschte mich das Kultusministerium mit der Ernennung zum Titularprofessor. Es war die zweite Liebenswürdigkeit, die mir mein Ministerium erwies. Etwa ein Jahr zuvor hatte ich plötzlich, ohne je darum ersucht zu haben, eines der Stipendien erhalten, die das Ministerium für Privatdozenten zu vergeben hatte. Ich bedankte mich selbstverständlich, indem ich meine Überraschung aussprach: ich sei durch meine Kollegeinnahmen gut genug gestellt und möchte keinen bedürftigeren Kollegen benachteiligen. Aber ich bedankte mich schriftlich. Ich bin bis zu meiner Ernennung zum ordentlichen

Professor, die zwei Jahre später erfolgte, nur zweimal im Ministerium gewesen: das erstemal im Jahre 1886, als ich mir mein Diplom als praktischer Arzt abholte, und das zweitemal im Anfang des Krieges, um mich für einen englischen Gelehrten zu verwenden, den man in die Hausvogtei gesperrt hatte. Ich habe es mein Lebtag nicht fertigbekommen, einen Fremden für mich um etwas zu bitten; es war mir sogar immer unerträglich, auch nur für einen Augenblick den Schein zu erwecken, als wenn ich um etwas bitten oder auch nur, wie das Sprichwort sagt, „mit dem Blumenstengel winken“ wollte. Wieviel von diesen inneren Widerständen auf Hochmut und wieviel auf Schüchternheit beruht, wage ich nicht zu entscheiden. Was mir nicht freiwillig entgegengetragen wird, hat für mich keinen Wert. Diese — berechnete oder unberechnete — Eigentümlichkeit ist mir wahrscheinlich ein schweres Hindernis bei der Aufbringung der Mittel für mein Lebenswerk, die Siedlung, gewesen; auch hier schnürte sich mir die Kehle zu, wenn ich reichen Leuten gegenüberstand, die ich um Förderung des Planes ersuchen wollte. Ein miserabler Weinreisender! Ich habe eine ehrliche Bewunderung für die geschickten Männer, die es fertigbekommen, die großen Kapitalisten zu erleichtern, nur schade, daß es sich hier selten um Dinge von so großer Bedeutung handelt.

Bei jenem zweiten Besuch im Kultusministerium, dem ersten, den ich ihm als Privatdozent abstattete, wurde ich zu meiner Überraschung unmittelbar dem Unterstaatssekretär zugeführt. Als ich ihm meine Bitte vorgetragen und das Versprechen wohlwollender Erwägung erhalten hatte, erhob ich mich mit sehr herzlichem Dank, um zu gehen. Der Gewaltige fragte, offenbar etwas betroffen: „Haben Sie mir sonst nichts zu sagen, Herr Doktor?“ Ich verstand ihn sehr wohl: er hatte die Angelegenheit des englischen Kollegen nur als die von mir gern ergriffene Gelegenheit betrachtet, die übliche Frage der Beförderung an ihn zu stellen. Aber eben das machte mir ein Eingehen auf diese Frage, an die ich übrigens wirklich nicht gedacht hatte, moralisch unmöglich. Ich verneinte, er geleitete mich bis an die Tür und versuchte noch einmal, mir das Stichwort zu geben: „Sie haben ja ganz ausgezeichnete Lehrerfolge.“ Ich antwortete: „Weiß man

das hier?“ — „Hier weiß man alles.“ Aber ich schnappte wieder nicht ein und hinterließ, wie ich später von befreundeter Seite erfuhr, einen Mann, der, sehr erstaunt, eine ganz neue Erfahrung gemacht hatte. Es scheint im allgemeinen, daß die Privatdozenten nach verhältnismäßig kurzer Frist an der charakteristischen Krankheit zu leiden beginnen, die sich in immer wiederholten Besuchen im Ministerium zu heilen sucht. Mich hat diese Krankheit nicht befallen. Zunächst war ich von allem Anfang an völlig fest davon überzeugt, daß ich niemals in eine beamtete Stellung einrücken würde. Ich war froh genug, daß man mir keine Hindernisse in den Weg legte, wenn ich meine wissenschaftliche Überzeugung ungeschminkt und „ungeschnitzt“ (wie der treffliche Moeser sagt) angesichts des kaiserlichen Palais vortrug. Ich habe denn dieser Freude auch in dem Bericht über meine amerikanische Reise von 1914, der in der Vossischen Zeitung erschien, gerechterweise Ausdruck gegeben. Dort drüben kann ein ordentlicher Professor von heute auf morgen vor die Tür gesetzt werden, „fired“ nennt man das, wenn seine Nase oder gar seine religiöse Überzeugung dem Präsidenten des Komitees, d. h. dem Geldgeber, nicht paßt. Aber in Deutschland durfte ein Rebell wie ich ungehindert sein Letztes sagen! Es ist eben drüben auch nicht alles Gold, was glänzt; und es gab im kaiserlichen Deutschland doch auch noch andere Dinge als nur „Blut und Eisen“.

So herzlich ich es auch immer anerkannte, daß die Freiheit der Wissenschaft in Deutschland wirklich bestand: an die Beförderung in ein Amt dachte ich nicht. Ein Demokrat, ein entschiedener Sozialist, keiner Partei verpflichtet, der Gegner schlechthin aller existierenden wissenschaftlichen Schulen und Cliques, hatte ich außer dem alten Adolf Wagner, dem letzten Ritter der großen Theorie, niemanden, der für mich einzutreten gesonnen war. Er empfahl mich, wo er nur irgend konnte: nach Göttingen, nach Prag und vielleicht noch an andere Stellen, selbstverständlich ohne Erfolg, und ich nahm es lächelnd hin. Ich mußte mir mit Conrad Ferdinand Meyers Ulrich Hutten sagen:

Ich muß es mir gestehen dann und wann:
Nicht gänzlich ungerecht bin ich im Bann.

Meine Hand war gegen jedermann, und jedermanns Hand war gegen mich.

Dann aber, ich muß es ehrlich eingestehen, lag mir auch gar nicht soviel an der Beförderung. Ich hatte meine völlige Freiheit, Schüler, die mich liebten und ehrten, eine Tätigkeit, die mich durchaus befriedigte, und ein Einkommen aus meinen Vorlesungsgeldern, um das mich mancher ordentliche Professor beneiden konnte. Und meine damals schon nahezu zwanzigjährigen Erfahrungen über Kritik und Kritiker in meiner Wissenschaft hatten mich nicht gerade zu der Überzeugung gebracht, daß es ausschließlich Köpfe höchsten Ranges sind, die auf die Katheder der Ökonomik berufen werden. Ein geistreicher Kollege, ich glaube, es war Professor von Halle, sagte mir denn auch einmal, als von dem sehr mäßigen Format vieler Hochschulbeamten unseres Fachs die Rede war: „Warum wundern Sie sich, Herr Kollege? Was gehört denn auf einen Lehrstuhl?“ Ich hatte niemals daraus ein Hehl gemacht, daß mir Heinrich Heines boshafte Charakteristik der Göttinger Professoren seiner Zeit auch noch zu meiner Zeit und durchaus nicht nur für Göttingen als recht treffend erschien, der zufolge manche ordentlichen Professoren nichts Außerordentliches, und die außerordentlichen nichts Ordentliches wissen. Ich hatte mir schon als Outsider der Hochschule einen ganz anständigen Namen gemacht, und ich glaubte nicht recht daran, daß Titel und Amt wesentlich zu meiner Erhöhung beitragen würden. „Setz dir Perücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer was du bist.“ Ich glaube die reine Wahrheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß ich Paul Heyses weisen Rat immer befolgt habe: „Hüte deine Seele vor dem Karrieremachen.“ Ja, es machte mir sozusagen einen diebischen Spaß, wenn immer wieder ausländische Fachgenossen, die mich aufsuchten, mich als „Herr Professor“ oder gar als „Herr Geheimrat“ anredeten und es gar nicht glauben wollten, daß ich ein ganz simpler Dozent sei. Dabei fällt mir eine nette kleine Geschichte ein. In Chantarella, ober St. Moritz, redete mich vor einigen Jahren der ehemalige Minister von Raumer auch als Herr Geheimrat an. Als ich erwiderte: „Exzellenz, dem bin ich noch glücklich entronnen“,

sah er mich zuerst ganz fassungslos an und brach dann in ein schallendes Gelächter aus, in das ich fröhlich einstimmte.

Ich habe denn auch niemals eine Berufung erhalten, zum wenigsten nicht aus der eigenen Initiative einer deutschen Fakultät. „Knif“, sagt der Berliner, „kommt nicht in Frage“; so muß es wohl überall geheißen haben, wenn bei einer Neubesetzung wirklich einmal mein Name genannt worden sein sollte. Und auch daran bin ich nicht ganz ohne Schuld, ganz abgesehen von meiner wissenschaftlichen Stellung als Störenfried, als „Bönhase“. Denn ebensowenig wie im Kultusministerium hatte ich mich jemals auf dem „Markt“ blicken lassen, auf dem sich normalerweise die Privatdozenten dem Wohlwollen der Ordinarien empfehlen, nämlich auf den Sitzungen des „Vereins für Sozialpolitik“. Hier geht es, selbstverständlich unter peinlicher Wahrung der akademischen Würde, im Grunde doch ungefähr zu wie in „Martha oder der Markt zu Richmond“, nach der schönen Weise: „Ich kann säen, ich kann mähen, ich kann stricken, ich kann flicken.“ Ich war schon lange ordentlicher Professor, als ich zum erstenmal einer der Tagungen des Vereins, 1926 in Wien, beiwohnte. Es ist kennzeichnend, daß der Vorsitzende, Herr Geheimrat Diehl, als ich mich zum Worte meldete, erst nach meinem Namen fragen mußte.

Ich verdanke meine Berufung auf den ordentlichen Lehrstuhl für theoretische Nationalökonomie und Soziologie der warmen Freundschaft und dem tiefen Verständnis, die mir einer der größten Kaufleute Deutschlands, der Konsul Dr. h. c. Karl Kotzenberg in Frankfurt am Main, entgegenbrug. Er suchte meine Bekanntschaft, nachdem er einen Aufsatz aus meiner Feder gelesen hatte, der in der Neuen Rundschau erschienen war: „Wir und die anderen“. Ich habe die Arbeit fast unverkürzt als gutes Beispiel völkerpsychologischer Unterschiede in meine allgemeine Soziologie übernommen. Er veranstaltete zuerst Kurse, zu denen ich während zweier Kriegswinter alle Sonnabend nach Frankfurt hinüber fuhr, und stiftete dann die erste ordentliche Professur für Soziologie, die in Deutschland errichtet wurde, mit der Bedingung, daß ich als erster berufen würde, und das Ministerium bot mir die Stellung an. Ich schwankte lange, ob ich annehmen

sollte. Ich mußte meine Schüler, mit denen ich in der schönsten Weise zusammen arbeitete und lebte, mußte meine Heimatstadt verlassen; freilich zeigte diese gerade damals, unmittelbar nach dem Zusammenbruch, eine Physiognomie, die mich anwiderte. Sie hat in ihrer Urgesundheit diese Krankheit zum Glück schnell genug wieder überwunden, aber damals trug die schlimme Veränderung stark dazu bei, meinen Entschluß zu bestimmen. Den Ausschlag gab schließlich die Sorge um Weib und Kind. Ich hatte zum zweitenmal geheiratet, eine in Frankreich geborene und erzogene vornehme Engländerin; wir hatten ein herzlich geliebtes Kindchen und weder Vermögen noch Aussicht auf ein solches. Unter diesen Umständen fiel die Sicherung, die das Amt den Meinigen im Falle meines frühen Todes gewährte, schwer ins Gewicht, und ich nahm an.

Ich hätte besser getan, abzulehnen. Aus vielen Gründen. Zunächst wäre ich ganz bestimmt wenige Wochen später in Berlin selbst zum Ordinarius ernannt worden, zusammen mit drei anderen, ebenfalls älteren und ebenfalls wohlgeachteten Dozenten: Jastrow, Ballod und von Borkiewitz, und ich hätte mich auch materiell dabei wesentlich besser gestanden als in Frankfurt, obgleich der Minister, damals Hänisch, mir sofort das Höchstgehalt zugebilligt hatte. Aber die Einnahmen aus Kolleggeldern wären an der Riesenuniversität Berlin ungleich größer gewesen als in dem verhältnismäßig kleinen Frankfurt. Jedoch das sind schließlich wenig wichtige Dinge: ich hatte zu leben und war materiell gesichert. Schlimmer war, daß es mir in Frankfurt entfernt nicht so gut wie in Berlin gelang, eine Gemeinschaftsgruppe von Schülern um mich zu sammeln. Auch in Berlin hätte ich in jener Zeit das alte Niveau wohl nicht mehr erreichen können; denn die Not unter den Studenten war allzu groß, als daß sie wie in der früheren Friedenszeit sich jahrelang der reinen Wissenschaft hätten hingeben können. Sie waren fast sämtlich gezwungen, mit möglichster Beschleunigung auf den Abschluß ihres Studiums zu drängen, weil die schmalen Mittel nicht weiter reichten; viele waren auch Werkstudenten. Der Erwerb wertvollerer Bücher war den meisten unmöglich, was den Seminarbetrieb aufs äußerste erschwerte. Und die persönliche Fühlung, das echte

Freundschaftsverhältnis zwischen dem Führer und den Geführten, entbehrte jetzt auch der schmalen materiellen Basis, auf der es in Berlin geruht hatte. Ich hatte dort regelmäßig nach dem Seminar mit meinen Schülern bei einem Glase Bier in einem sehr bescheidenen Kneipchen zusammengesessen, in einem Gespräch, das nicht nur unserer Wissenschaft galt, sondern in dem wir uns über alle Dinge aussprachen, die den einzelnen und die ganze Gemeinschaft bewegten; und ich hatte weiterhin fast regelmäßig wissenschaftliche Exkursionen unternommen, bei denen wir uns menschlich immer nähertraten. All das war in jenen schrecklichen Jahren unmöglich; vielen meiner Schüler war die Ausgabe für das eine Glas Bier oder den einen Becher echt Frankfurter Apfelweins unerschwinglich, und der einzige Seminaerausflug, den ich zustande brachte, wurde nur dadurch möglich, daß meine jungen Freunde die wunderbarste Gastfreundschaft aller der Firmen genossen, deren Einrichtungen wir studierten: des Hauses Ullstein, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, deren damaliger Generaldirektor Peierls Ehrendoktor meiner Fakultät ist, und schließlich meiner eigenen Siedlungs-Treuhand-Gesellschaft, die die ganze Gesellschaft in Bärenklau begastete.

Diese Not hätte mir gewiß auch in Berlin die Arbeit erschwert, aber ich hätte doch dort den stattlichen Kern älterer Schüler gehabt, die schon in Amt und Würden waren und sozusagen die Unteroffiziere und Subalternoffiziere des Betriebes darstellten.

Und schließlich und vor allem: in Frankfurt herrschte ein anderer Geist als in Berlin. Die dortige Universität ist bekanntlich hervorgegangen aus den Senckenbergischen Instituten einerseits und der Handelshochschule andererseits. Die Fakultät, in die ich berufen wurde, hat die amtliche Aufgabe, gleichzeitig als Handelshochschule zu wirken. Das bedingt, daß ihre Arbeit sehr stark auf die Ausbildung von Praktikern des Wirtschaftslebens gerichtet sein muß, mehr als an den alten Universitäten, die ihre Aufgabe immer noch vorwiegend in der Ausbildung von Wissenschaftlern erblicken. In Frankfurt spielen die drei Vertreter der Handelswissenschaft, der neuerdings sogenannten „Betriebswirtschaftslehre“, bei der Kleinheit der Fakultät schon rein

zahlenmäßig eine sehr starke Rolle; und jener Umstand bewirkt selbstverständlich auch eine andere Zusammensetzung der Studentenschaft; es überwiegen die Elemente, die nach Abschluß des Studiums unmittelbar in die kaufmännische oder eine andere Praxis einzutreten beabsichtigen, und entsprechend seltener sind diejenigen jungen Leute, die vorwiegend wissenschaftliche Interessen haben. Aus diesen Gründen paßte ich mit meiner Eigenart als ausgesprochener Theoretiker und Universalist nicht recht dorthin. Ich habe nicht die mindeste Veranlassung, mich über die Haltung der meisten meiner verehrten Kollegen zu beschweren; sie kamen mir mit aller Freundschaft entgegen, und das persönliche Verhältnis zu fast allen war ein sehr erfreuliches. Aber ich glaube doch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß nur wenige von ihnen meine Arbeit und ihre Ergebnisse so würdigten, wie ich es hätte hoffen können. Und die Studenten waren, namentlich seit der Einführung des Examens als Diplomvolkswirt, derart mit Pflichtvorlesungen überlastet, daß für mein Hauptfach, die Soziologie, nur sehr wenigen die Zeit und die Kraft übrigblieben. Ich las eine meiner schönsten Vorlesungen, über den „Staat“, im Winter 1927 vor einem Auditorium von nur etwa dreißig bis vierzig Hörern, von denen noch dazu die meisten nicht meiner Fakultät angehörten. Man versteht, daß einem Dozenten, der wie ich gewöhnt war, vor sehr großen Höferschaften zu sprechen, dabei die Lust am Lehren nicht gerade gesteigert wurde.

Es kam dazu, daß mir das Frankfurter Klima nicht zusagte. An die stählerne Seeluft Berlins gewöhnt, empfand ich die weiche Luft des Main-Rheintals als lähmend. Und, was schlimmer war, sie wirkte verstärkend auf das alte Erbübel, an dem ich leide, an dem meine liebe Schwester Paula Dehmel 1918 in verhältnismäßig jungem Alter starb: auf die chronische Bronchitis. Es ist merkwürdig, daß ich, freilich vorerst in sehr milder Weise, von der ersten Krankheit geplagt werde, die ich als junger Kliniker studierte, der ersten, die ich bei Leyden diagnostizierte, dem Lungenemphysem. Es ist das ein Leiden, das gerade für einen Berufsdredner, und das ist ja mehr oder weniger ein Professor, überaus störend ist.

Über meiner Frankfurter Zeit waltete ein schwerer Unstern. Meine bis dahin herrliche Gesundheit wurde schwer erschüttert. Zweimal erkrankte ich an einer Grippe mit sehr unangenehmen Nachwirkungen, zuerst einer Siebbeinentzündung, die mich jahrelang plagte, das zweitemal an einer Herzschwäche, die freilich bald wich. Dann warf mich eine Blutvergiftung nach einem winzigen chirurgischen Eingriff volle zehn Wochen auf das Krankenlager; ich entrann nur mit knapper Not dem Tode. Und zuletzt brach ich mir bei einem unglücklichen Sturz den Schenkel und wurde zum Krüppel; ich mußte meine geliebten Berge aufgeben. Weitaus das ärgste aber, was mich traf, war der Tod meiner lieben Frau, die auf dem Schlachtfelde der Frauen blieb, mit dem zweiten Kinde, das sie mir schenken sollte. Nicht einmal ganze fünf Jahre großen Glücks waren uns beschieden gewesen.

Ich hatte in Frankfurt eine Reihe lieber Freunde gewonnen, Männer und Frauen von Geist und Herz, die mich liebten und betreuten. Aber nach allem, was ich hier eben zu erzählen hatte, versteht man, daß ich es ablehnte, die drei Gnadenjahre anzunehmen, die ich nach Erreichung der Altersgrenze ganz bestimmt noch hätte haben können, und mich emeritieren ließ. Es war nicht nur die Sehnsucht nach der Vaterstadt, nach ihrer vertrauten Luft und Sprache, es war vor allem die große Lebensaufgabe, die mich zurückrief, die Förderung der Siedlung. Nur in Berlin, dem Sitz der Parlamente, aller Ämter, der meisten einflußreichen Persönlichkeiten, konnte ich das wenige an Einfluß, das ich mir erworben habe, zu voller Wirksamkeit einsetzen.

So kehrte ich denn im März 1929 Frankfurt für immer den Rücken. Zum Teil aus dem Grunde, weil ich in Berlin keine Wohnung finden konnte, die mir zusagte, und deren Miete ein emeritierter Professor aufbringen konnte, hauptsächlich aber aus dem wichtigeren Grunde, weil ich die Entwicklung meines Werkes einmal einige Jahre hindurch aus der nächsten Nähe beobachten wollte, mietete ich von meiner Gesellschaft das zum Teil leerstehende Herrenhaus ihres neuerworbenen Gutes Lüdersdorf. Ich habe dort zwei schöne und arbeitsreiche Sommer durchlebt; zum erstenmal sah ich armer Asphaltmensch die Natur er-

wachen, freute mich an den ersten gelben Winterlingen und weißen Schneeglöckchen und durchlebte die große Sinfonie der Natur in ihrem brausenden Aufschwung bis zur Lindenblüte und in ihrem Ausklingen bis zum Fall des letzten Blattes. Damit hat ein neues, hat wahrscheinlich das letzte Kapitel meines Lebens begonnen.

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Der große Hof und das kleine Berlin</i>	5
<i>Kleinstadt Berlin</i>	17
<i>Elternhaus</i>	24
<i>Schule</i>	37
<i>Extrawürste</i>	45
<i>Wanderungen und Reisen</i>	52
<i>Schwere Berufswahl</i>	58
<i>Burschenzeit I (Freiburg)</i>	65
<i>Burschenzeit II (Berlin)</i>	70
<i>Studium</i>	76
<i>Junge Praxis</i>	84
<i>Das Haupt der Meduse</i>	91
<i>Jugendfreundschaften</i>	99
<i>Sturm und Drang</i>	108
<i>Kreise</i>	117
<i>Irrwege</i>	126
<i>Liberaler Sozialismus</i>	133
<i>Die „Utopie“</i>	141
<i>Soziale Experimente</i>	151
<i>Siedlungen</i>	159
<i>Bärenklau</i>	169
<i>Schriftsteller</i>	179
<i>Kritik und Kritiker</i>	189
<i>Alpenfahrten</i>	195
<i>Privatdozent</i>	203
<i>Zionismus</i>	212
<i>Im Weltkrieg</i>	221
<i>Ober-Ost</i>	229
<i>Revolutionstage</i>	241
<i>Ordinarius</i>	250
